4° It. sing.
241 t

<36635277810018

<36635277810018

Bayer. Staatsbibliothek

ROBERT HERMANN SCHOMBURGK'S

REISEN IN GUIANA UND AM ORINOKO.

ROBERT HERMANN SCHOMBURGK'S

REISEN
IN GUIANA UND AM ORINOKO

WÄHREND DER JAHRE 1835—1839.

NACH

SEINEN BERICHTEN UND MITTHEILUNGEN
AN DIE GEOGRAPHISCHE GESELLSCHAFT IN LONDON

HERAUSGEGEBEN VON

O. A. SCHOMBURGK.

MIT EINEM VORWORT

VON

ALEXANDER VON HUMBOLDT

UND DESSEN ABHANDLUNG ÜBER EINIGE WICHTIGE ASTRONOMISCHE
POSITIONEN GUIANA'S.

Mit 6 colorirten Ansichten und einer Karte.

LEIPZIG, 1841.

VERLAG VON GEORG WIGAND.

STADTBIBLIOTHEK ZU HOMBURG V. D. H.

Wb/63/2408

Stadtbibliothek
v. d. H.
Gg 666
Bayerische Staatsbibliothek München

Verzeichniss der Subscribenten

auf

R. H. SCHOMBURGK'S
Reisen in Guiana und am Orinoko.

Amsterdam.

Die Buchhandlung von C. G. Sülpke. 1 Expl.

Ansbach.

Bei M. Dollfuss:

Herr Regierungs-Präsident von Andrian, für die Regierungs-Bibliothek. 1 „

Arnsberg.

Bei A. L. Ritter:

Herr wirkl. Geheime Ober-Finanz-Rath und Regierungs-Präsident Kessler. 1 „

Augsburg.

Die M. Rieger'sche Buchhandlung. 1 „

Bautzen.

Bei F. A. Reichel:

Herr Reichsgraf Franz von Salm-Reifferscheid, Herr der Herrschaft Haynsbach etc. 1 „

In Schulze's Buchhandlung:

Herr J. F. Enderlein in Herrnhut. 1 „

Berlin.

Bei W. Besser:

Herr Alexander von Éfremoff, Particulier . . 1 „
Herr Karl Ritter, Dr. u. Professor, Mitglied der Academie etc. 1 „
Herr von Panoff. 1 „
Herr von Turgéneff. 1 „

Bei Alex. Duncker:

Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV., König von Preussen. 1 „
Se. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm von Preussen. . . 1 „

In der Gropius'schen Buchhandlung:

Se. Durchlaucht, B. Fürst Radziwill. 1 „
Die Gropius'sche Buchhandlung. 1 „

Bei C. H. Jonas:

Herr Prof. Dr. Schoenlein. 1 Expl.

Bei E. S. Mittler:

Der Königl. grosse Generalstab. . . . 1 "
Die Buchhandlung von E. S. Mittler. 1 "

In der Nicolai'schen Buchhandlung:

Herr Rittergutsbesitzer v. d. Osten auf Warnitz. . . 1 "

In der Plahn'schen Buchhandlung:

Die Bibliothek des Königl. grossen Generalstabes. 1 "

Die Buchhandlung von E. H. Schröder. 1 "

Bern.

Die Buchhandlung von J. F. J. Dalp. 1 "

Bei J. J. Burgdorfer:

Se. Excellenz, Herr Graf von Bombelles, k. k. Oestreichischer Gesandter bei der Schweizerischen Eidsgenossenschaft in Bern. 1 "
Die Lesegesellschaft in Bern. 1 "
Herr J. R. Schuttleworth, Esqr. 1 "
Herr von Wattenwyl-Frisching. 1 "

Bielefeld.

Bei A. Helmich:

Herr Nic. Steller, Kaufmann in Herford. . . . 1 "

Bonn.

Bei A. Marcus:

Die Königl. Universitäts-Bibliothek. . . . 1 "
Das Königl. Ober-Burg-Amt. . , . . 1 "

Braunschweig.

In der Schulbuchhandlung:

Herr Graf von der Schulenburg-Hehlen. . . . 1 "
Herr R. Graf von Veltheim-Harbke. . . . 1 "

Bremen.

Herr Senator von Halem, in Norden. 1 "
Herr C. F. L. Hartlaub, Kaufmann. 1 "
Das Museum. 1 "

Breslau.

Bei J. Max & Co.:

Die höhere Bürgerschule. 1 "
Das Königl. Ober-Bergamt für d. Schlesischen Provinzen. 1 "
Die Gräfl. von Hochberg'sche Bibliothek in Fürstenstein. 1 "

Herr Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Professor und Präsident der K. L. C. Academie. 1 Expl.

Bromberg.

Bei E. S. Mittler:

Herr Graf von Swinarski. 1 „

Cassel.

Bei W. Appel:

Die Kurfürstl. Landes-Bibliothek. 1 „

Bei Th. Fischer:

Herr Wilh. Jaeckel, Kaufmann. 1 „

Chemnitz.

Bei W. Starke:

Herr Moritz Hütter in Erdmannsdorf. 1 „

Cöslin.

Bei C. G. Hendess:

Die Bibliothek des Gymnasiums. 1 „

Copenhagen.

Die Gyldendal'sche Buchhandlung. 1 „

Danzig.

Bei S. Anhuth:

Die Bibliothek der naturforschenden Gesellschaft. 1 „

Bei F. S. Gerhard:

Herr K. Polizei-Rath Berger. 1 „
Herr K. Navigations-Director C. S. Lous. . . . 1 „

Darmstadt.

Bei C. Dingeldey:

Die Grossherzogl. Hess. Hofbibliothek. . . . 1 „

Die Buchhandlung von Ludwig Pabst. 1 „

Dessau.

Die Buchhandlung von Fritsche & Sohn. 1 „

Dortmund.

Bei H. Köppen:

Die Bibliothek des K. Westph. Ober-Bergamts. 1 „

Dresden.

In der Arnoldischen Buchhandlung:

Herr Dr. W. Abendroth, kaiserl. russ. Hofrath in Dresden. 1 „
Die Königl. chirurg. medicin. Academie. . . 1 „

Herr Hofrath Dr. von Ammon, Leibarzt Sr. Majestät des Königs von Sachsen.	1 Expl.
Die Arnoldische Buch- und Kunsthandlung.	1 „
Herr Professor und Gymnasial-Director Blochmann.	1 „
Herr Hof- und Medicinalrath Dr. G. Carus.	1 „
Se. Excellenz Herr Minister Forbes.	1 „
Se. Excellenz Herr Minister von Lindenau.	1 „
Herr Hof- und Medicinalrath Dr. B. W. Seiler	1 „
Herr Prof. F. A. Rossmaessler in Tharand.	1 „
Herr Hofrath Dr. Weigel.	1 „

Elberfeld.

bei J. Loewenstein & Co.:

Herr Peter Kohl, Kaufmann.	1 „

Frankfurt a. M.

In der Andreäischen Buchhandlung:

Se. Durchlaucht Prinz Maximilian von Neuwied.	1 „

In der Hermann'schen Buchhandlung:

Herr Dr. jur. C. H. Haeberlin.	1 „

In der Jaeger'schen Buchhandlung:

Ihre Hochfürstliche Durchlaucht, die regierende Frau Fürstin von Isenburg-Birstein in Birstein.	1 „

Frankfurt a. d. O.

Bei R. Horwitzky:

Herr Graf von Hardenberg, Obristlieutenant und Standesherr auf Neu-Hardenberg.	1 „

Freyberg.

Bei Craz & Gerlach:

Herr. G. Fr. Wolf, Ober-Hütten-Vorsteher.	1 „

Glogau.

Bei A. H. Sörgel:

Hern H. J. Graf von Schweinitz, Majoratsherr der Herrschaft Dieban bei Steinau in Schlesien.	1 „

Göttingen.

Bei R. Deuerlich:

Herr Professor Listing.	1 „
Herr Dr. Wappaeus.	1 „

In der Dieterich'schen Buchhandlung:

Die Königl. Universitätsbibliothek.	1 „

Grätz.

Bei Damian & Sorge:

Herr Baron von Laetsch, Oberlieutenant und Brigade-Adjutant. 1 Expl.

Die Ferstl'sche Buchhandlung. 1 "

Grünberg.

Bei W. Levysohn:

Herr Friedrich Wilhelm Meigen. 1 Expl.

Halberstadt.

Bei F. A. Helm:

Se. Erlaucht, der regierende Herr Graf Heinrich zu Stollberg-Wernigerode in Wernigerode. . . . 1 "

Halle.

Die Buchhandlung des Waisenhauses. . . 1 "

Bei J. F. Lippert:

Herr Steinicke, Rector im Kloster Donndorf bei Artern. . 1 "

Bei C. A. Schwetschke & Sohn:

Herr Professor Dr. von Schlechtendal, Director des botan. Gartens in Halle. 1 "

Hamburg.

Bei Gustav Bödecker:

Freiherr von Ehrenstein, Adjutant der Hanseatischen Cavallerie-Division. 1 "

Bei J. P. Erié:

Die Commerzbibliothek. 1 "
Die W. Bernhardt'sche Leihbibliothek. 1 "

Die Buchhandlung von Hoffmann & Campe. . . . 1 "

Hannover.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung:

Herr Medicinalrath Dr. Krause. 1 "
Herr Schnedermann, Justiz-Commissarius in Leer. . 1 "
Herr Wedekind, Leihbibliothekar. 1 "
Die Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1 "

Heidelberg.

Bei Karl Groos:

Die Grossherzogl. Universitätsbibliothek. . 1 "

Innsbruck.

In der Wagner'schen Buchhandlung:

Herr Joh. Schuler, Dr. d. R., ständ. Archivar in Innsbruck. 1 Expl.
Herr Prof. M. Scherer, Universitätsbibliothekar. . . 1 "

Klagenfurt.

In der Sigmund'schen Buchhandlung:

Herr Leopold Graf von Welserheimb, k. k. wirkl. Kämmerer und Gubernialrath, Kreishauptmann in Klagenfurt. 1 "

Königsberg.

Bei Gräfe & Unzer:

Herr Graf v. d. Groeben auf Ponarien. 1 "
Die Physikalisch-Oekonomische Gesellschaft in Königsberg. 1 "

Leipzig.

Bei C. H. Reclam:

Herr Gymnasialdirector C. Peter in Meiningen. . . 1 "

Bei Philipp Reclam:

Herr Sendig. 1 "

Bei Georg Wigand:

Herr Hofrath Christian Friedr. Kees. . . . 1 "

Leyden.

Bei S. & J. Luchtmans:

Herr Prof. J. van der Hoeven. 1 "
Herr Prof. C. G. C. Reinwardt. 1 "
Die Buchhandlung von S. & J. Luchtmans. . . . 2 "

Linz.

Bei Eurich & Sohn:

Herr Prälat Dominik, Sr. k. k. apost. Majestät wirkl. Rath im Stift Schlägl. 1 "

Bei Vinz. Fink:

Herr Stregzeck in Budweis. 1 "

Magdeburg.

Die Creutz'sche Buchhandlung. 2 "

In der Rubach'schen Buchhandlung:

Herr Joh. David Schwartz, Kaufmann, Fabrik- und Gutsbesitzer. 1 "

Meissen.

Bei F. W. Goedsche:

Herr Generallieutenant von Miltitz auf Siebeneichen. . 1 Expl.

Merseburg.

Bei Fr. Louis Nulandt:

Herr Regierungs- und Schulrath Karo. 1 „
Der Historische Lese-Verein. 1 „

Moskau.

Herrn Fr. Severin's Buchhandlung. 2 „

München.

Se. Durchlaucht Constantin, Fürst von Löwenstein-Werthheim, Königl. Bayer. General-Lieutenant und General-Adjutant. 1 „
Die Königl. Bayersche Hof- u. Staatsbibliothek 1 „

Münster.

Bei Fr. Regensberg:

Herr Reichs-Freiherr von Landsberg-Steinfurt. . 1 „

Nordhausen.

Bei F. Förstemann:

Herr C. John, für eine Gesellschaft. 2 „

Nürnberg.

Die Buchhandlung von Riegel & Wiessner. . . 1 „

Oldenburg.

In der Schulze'schen Buchhandlung:

Die Grossherzogl. Oldenburg. Bibliothek. . . 1 „

Oppeln.

in der Baron'schen Buchhandlung:

Herr Wlocha, Regier. Direct. a. D. 1 „

Paderborn.

Herrn W. Crüwell's Buchhandlung. 1 „

Pesth.

Bei Gust. Heckenast:

Herr Peter von Benjovozky, Tabular-Advokat und Gerichts-Tafel-Beisitzer mehrer Comitate. . . . 1 „
Se. Excellenz Herr Baron Ignaz v. Lederer, commandirender General in Ungarn, Ritter mehrer Orden, k. k. wirklicher Geh. Rath, General der Cavallerie etc. etc. . 1 „

St. Petersburg.

Die Buchhandlung von Eggers & Co. 12 Expl.

Posen.

Bei J. J. Heine:

Herr Prof. Dr. Löw. 1 "

Bei E. S. Mittler:

Herr Director Wendt. 1 "

Potsdam.

Bei F. Riegel:

Herr Schwinge, königl. Preuss. Amts-Controlleur. . 1 "

Prag.

Bei Borrosch & André:

Herr Graf Franz Desfours Walderode, k. k. Kämmerer. 1 "
Herr Joseph Ditmar Graf von Nostitz. 1 "
Se. Excellenz Herr Reichs-Altgraf Franz v. Salm Reifferscheid, S. k. k. Majestät wirkl. Geheimerath u. Kämmerer. 1 "

In J. Dirnböck's Buchhandlung:

Herr Joseph Graf v. Nostitz und Rienek, k. k. wirkl. Geheimerath und Kämmerer. 1 "

Reval.

Die Buchhandlung von G. Eggers. 3 "

Rostock.

In der Stiller'schen Hofbuchhandlung:

Die Bibliothek der Ritter- und Landschaft. . 1 "
Herr von Kardorff auf Remlin. 1 "
Frau Ch. v. d. Lühe, geb. von Lowtzow auf Zarnewantz. . 1 "
Die Universitäts-Bibliothek. 1 "

Schweinfurt.

Bei Chr. Wetzstein:

Herr Dr. Balling, königl. Brunnen Arzt in Kissingen. . 1 "

Solothurn.

Bei Jent & Gassmann:

Herr Prof. Dr. L. Agassiz in Neuchatel. . . . 1 "

Speyer.

In der Lang'schen Buchhandlung:

Se. Durchlaucht Fürst Eugen von Wrede, Regierungs Praesident der Pfalz. 1 "

Stettin.

In der Nicolai'schen Buchhandlung:

Die Bibliothek des K. IX. Inf.-Regim. in Stettin. 1 Expl.

Stuttgart.

Se. Majestät, der König Wilhelm von Württemberg. . 1 "
Die königl. öffentl. Bibliothek. 1 "
Herr Franz Euting, Stadt Schultheissen-Amtsactuar. . 1 "
Herr. Carl Hoffmann, Verlags-Buchhändler. . . . 1 "

Bei F. H. Köhler:

Se. königl. Hoheit, Herr Herzog Paul Wilhelm v. Württemberg. 1 "

Torgau.

In der Wienbrack'schen Buchhandlung:

Die Bibliothek des königl. XX. Infanterie Regiments in Torgau. 1 "
Die königl. VI. Divisions-Schule in Torgau. . . . 1 "

Tübingen.

Bei L. F. Fues.

Herr Prof. Dr. Hugo Mohl 1 "

Wien.

Bei Braumüller & Seidel:

Se. Gnaden, der Herr Prälat von Herzogenburg. . . 1 "

Herrn C. Gerold's Buchhandlung 12 "

Bei J. G. Heubner:

Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Johann. 1 "
Se. Hochw. Gnaden, Herr Altmann, Abt der Benedictiner Stifte zu Göttweig in Oestreich u. zu Szalawa in Ungarn, Dr. der Theol., k. k. N. Ö. Regierungs-Rath etc. 1 "
Das k. k. verein. Hof-Naturalien-Cabinet in Wien. 1 "

Bei C. F. Mörschner:

Herr Eugen Graf von Czernin, Oberst-Küchenmeister Sr. k. k. Majestät 1 "

Bei P. Rohrmann:

Se. Durchlaucht, Herr Fürst von Salm-Reifferscheidt-Krautheim in Wien. 1 "
Die k. k. Hof-Bibliothek in Wien. 1 "
Herr Leopold Graf von Kannitz. 1 "

Bei Schaumburg & Co.:

Se. kaiserl. Hoheit, Erzherzog Carl von Oestreich. . 1 "
Se. kaiserl. Hoheit, Erzherzog Stefan von Oestreich. . 1 "

Ihre kaiserl. Hoheit, Frau Erzherzogin Sofie von Oestreich. 1 Expl.
Se. kaiserl. Hoheit, Erzherzog Johann von Oestreich. . 1 „
Se. Durchlaucht, der regierende Fürst Louis Lichtenstein. 1 „
Ihre Durchlaucht die verwittwete Frau Fürstin Josephine von Lichtenstein. 1 „
Ihre Durchlaucht, Frau Fürstin Schwarzenberg, geb. Fürstin Lichtenstein. 1 „
Ihre Durchlaucht, Frau Fürstin Fablonowska. . . 1 „
Herr Graf Bellegarde, k. k. Feldmarschall. . . . 1 „
Se. Excellenz Herr Graf Johann Keglevics. . . 1 „
Herr Graf Franz Dietrichstein-Proskau. . . 1 „
Herr von Laforest. 1 „

Bei Tendler & Schaefer:

Sr. k. k. Hoheit, Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn. . 1 „
Se. Durchlaucht Fürst von Metternich, k. k. Oestreich. Haus-Hof- u. Staats-Kanzler. 1 „
Herr Berthold Sengschmidt, Prof. am k. k. Schotten-Gymnasium. 1 „

Bei J. B. Wallishauser:

Herr P. von Stubenrauch, Director der k. k. Hoftheatermalerei. 1 „

Bei Fr. Wimmer:

Herr Hanschel, Professor in Wien. 1 „
Herr Joseph Kissling, Techniker. 1 „
Herrn Fr. Wimmer's Buchhandlung. 2 „

Würzburg.

Bei Voigt & Mocker:

Herr Max Römer, k. b. Landrichter in Aub bei Würzburg. 1 „

Zürich.

Bei Meyer & Zeller:

Die Naturforschende Gesellschaft in Zürich. . 1 „

Bei Fr. Schulthess:

Herr Graf Bentzel-Sternau auf Marienhalden am Zürchersee. 1 „

VORWORT

VON

ALEXANDER VON HUMBOLDT.

Die denkwürdige geographische Entdeckungsreise des Herrn Robert Schomburgk, deren Resultate hier mitgetheilt werden, hat mir am späten Abend eines vielbewegten Lebens einen grossen Genuss verschafft. Nach einer mehr als zweihundert geographische Meilen langen, nicht immer gefahrlosen Flussreise auf dem Meta, Orinoco, Atabapo, Rio Negro und Cassiquiare (der letztere Fluss macht die Verbindung zwischen dem Wasserbecken des Orinoco und des Amazonen-Stromes), war ich an den Fuss des mächtigen Gebirgsstockes Duida gelangt, in die indische Mission der Esmeralda. Was jenseits lag in Osten gegen die Quelle des Orinoco, die Gebirgskette Pacaraima, den Essequibo und die Meeresufer der Guyana hin, war, wie eine unbekannte Welt, verschlossen. Nur vereinzelte Notizen über die Wanderungen ganz ungebildeter, unwissenschaftlicher Europäer liessen Vermuthungen über das Flussnetz wagen, welches eine weite, fast menschenleere, aber mit der üppigsten Tropen-Vegetation geschmückte Einöde durchflicht. Ich machte damals Vorschläge über die Richtungen und Wege, auf welchen jener Theil des Süd-Amerikanischen Continents aufgeschlossen werden könnte. Diese Wünsche, welche ich in meinem Reiseberichte, nach der Rückkunft aus Mexico, so lebendig ausdrückte, sind nach vierzig Jahren erfüllt,

ja reichlich erfüllt worden. Mir ist noch die Freude geworden, eine so wichtige Erweiterung unseres geographischen Wissens erlebt zu haben, die Freude auch, dass ein so kühnes, wohlgeleitetes, die hingebendste Ausdauer erheischendes Unternehmen von einem jungen Manne ausgeführt worden ist, mit dem ich mich durch Gleichheit der Bestrebungen, wie durch die Bande eines gemeinsamen Vaterlandes verbunden fühle. Diese Verhältnisse haben mich allein bewegen können, die Scheu und Abneigung zu überwinden, welche ich, mit Unrecht vielleicht, vor den einleitenden Vorreden fremder Hand habe. Es war mir ein Bedürfniss, meine innige Achtung für einen talentvollen Reisenden öffentlich auszusprechen, der, von einer Idee geleitet, von dem Vorsatze, aus dem Thal des Essequibo bis zur Esmeralda, von Osten gegen Westen, vorzudringen, nach fünfjähriger Anstrengung und Leiden, deren Übermaass ich aus eigener Erfahrung theilweise kenne, das vorgesteckte Ziel erreicht hat. Muth bei der augenblicklichen Ausführung einer gewagten Handlung ist leichter zu finden und setzt weniger innere Kraft voraus, als die lange Geduld, physische Leiden zu ertragen, von einem geistigen Interesse tief angeregt, vorwärts zu gehen, unbekümmert über die Gewissheit, mit geschwächteren Kräften auf dem Rückwege dieselben Entbehrungen wieder zu finden. Heiterkeit des Gemüths, fast das erste Erforderniss für ein Unternehmen in unwirthbaren Regionen, leidenschaftliche Liebe zu irgend einer Classe wissenschaftlicher Arbeiten (seien sie naturhistorischer, astronomischer, hypsometrischer oder magnetischer Art), reiner Sinn für den Genuss, den die freie Natur

gewährt, das sind die Elemente, die, wo sie in einem Individuum zusammentreffen, den Erfolg einer grossen und wichtigen Reise sichern.

Fast alle Theile der Naturwissenschaften sind durch die langjährigen Arbeiten Robert Schomburgk's bereichert worden. Die botanischen und zoologischen Sammlungen haben eine grosse Zahl neuer Formen (Typen) dargeboten. Durch Lindley und Georg Bentham ist bereits ein Theil der mitgebrachten Pflanzen beschrieben worden. Riesenmässige Orchideen, baumartige Grasarten und zwei prachtvolle Gattungen, die den Namen zweier Königinnen führen, Victoria und Elisabetha regia, gehören zu den wundervollsten Bildungen der vegetabilischen Tropenwelt. Das schwimmende Blatt der Victoria hat fünf bis sechs Fuss Durchmesser, während die Blume, im heissen Strahle der Sonne geöffnet, vier Fuss im Umfange zählt. Ausser den wohlgetrockneten Pflanzen und den Sämereien, die unsere botanischen Gärten bereichert haben, hat der Reisende auch eine wichtige Sammlung von Pflanzen-Abbildungen mitgebracht, an Ort und Stelle theils von ihm selbst, theils unter seiner Direction gezeichnet. Von allen Gebirgsarten in einer Strecke von acht Längengraden sind wohlausgewählte Fragmente eingeschickt worden. Da einzelne Theile dieser Sammlungen, wie herrliche Kunstproducte von Federschmuck, durch die sorgsame Güte des Reisenden in die hiesigen öffentlichen Sammlungen niedergelegt worden sind, so kann ich den Werth und die vortreffliche Erhaltung derselben bezeugen. Aber der Hauptzweck der Unternehmung war nicht ein naturhistorischer: es war, wie ihn

die königliche geographische Societät zu London im November 1834 bezeichnet hatte, die astronomische Verbindung des Littorals der britischen Guyana mit dem östlichsten Punkte des Ober-Orinoco, zu dem ich meine Instrumente gebracht hatte. Das Problem ist zur Zufriedenheit jener berühmten, um die allgemeine Erdkunde so hochverdienten Gesellschaft von Robert Schomburgk gelöst worden.

Wenn ich die *Map of Guayana to illustrate the route.* 1840, welche dem grossen englischen Prachtwerke: *Views in the Interior of Guiana* beigegeben ist und die letzten Resultate des Reisenden enthält, mit meiner Karte des Orinoco vom Jahr 1814 (*Atlas géogr. et phys. du Nouveau Continent nº XVI.*) und mit der General-Karte der Republik Colombia 1825 (*Atlas nº XXII.*), welche meine Combinationen über die Mesopotamie zwischen dem Ober-Orinoco, Essequibo und Rio Branco darstellt, vergleiche, so ergeben sich folgende Unterschiede und Berichtigungen:

Astronomische Positionen.	Breite.		Länge.	
	Humboldt 1800	Schomb. 1840	Humboldt 1800	Schomb. 1840
Mission Esmeralda	3° 11′ 0″	3° 11′ 3″	68° 23′ 19″	68° 24′
Mündung des Padamo *	3° 12′ 0″	2° 53′ 0″	68° 8′ 0″	68° 10′
Mündung des Gehette *	3° 16′ 0″	2° 40′ 0″	67° 44′ 0″	67° 25′
Laguna Amucu *	3° 35′ 0″	3° 40′ 0″	62° 10′ 0″	61° 34′
San Joaquim *	3° 0′ 0″	3° 1′ 46″	63° 2′ 0″	62° 23′
San Carlos del Rio Negro	1° 53′ 42″	1° 55′ 0″	69° 58′ 39″	69° 57′
Mündung des Rio Branco *	1° 22′ 0″	1° 20′ 0″	64° 25′ 0″	63° 33′

Die Längen sind westlich vom Pariser Meridian. Die Mündung des Rio Branco (*Rio de aguas blancas*) in den Rio Negro hat südliche Breite. Die fünf mit Sternen bezeichneten Positionen gründen sich keinesweges auf meine

eigenen astronomischen Beobachtungen; sie sind bloss das Resultat von Combinationen und Vermuthungen in einer Region, in der es, besonders nördlich von dem Parallel des dritten Breitengrades und westlich vom Essequibo, im Jahr 1800 ganz an astronomischen Bestimmungen fehlte. Die wichtige Länderstrecke im Laufe des Corentyn, Berbice, Essequibo und Rupunuri, der See Amucu am Fuss der Gebirgskette Pacaraima, wie die ganze *terra incognita* zwischen dem Tacutu längs dem Rio Parime (meinem Uraricuera) bis zum Einfluss des Padamo in den Orinoco, und der Berg Duida bei der Mission Esmeralda, den wir beide trigonometrisch gemessen, ist von Robert Schomburgk zuerst topographisch erforscht worden. Die Combinationen, die ich gewagt, gründeten sich auf das Reise-Journal des Chirurgus Nicolas Hortsmann aus Hildesheim (Frühjahr 1740), das ich von D'Anville selbst abgeschrieben benutzen konnte, auf Manuscripte von Antonio Santos (1778), der aus den Missionen vom Carony über die Kette Pacaraima an den Rio Branco gelangt war, und auf die vortrefflichen handschriftlichen Flussaufnahmen der portugiesischen Fregatten-Capitäne Antonio Pires de Sylva Pontes Leme und Ricardo Franco d'Almeida de Serra (1787 und 1804), deren Mittheilung ich dem Herrn Grafen von Linhares zu Paris verdankte. Auch hatte ich, durch die Güte des portugiesischen Botschafters Chevalier de Brito Kenntniss von der merkwürdigen Reise des Oberst-Lieutenants Francisco Jose Rodriguez Barata erhalten, der 1793 durch den Rio Branco, den Tacutu und Sarauru in den Rupunuri und nach Surinam gelangte, indem er den Isthmus südlich vom Berg Cunucumo überschritt. Die Gebirgskette Pa-

caraima, die sich von Osten gegen Westen hinzieht und deren Gestaltung und Lage der geognostische Hauptcharakter der Gegend ist, habe ich auf meinen Carten ziemlich richtig in der Breite angegeben. Der neueste Reisende findet sie in der mittleren Richtung nur um zehen Minuten nördlicher als ich. Sie theilt die Wasser zwischen den Flussgebieten des Rio Branco und Caroni. Noch genauer habe ich die Breite der kleinen Lagune Amucu errathen, welche in der Mythe des Dorado und des grossen Beckens der Laguna Parime, von dem die Geographen sich so spät und ungern getrennt haben, eine wichtige Rolle spielt. Aber meine Längen des Sees Amucu, des Laufs des Rupunuri und des Forts von San Joaquim beim Zusammenfluss des Uraricuera mit dem Rio Branco sind um 36′ und 39′ im Bogen zu westlich. Bei der östlichsten Mündung des Rio Branco beträgt der Fehler der portugiesischen Karten selbst einen vollen Grad. Ich bin nur für die Positionen verantwortlich, die ich durch eigene Beobachtungen bestimmt habe. Meine Länge von Esmeralda, wie alle Längen des Orinoco, des oberen Rio Negro und des Cassiquiare habe ich chronometrisch verbunden mit absoluten, d. h. auf himmlische Phänomene (Sonnenfinsternisse, Jupiters-Trabanten) gegründeten Positionen des Littorals. Die zwiefachen Bestimmungen der Länge von Atures und Maypure in den grossen Cataracten des Orinoco, bei der Hin- und Herreise, haben dazu noch den Vortheil dargeboten, den täglichen Gang des Chronometers während der Schifffahrt südlich von den Cataracten (Raudales), durch Summirung und Vertheilung der Fehler, zu verbessern. Da nun ein überaus genauer Beobach-

ter, mein Freund Hr. Boussingault, Santa Fé de Bogota in Neu-Grenada (Cundinamarca) mit der Mündung des Meta chronometrisch verbunden und die Länge dieser Mündung genau, wie ich selbst, gefunden hat, so ist dadurch das ganze System meiner Längenbestimmungen im westlichen Theile von Süd-Amerika von Cartagena de Indias an, durch den Magdalenen-Strom bis Bogota, Quito und Guayaquil, ja bis zum Hafen Callao de Lima mit dem östlichen Längen-Systeme von Cumana, Caracas, dem Orinoco und Rio Negro verbunden, so dass jetzt durch Robert Schomburgk's, Boussingault's und meine Arbeiten die ganze Ausdehnung des Continents von dem Littoral des Atlantischen Oceans in der Guyana bis zum Littoral der Südsee astronomisch in der Länge, mittelst vieler Zwischen-Positionen, zu bestimmen versucht worden ist. Die numerischen Elemente, auf welchen diese Bestimmungen beruhen, liegen dem Publikum vollständig vor. In der messenden Geographie ist es nothwendig, bei der relativen Lage und wechselseitigen Abhängigkeit der Positionen von einander nicht aus dem Auge zu verlieren, worauf sich das gründet, was wir in jedem Zeitpuncte zu wissen glauben. Die Fortschritte, durch welche das Fehlende ersetzt, das unvollkommen Beobachtete verbessert wird, finden sich am lebhaftesten dann angeregt, wenn das Einzelne ohne Rückhalt veröffentlicht wird.

Der grössere Theil der bisherigen Erforschungs-Reisen hatten sich bisher in der waldigen und menschenleeren Wildniss des tropischen Süd-Amerika's auf die Flussthäler beschränkt. Erst Robert Schomburgk's Wege haben uns zwischen den Flussthälern Hochebenen kennen gelehrt,

die ein mildes Klima, eine von Mosquitos freie Atmosphäre gewähren. Viele dieser Höhen sind durch die Temperatur des siedenden Wassers bestimmt worden, ein Mittel, das auch in Persien am Hindukho und neuerlich von dem trefflichen Sir Alexander Burnes in Bactrien mit Recht da angewandt worden ist, wo die Natur der Reise den Transport und die Erhaltung der Barometer fast unmöglich machte.

Die ebenen Gegenden der Guyana zwischen dem Rupunuri, dem Amucu-See und dem Tacutu tragen alle Spuren ehemaliger grosser Wasserbedeckungen an sich. Man kann hier fragen, wie am Aral-See und an dem Theil des Caspischen Meeres, den ich selbst gesehen, ob jene zusammenhängenden Wasserbedeckungen erst in der sogenannten historischen Zeit durch Verdunstung verschwunden sind oder ob sie nicht vielmehr zu den frühesten Phänomenen der Erdbildung gehören. So viel ist wenigstens gewiss, dass es, seitdem Europäer in die östliche Guyana vorgedrungen sind, kein Mar de aguas blancas, kein Mar del Dorado, keine Laguna Parime, als Quelle vieler grosser Ströme, gab. Unkenntniss der Sprache der Ureinwohner, vielseitige Bedeutung der Wörter, die Fluss, grosses Wasser und Meer gleichzeitig bezeichnen, haben die gröbsten geographischen Irrthümer veranlasst. Bei dem conservativen System der Karten-Zeichner hat sich die Laguna Parime bis zu meiner Reise auf den Karten von Süd-Amerika erhalten. Die graphischen Darstellungen bleiben immer weit hinter der bereits erlangten Länderkenntniss zurück; ja, da die Reisenden selten selbst ihre Karten zu zeichnen wissen, so sind oft diese mit der Reisebeschreibung, zu der sie ge-

hören, im grellsten Widerspruch. Die Mythe des Dorado ist von Westen gegen Osten gewandert. Ich habe sie an einem andern Orte in ihren einzelnen Stationen verfolgt. *) Wie alle Mythen, ist sie an bestimmte Localitäten geheftet worden; und auch von dieser Seite ist das Licht, welches Robert Schomburgk über die Umgegend von Pirara und den See Amucu verbreitet hat, von grossem Interesse. Geschichte haben die rohen Stämme nicht, welche diese Niederung oder das angrenzende Bergland bewohnen. Ihre Sage „von ehemaligen hohen Wassern" ist nicht eine überlieferte Erinnerung aus einer chaotischen Urzeit. Soll man sie nicht vielmehr für eine der Meinungen halten, welche auch dem einfachen Naturmenschen bei dem Anblick der Erdoberfläche, bei den farbigen Streifen alter Wasserstände, zerstreuter Muscheln auf nahen Hügeln sich darbieten? Die inschriftartige Reihung nachahmender oder symbolischer Zeichen, welche man im Thale des westlichen Orinoco in beträchtlichen Höhen an schroffen Felswänden erblickt, können allerdings Erstaunen erregen. Auch über diese in Stein gehauenen Zeichen, („Werke der Vorfahren"), Werke einer Nation, die von den jetzigen Anwohnern wohl in Betriebsamkeit und Sitte verschieden war, theilt uns der deutsche Reisende merkwürdige Beobachtungen mit. Er hat am Rio Negro Abbildungen einer spanischen Galeote gefunden, also späteren Ursprungs als das 15te Jahrhundert, und in einer Region, wo seit der Ankunft der Spanier die Eingeborenen eben so roh waren als jetzt. Die Zone der sogenannten Inschriften,

*) Siehe Einleitung.

auf die schon Hortsmann aufmerksam machte, geht von Osten gegen Westen, vom Gebirge Pacaraima bis Uruana, in mehr als sechs Längengraden quer durch die Wildnisse von Guyana durch. Die eingegrabenen Zeichen mögen aber sehr verschiedenen Zeiten und verschiedenen Nationen angehören. Ein weites Feld ist hier der künftigen Beobachtung geöffnet. Man vergesse nur nicht, dass Völker sehr verschiedenartiger Abstammung in gleicher Rohheit, in gleichem Hange zum Vereinfachen und Verallgemeinern der Umrisse, durch innere geistige Anlagen getrieben, ähnliche Zeichen und Symbole hervorbringen können.

Diese wenigen Andeutungen zeigen, wie mannigfaltig die Richtungen sind, nach denen Hr. Robert Schomburgk den Erdstrich durchforscht hat, der vor seiner Reise gleichsam in Dunkel verhüllt lag. Den Muth, mit dem er sein Unternehmen vollbracht, hatte er aber, ehe er die Reise angetreten, schon auf eine andere und nicht minder edle Weise bewährt. Lange und schwer gegen die äusseren Hindernisse ankämpfend, welche dem Menschen die Welt verengen, hat er sich seine wissenschaftliche Bildung selbst gegeben. Was wir nicht aus Büchern schöpfen können, wurde ihm durch das Leben im Freien, durch den Anblick des gestirnten Himmels in der Tropenwelt, durch den unmittelbaren Contact mit der lebendigen Natur verliehen. In dem ehrenvollen Auftrage einer Landvermessung und allgemeineren naturhistorischen Erforschung von Guyana ist er am Ende des verflossenen Jahres von der britischen Regierung nach Amerika zurückgeschickt worden.

Berlin, im Februar 1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

STADTBIBLIOTHEK
ZU
HOMBURG V.D.H.

UBER EINIGE WICHTIGE PUNKTE DER GEOGRAPHIE GUYANA'S.

VON

ALEXANDER VON HUMBOLDT.

Die unermessliche Landstrecke, welche sich zwischen den drei Flussgebieten des Rupunury, des Caroni und des Rio Branko, d. h. zwischen den Zuflüssen des Essequibo, des untern Orinoko und des Amazonenstroms ausbreitet, hat glücklicherweise seit sechs Jahren die Aufmerksamkeit der Geographen von Neuem auf sich gezogen, und Arbeiten, die sich auf astronomisch bestimmte Lagen stützen, werden nach und nach die Stelle von Kombinationen einnehmen, welche nur auf unsichern Reiseberichten beruhen. Im Jahre 1831 untersuchte Herr William Hillhouse, von uneigennützigem Eifer geleitet, den Lauf des Massaruni. Der Kapitain Owen fuhr im Jahre 1833 auf dem Demerari bis zu der Stelle hinauf, wo sich bei dem grossen Katarakt der Fluss unter 5° 25′ nördl. Breite dem Essequibo, westlich von den Yéyabergen, bis auf eine Entfernung von vier Meilen nähert und hat der Geographie dieser wilden Gegenden durch Mittel, welche das höchste Vertrauen verdienen, einen Längenpunkt erwor-

ben, der den Reisenden zum Ausgangspunkte dienen kann, welche westlich und südöstlich vordringen und bei ihren Arbeiten den Chronometer in Anwendung bringen, um die Zeit von einem Orte zum andern zu tragen. Gegen das Ende des Jahres 1834 brachte die königl. geographische Gesellschaft zu London bei der Regierung eine Expedition in Vorschlag, deren doppelter Zweck es sein sollte, das Innere von britisch Guyana in Beziehung auf Geographie und Naturkunde im Allgemeinen zu durchforschen und die bereits richtig bestimmten Punkte[1] in den britischen Besitzungen mit dem östlichsten Theile des oberen Orinoko in der Nähe der Mission Esmeralda und dem Cerro-Duida zu verbinden, bis zu welcher ich meine Instrumente mittels einer Flussfahrt von mehr als 480 französische Meilen[2] getragen hatte. Da es für die astronomische Geographie vom lebhaftesten Interesse ist, die Grundlagen nicht aus den Augen zu verlieren, auf wel-

1 Journal der königl. geographischen Gesellschaft Bd. 6. Th. II. S. 7. u. 10. in den Zusätzen. Die von dem Gesellschaftssekretair, Kapitain Maconochie, redigirte Instruction sagt, „dass der Reisende, anstatt den Rio Branko hinab in den Rio Negro und mittels desselben in den Siapa oder Casiquiare (Herr Schomburgk schlägt den Padaviri vor, indem er diesen mit dem Siapa oder Idapa verwechselt) hinaufzufahren und auf solche Weise die Mission Esmeralda zu erreichen, den Orinoko von seiner Quelle bis Esmeralda hinabzuschiffen versuchen sollte, indem der Hauptzweck der Expedition die Verbindung der östlichsten von Herrn von Humboldt bestimmten Punkte mit denen des Essequibo sei."

2 Zwanzig Meilen auf einen Grad; diese ganze Strecke fasst, mit Ausnahme der Portage bei Javita, eine ununterbrochene Flussschifffahrt auf dem Apure, Orinoko, Atabapo, Temi, Tuamini, Rio Negro und Casiquiare in sich; diese ungeheure Linie von chronometrisch verbundenen Punkten ist durch die Reise der Herren Boussingault und Roulin auf dem Meta und durch die Uebertragung der Zeit von Bogota bis zum Zusammenfluss des Meta und des Orinoko mit dem System der bestimmten Punkte von Neu-Grenada verknüpft worden.

chen die Zeichnung von Karten des mittäglichen Amerika, nördlich vom Amazonenstrome, beruht, so muss ich hier erinnern: wenn es sich durch zuverlässige Beobachtungen, deren Einzelnheiten veröffentlicht würden, herausstellte, dass der Zusammenfluss des Orinoko und des Casiquiare (in der Nähe der Mission von Esmeralda) sich ungefähr unter 68° 37′ westlicher Länge von Paris befände, dann würde man zugleich den Felsen der Geduld (*piedra de la Paciencia*) an der Mündung des Rio Meta, der im Jahre 1824 zu Santa Fe de Bogota (Oltmanns astronomische und hypsometrische Grundlagen der Erdbeschreibung 1831 Theil I, S. 290.), im Innern des Landes, chronometrisch bestimmt worden ist, und Guayaquil, den Hafen des stillen Meeres, mit der Hauptstadt von britisch Guyana an der Küste des atlantischen Oceans verbunden haben. Der Längenunterschied dieser beiden Punkte beträgt 21° 46′; denn die Hauptstadt von britisch Guyana (Georgestown auf dem rechten Ufer der Mündung des Demerari) liegt nach dem Kapitain Owen unter 60° 31′ 54″ westl. Länge, und ich habe für Guayaquil [1], gestützt auf meine Beobach-

1 Die wichtigen Leistungen, welche vom Jahre 1825—36 auf der Expedition der Adventure und des Beagle unter den Kapitains King, Stokes und Fitz-Roy erzielt worden sind, bestätigen bis auf etwa 4 Meilen diesen Längengrad für Guayaquil, welcher vor Kurzem Zweifel erregt hatte. Die Tabelle des Beagle (Journal der geographischen Gesellschaft L. c. S. 342.) gibt an, 0^h 32′ 48″ westlich von Valparaiso, folglich 82° 13′ 40″ westlich von Paris, da Valparaiso nach den Berechnungen der Expedition des Beagle unter 74° 1′ 39″, nach den frühern des Herrn Oltmanns unter 74° 2′ 0″ und nach Herrn Lartigue unter 74° 3′ 47″ liegt. Dieselbe englische Expedition gibt für Callao 5^h 18′ 15″ an. Der Durchgang des Merkur durch die Sonnenscheibe (d. 9. Nov. 1802) hat mir durch den äussern Berührungskreis, der immer am sichersten ist, 5^h 18′ 18″, durch das Mittel der zwei Berührungskreise 5^h 18′ 16″ gegeben. Von dem Grade der Genauigkeit,

tungen zu Callao de Lima und auf die neue, für Quito angegebene Lage, 82° 18′ 10″ gefunden.

Bei einem Festlande, dessen Umrisse allein durch Umschiffungen oder Expeditionen zur See festgestellt worden sind, ist es von grosser Wichtigkeit, die Lagen des Innern (Stromgebiete und Gebirgssysteme) zugleich auf die zwei entgegengesetzten Küsten zu stützen. Die geographische Gesellschaft in London fängt an die Früchte der Unterstützungen zu ernten, welche sie furchtlosen Reisenden bietet. Sie hat in Herrn Schomburgk, dem wir schon eine interessante Arbeit über die Jungfrauinseln verdankten, zugleich Kenntniss und Eifer gefunden. Die beiden Berichte dieses Reisenden, welche er eben veröffentlicht hat, sind um so interessanter, als sie zugleich die Beobachtungen des Doctor Hancock über die Vegetation des Landes enthalten. Andere nicht weniger lobenswerthe Forschungen, welche die pariser geographische Gesellschaft unterstützt hat, sind im französischen Guyana unternommen worden; doch neben dem Vortheile eines südlichern Ausgangspunktes haben die Schifffahrten auf dem obern Maroni und dem obern Oyapok den Nachtheil, dass sie in eine Gegend führen, deren Länge 4° östlicher ist, als der Meridian des See's Amucu und des obern Rupunuri. Den vor Kurzem versuchten Expeditionen des königl. Marineapothekers Herrn Leprieur nach Arawa (Araoua) haben die Emerillauindianer und die flüchtigen

welche die eben verglichenen Bestimmungen erreichen, hängt die Gestaltung des südlichen Amerika in seiner Ausdehnung vom Demerari bis zu den Küsten von Quito ab. Dies sind die allgemeinen Züge der Gestaltung eines Festlandes, welches genau zu bestimmen wohl der Mühe lohnt.

Neger am Maroni unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt.

Das Terrain, über welches gegenwärtig direkte Forschungen angestellt werden, war seit langen Jahren Gegenstand meiner Untersuchungen. Die neuen Expeditionen auf dem Rupunuri nach dem See Amucu und den Quellen des Rio Mahu auf der kleinen Cordillere von Pacuraina, welche Herr Hillhouse das St. Georgesgebirge nennt, bestätigen die aus der geographischen Mythe vom Eldorado, aus den Reisebeschreibungen Nicolas Hortsmann's und Don Antonio Santos' und aus den portugiesischen Manuscriptkarten des astronomischen Geographen Pontes und des Ingenieurkapitains Almeida de Serra geschöpfte Vermuthung vollkommen. Ein einziger Blick auf die interessante Karte der Expedition Herrn Schomburgk's und auf meine Karte der Republik Kolombia vom Jahre 1825, die der Atlas von Brué wiedergibt, wird zum Beweise meiner Behauptung genügen. Es scheint mir förderlich für den Fortgang der Forschungen, die ihrer Natur nach nur von kurzer Dauer sein können, die Aufmerksamkeit auf einige besonders zweifelhafte Punkte zu richten, z. B. auf den Zusammenhang der Erhebung eines Landes, welches ich an einem andern Orte[1] als ein alleinstehendes Gebirgssystem unter dem Namen Sierra Parime dargestellt habe

So nahe immer die Zuflüsse des Essequibo, des Rio Branko (der Rio de Aquas blancas oder Rio Parime des Pater Caulin) und des Caroni und Paragua sein mögen,

1 Buch IX. Kap. 26. der historischen Erzählung meiner Reise in Amerika (Ausgabe in 4.), Theil III. S. 220.—28.

die drei Becken dieser grossen Flüsse sind völlig von einander gesondert. Nur die Gabeltheilung des Orinoko oder die Verbindung des Casiquiare mit dem Rio Negro und die Vereinigung des Pacimoni mit dem Cababuri mittels eines natürlichen Abzugskanals (des Baria)[1], würde auf einem ausserordentlichen Umwege von 750 Meilen eine ununterbrochene Wasserverbindung von dem Mahu und den Quellen des Rio Branko bis zu der Mündung des Caroni möglich machen. Portagen, welche quer durch die Schwellen oder Kämme von Wasserscheiden (*divortia aquarum*) gehen, periodische Ueberschwemmungen, welche in der Regenzeit Zuflüsse, die zu andern Stromgebieten gehören, vereinigen, haben den Gedanken an mehre Gabeltheilungen und Verbindungen von Flüssen erweckt, die niemals existirt haben oder wenigstens heutigen Tags nicht mehr vorhanden sind. Alle Gebirgsabhänge haben die Tendenz, ihre Stromverzweigungen zu vermindern und ihre Wasserbecken zu isoliren. Was Anfangs nur ein Arm war, wird ein besonderer Fluss (Recipient); und bei den Gebirgsabhängen, deren Gewässer nur eine unbedeutende Schnelligkeit besitzen, verschwinden die Gabeltheilungen oder Verzweigungen zwischen zwei Wassersystemen auf dreierlei Weise, entweder indem der Abfluss oder der Verbindungskanal den ganzen getheilten Fluss, der aus verschiedenen mehr oder weniger parallelen Rinnen besteht, in sein Basin aufnimmt, oder indem der Kanal durch Anschwemmungen sich dort verstopft, wo er aus dem Hauptstrome heraustritt, oder

1 Corograph. Brasil. Bd. II. S. 354.

endlich weil er mitten in seinem Laufe (wie z. B. der Arno im Chianathale) einen Theilungspunkt bildet, der der obern Partie einen Gegenhang gibt, so dass das Wasser in entgegengesetzter Richtung zurückfliesst. Besonders die Savannen und grossen Ebenen im südlichen Amerika bieten diese Veränderungen oder Jahrhunderte brauchenden Fortschritte der Entwickelung bei den Binnenflusssystemen dar.

Die Gestaltung des Landes, welche wir eben beschrieben haben, macht es möglich, mit Canoes und flachen Piroguen bis auf unermessliche Entfernungen herbeizufahren und hat daher die friedlichen Anwohner des Casiquiare und des Rio Negro seit Jahrhunderten den Einfällen der Karaiben ausgesetzt, deren zahlreiche Stämme verschiedene Namen führen. Diese Einfälle von Osten und Nordosten (aus einer Entfernung von mehr als 200 Meilen) hatten zu gleicher Zeit den Handel mit mancherlei Waaren und die Wegführung von Sklaven zum Zweck. Die mächtige Nation der Karaiben, die man aus Irrthum als ursprünglich nur den kleinen Antillen angehörig betrachtet hat, bewohnte nach der Entdeckung von Amerika einen grossen Theil des Ufergebiets auf dem Festlande (das Cariaï und Caribana der ersten Eroberer), so wie das östliche Terrain zwischen dem Oyapok, dem Cuyuni und dem Guarapiche. Sie machten sich zu gleicher Zeit den Bewohnern von Haiti und denen der Flüsse des obern Orinoko furchtbar. Seitdem die europäischen Kolonisten auf den Grenzen dieses untern Theils der Parime, der sich (zwischen den Parallelen des 2° und 7°) vom 61sten bis zum 65sten Längengrade erstreckt, feste Niederlassun-

gen gegründet haben, ist es den Spaniern gelungen, durch den Caroni und den Paragua, einen Nebenfluss des Caroni, nach Süden vorzudringen; den Holländern, durch den Essequibo und den Cuyuni nach Westen und Südwesten; den Portugiesen durch den Rio Branko, der sich in den Rio Negro ergiesst. Dieser Umstand bot natürlich in Folge der beschränkenden Handelsgesetze, welche selbst heute noch in den Kolonien gelten, eine bedeutende Lokkung zum Schmuggelhandel dar. Da die Karaiben, vermöge ihrer Wanderlust und der langen Erfahrung, die sie sich auf ihren Flussfahrten erworben, die einzigen Geographen des Landes waren, so bedienten sich die Weissen derselben zur Eröffnung der Wege für diesen Schleichhandel. Nach den Traditionen, welche ich zu Ende des vorigen Jahrhunderts habe sammeln können, und nach den Belehrungen, welche ich in den Archiven von St. Thomas in Neu-Guyana oder Angostura gefunden, lassen sich die Gründe der spanischen Gouverneurs, weshalb sie von Zeit zu Zeit versuchten, in die Terra incognita von Parime einzudringen, auf drei zurückführen. Sie wollten die Wegführung von Sklaven und die Angriffe auf die Missionen von Seiten der unabhängigen Karaiben verhindern, die Wege und Verzweigungen der Flüsse genau kennen lernen, auf denen Contrebande eingeführt wurde und endlich in das reiche Goldland Eldorado gelangen, welches die, durch die Leichtgläubigkeit oder verschlagene Politik Raleigh's, Keymis und Mashans so berühmt gewordene Laguna Parime umgeben sollte. Ich habe an einem andern Orte ausführlich gezeigt, dass die Landenge zwischen den Armen des Essequibo (Raleigh's Dessequebe)

und des Rio Branko, d. h. zwischen dem Rupunuri einerseits und dem Pirara und Mahu oder Uraricuera andererseits, als der klassische Boden des Dorado von Parime zu betrachten ist.

Es steht zu hoffen, dass der unerschrockene Reisende, welcher in neuester Zeit durch ein Labyrinth von Wasserfällen auf dem Massaruni bis zu der Gebirgspartie gekommen ist, wo ihm selbst das Tafelland des Arthur fünf bis sechstausend Fuss hoch geschienen, durch häufige Anzeigen der Windstriche und der Entfernungen den Mangel an astronomischen Beobachtungen habe ersetzen können. „Wir hatten von Expeditionen sprechen hören", sagt Herr Hillhouse etwas unbestimmt, „welche aus Cayenne und Surinam abgeschickt und bedeutend südöstlich von den genannten Kolonien vorgedrungen seien; nach den Angaben wäre wenigstens eine derselben bis in den Amazonenstrom gekommen und zwar durch einen seiner westlichen Zuflüsse. Noch aber sind wir ohne Kunde über die Quellen des Essequibo und über seinen Lauf nach der Verbindung mit dem Rippanouni (Rupunuri). Nachdem ich den Atlas des Herrn von Humboldt zu Rathe gezogen, gewann ich bald die Ueberzeugung, dass der Massaruni (Mazaroni) zwischen dem Cuyuni und dem Essequibo fliessen müsse, und dass er, wenn man sich seine Richtung südwestlich (er hätte sagen sollen, südsüdwestlich) dächte, das berühmte Dorado oder den grossen Goldsee der geographischen Fabel zu durchschneiden habe, der noch entdeckt werden soll." Man sieht, dass der Reisende nördlich und nordöstlich von der Granitbergkette geblieben ist, die eine Schwelle oder die Wasserscheide zwischen

dem Rio Essequibo und dem Rio Blanko (dem Branko der Portugiesen oder Quecuene der Eingebornen), und zwischen dem Rio Paragua (einem Zufluss des Caroni) und dem Uraricapara bildet, welcher bei der alten spanischen Mission Santa Rosa vorüberfliesst. Auf der Skizze eines geologischen Gemäldes von Amerika, nördlich vom Amazonenstrome, habe ich diese Kette nach den in meinem Besitz befindlichen ungedruckten Dokumenten, die mir zur Konstruction der Generalkarte von Kolombia (Nr. 22. meines Atlas) gedient haben, die Gebirgskette Pacaraina genannt. Raleigh hatte sie schon 1596 unter dem Namen Wacarima gekannt, was beweist, wie viel geographische Wahrheit unter den verworrenen Erzählungen vom Eldorado verborgen liegt. Die Kette scheidet das nördliche Flussgebiet des Caroni und seines Zuflusses Paragua von dem südlichen Flussgebiete des Rio Branko. Sie scheint sich nach mehren von mir gemachten Combinationen zwischen den Parallelen 4° 4′ und 4° 12′ von Osten nach Westen zu ziehen und verbindet die Gebirgsgruppe von holländisch und britisch Guyana mit der ausschliesslich aus Granit und Syenit bestehenden Gebirgskette der Parime. Es ist eine Schwelle, die sich nach ihren beiden äussersten Enden hin erweitert, und scheidet die Savannen und niedrigen Ebenen des Caroni und Cuyuni von denen des Rio Branko. Sie bildet einen der charakteristischsten Züge der Topographie dieser wilden Gegenden. Der Kapitain Antonio Santos hat sie im Jahre 1778 überschritten, indem er sich von einem Zuflusse des Rio Paragua, dem Nocaprai, südlich von Guirier, nach einem Zuflusse des Rio Branko, dem Curaricara, begab, den die Einge-

bornen auch Uraricapara nennen. In der Reisebeschreibung Santos' finde ich für die Kette, die die Wasser scheidet, den Namen Pacaraymo. Die Manuscriptkarten des Fregattenkapitains Sylva Pontes Leme und Ingenieurkapitains Almeida de Serra, die im Jahre 1804 beendigt worden sind, nennen Sierra Pacarahina die Schwelle, welche man überschreiten muss, um vom Araicuque, einem Zufluss des Uraricapara, nach dem Anocapra, einem Zufluss des Paraguamussi zu gelangen. Man muss mit der Synonymie dieser barbarischen Gebirgs- und Flussnamen sehr gewissenhaft sein; denn wenn die Karten von Guyana, wie schon La Condamine gesagt hat, „von eben so falschen als umständlich angegebenen Einzelnheiten wimmeln", so ist oft die ausserordentliche Ungenauigkeit der Nomenclatur und der Wunsch, für jeden Namen einen Fluss zu schaffen, schuld daran. Man hat Mühe, im Xia den Guaicia und im Flusse Europa des Raleigh den Rio Guarapo wieder zu erkennen. Da die Geographen für jedes dieser Synonymen einen Fluss erfunden und angegeben haben, so wiederholt sich der Name Jahrhunderte lang auf den Karten, die von derselben Musterkarte nachgebildet sind. Ein conservativer Geist gefällt sich darin, die Irrthümer vergangener Zeiten fortwährend zu erhalten.

Die Karte von Kolombien, die ich 1825 herausgegeben und die Herr Brué nach meinen Zeichnungen und den Materialien, welche ich diesem tüchtigen Geographen anvertraut, zusammengestellt hat, enthält die Früchte meiner Forschungen. Die obern Partien des Rio Branko und des Rio Caroni gewähren dort einen ganz neuen Anblick. Bei meiner Absicht, die Mythe vom Eldorado ins

Reine zu bringen, welches allmälig von Westen nach Osten, von den Quellen des Rio Negro (Guainia), des Guape (Uaupès) und des Supura (Caqueta) an die Quellen des Orinoko versetzt worden war, musste ich grosses Gewicht auf den Lauf des Rio Rupunury oder Rupunuwini (weni oder wini bedeutet in den verwandten Maypure-, Cabre- und Guypunaresprachen Wasser, Fluss) legen um so mehr, als die Karten seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts dem See Parime oder Dorado[1] den Namen Rupunuwini beigelegt hatten. Die Idee eines ausnehmend reichen Goldlandes, welches zuerst im Jahre 1535 (nach den Erzählungen des Don Luis Daze) in die Gebirge von Neu-Grenada (Cundirumarca und Cundinamarca) gelegt wurde, wo „ein Herr, dessen Körper mit Goldstaub[2] be-

1 S. die 14te Platte meines geographischen Atlas unter dem Titel: Geschichte der Geographie des Orinoko seit der Karte des Jodocus Hondius vom J. 1599 bis zu der Karte des Buache vom J. 1798. Der Ursprung der Mythe vom Eldorado findet sich im 7ten Buch 24sten Kapitel der Geschichte meiner Reise. (Bd. II. S. 674.—712).

2 Dies ist der Mann, von welchem Oviedo in einem Briefe an den Kardinal Bembo den Gonzalo Pizarro sagen lässt, „dass er, vom Kopfe zu Fuss mit Goldstaub bedeckt, einer goldenen Statue von der Hand eines vortrefflichen Künstlers (*a una figura d'ora lavorata di mano d'un buonissimo artifice*) gleiche, und dass der vergoldete Herr, in Folge der Unbequemlichkeit der Kleidung, zu welcher er verdammt sei, häufige Waschungen vornehme.“ Es kommt mir wahrscheinlich vor, dass dies ursprünglich eine Ceremonie des religiösen Oberhauptes von Cundinamarca war, welches, eine Art Grosslama der Secte Bochica oder Ilacanzas, zu Iraca (heutzutage Sogamozo) residirte. Ich habe an einem andern Orte darüber gesprochen, ob die Waschungen in der Laguna von Tota östlich von Tunja (dem alten Huncahua), wo das weltliche Oberhaupt von Cundinamarca residirte, oder in dem heiligen See von Guatavita, etwas südlich von Bogota, Statt fanden. Zu der Zeit, wo sich in England zur Bearbeitung der Minen Amerika's mit unklugem Eifer Gesellschaften bildeten, sind einige Zeilen in meinen Ansichten der Cordilleren pl. 67., in denen das historische Factum erzählt ist, „dass im 16ten Jahrh. ein Dammbruch versucht worden sei, um den

deckt war, seine religiösen Abwaschungen in einem Alpensee vornahm", ist seit der Expedition Antonio's de Berrio, Schwiegersohns des Grossadelantado Quesada, auf dem Casanare, Meta und Orinoko mit der Hypothese eines grossen Binnensee's verknüpft worden, der seine Gewässer zugleich dem Rio Essequibo, Rio Branko und Orinoko geben sollte. Ich glaube, es ist mir gelungen, durch genauere Ortskenntniss, durch langes und mühevolles Studium der spanischen Autoren, welche von dem Dorado und dem See Parime handeln, und vorzüglich durch Vergleichung einer grossen Anzahl alter, chronologisch geordneter Karten, die Quelle dieser Irrthümer zu entdecken. Die Fabeln, welche sich auf gewisse Oertlichkeiten beziehen, haben im Allgemeinen einen wirklichen Grund; die Sage von dem Dorado (d. h. von dem vergoldeten Manne, *del hombre dorado*) gleicht den Mythen des Alterthums, welche auf ihrer Wanderung von Land zu Land allmälig verschiedenen Gegenden angepasst worden sind. Um die Wahrheit von dem Irrthume zu unterscheiden, genügt es sehr häufig in den Wissenschaften, die Geschichte von gewissen Meinungen aufzusuchen und ihre allmälige Entwickelung zu verfolgen. Die eingebornen Nationen malten, um sich desto leichter ihrer unbequemen Gäste zu entledigen, unaufhörlich das Dorado als leicht erreichbar und gaben ihm eine nur unbedeutende Entfernung. Es war eine Art Phantom, welches die Spa-

See auszutrocknen und die Schätze herauszuholen, welche nach der Sage bei der Ankunft Queseda's die Eingebornen darein versenkt", zu meinem grossen Bedauern und ohne mein Wissen die Ursache beträchtlicher Geldverluste geworden.

nier zu fliehen und dennoch unaufhörlich zu locken schien. Es liegt in der Natur der auf der Erde umherirrenden Menschen sich das Glück über den Grenzen zu denken, welche sie kennen. Das Dorado ist, wie der Atlas und die Hesperiden, nach und nach aus dem Reiche der Dichtung herausgetreten, um eine Stelle in dem der systematischen Geographie einzunehmen.

Die grosse Berühmtheit eines goldreichen Landes zwischen dem Caqueta (Papamene) und dem Guaupe, einem Zufluss des Rio Negro, hat die Lage des ersten Dorado, des westlichen, des Dorado der Omaguas [1] und der Manoa, entschieden. Ich sehe mit Vergnügen, dass die Vorstellungen, die ich zu San Carlos del Rio Negro in Bezug auf diesen gebirgigen und goldhaltigen Landstrich gesammelt habe, vor Kurzem von dem Schiffslieutenant der englischen Marine, Herrn W. Smyth, bestätigt worden sind. Dieser Offizier hat in Gemeinschaft mit Herrn Lowe beinahe den ganzen Lauf des Rio Huallaga, einen Theil des Ucayali und den Amazonenstrom von Nanta und Omaguas bis zur Mündung des Rio Negro mit grosser Genauigkeit aufgenommen. In einer am 14ten Dezember 1835 in der königl. geographischen Gesellschaft zu London [2] vorgelesenen Denkschrift versichert Herr

1 Die Namen der drei mächtigen Nationen, der Om-Aguas oder Dit-Aguas oder Aguas, der Manaos oder Manoas und der Guaypres oder Uaupès, längs der Ufer des Uaupe oder Guaupe, sind noch heute in den Bassins des Amazonenstroms und des Rio Negro bekannt.

2 Journal der geographischen Gesellschaft 1836. Bd. 6. Theil I. S. 21. Ich bedaure, dass der Lieutenant Smyth sowohl meine astronomischen Beobachtungen auf den Ufern des obern Rio Negro und des Casiquiare, als auch meine 1814 (Atlas Nr. 6.) erschienene Reisekarte

Smyth nach einem Manuscript des Pater André Fernandez de Souza, „dass die Tarianaindianer die reichen Goldgeschmeide, die man unter ihnen findet, von dem Stamme der Panenoa erhalten, die weiter als sie in der Civilisation vorgeschritten sind und an den Quellen des Rio Uaupès (Guepe) wohnen.“ Diese Goldwäschen zwischen den Uaupès, Iguiare und Yurubeche[1] sind der Schauplatz der Unternehmungen Pedro's de Ursua und Philipps von Huten, eines Deutschen, den die spanischen Autoren in Felipe de Urre und Utre umgewandelt haben. Indianer von San Jose de Maravitanos, einem Orte, der — Meilen südlich von San Carlos am Rio Negro liegt, hatten dem Kapitain Poblador Don Appollinario Diaz de la Fuente, der die Ufer des obern Orinoko, des Casiquiare und des Rio Ne-

vom Orinoko und seiner Gabeltheilung nicht gekannt hat, er würde ohne Zweifel durch einige genauere Angaben die rohe Zeichnung des Casiquiare und der Zuflüsse des Rio Negro berichtigt haben, die er zu Barra erhalten und die er in seinem interessanten Werke (Erzählung einer Reise von Lima nach Para 1836. S. 293.) hat abstechen lassen. Die Versicherung des Pater André Fernandez de Souza rücksichtlich der Verbindung des Uaupès (Vaupé) mit dem Auiyari (Guaviare) ermangelt aller Wahrscheinlichkeit. Siehe meinen Atlas Nr. 21. Vielmehr nähert sich der Inirida, ein Zufluss des Guaviare, vermöge seiner Richtung den Quellen des Rio Negro. Um die Verwirrung der hydrographischen Nomenclatur dieser Gegenden nicht noch zu vergrössern, muss ich hier darauf aufmerksam machen, dass das Manuscript des Pater Souza den Casiquiare Guxiquiari, den Tuamini Tiniuini, den Atabapo Yatauapu, den Pimichin Yaita nennt, den letztern wahrscheinlich wegen der nahegelegenen Mission Savita: da ich die eben genannten Flüsse befahren habe, kann ich mit einiger Sicherheit darüber sprechen.

1 Man hat oft die Frage aufgeworfen, welches die Flüsse Jurubeche und Squiare der Patres Acuña und Fritz seien. Ich glaube sie in den Hyurubaxi und Iguiari der portugiesischen, im hydrographischen Depot zu Rio Janeiro gezeichneten Manuscriptkarten erkannt zu haben. Der erstere ergiesst sich bei St. Isabelle in den Rio Negro, der letztere in den Issana, einen Zufluss des Rio Negro.

gro ein halbes Jahrhundert vor mir besucht und dessen Reisetagebuch ich mir zu Quito verschafft, weiss gemacht, „dass, wenn man 14 Tage nordwestlich auf dem Uaupès fährt, man zu einer berühmten Laguna de Oro kommt, die von Bergen umgeben und so gross ist, dass man das entgegengesetzte Ufer nicht zu erkennen vermag. Die wilde Nation der Guanés lässt das Gold in dem sandigen Boden, der das Seeufer bildet, nicht aufsammeln.“ Das oft überschwemmte Land zwischen den Quellen des Yurubeche und des in den Caqueta mündenden Rio Marahi, wo La Condamine einem andern Goldsee seine Stelle anweist, den er Parahi[1] (d. h. der See Wasser!) nennt, kann durch eine Versetzung der Oertlichkeiten Veranlassung zu dem abgeschmackten Mährchen von der Unermesslichkeit des Uaupès-See's gegeben haben. Soviel scheint mir als gewiss anzunehmen, dass es zwischen den unbekannten Quellen des Rio Negro und seinen Zuflüssen, dem Xié und Uaupès (1^0—$2\frac{1}{2}^0$ nördl. Breite, $71\frac{1}{2}^0$—74^0 Länge), ein kleines bergiges Plateau gibt, welches Lager von goldhaltigen Anschwemmungen enthält. Einst wird die Civilisation in diese Gegenden dringen, sei es nun von Osten nach Westen durch die brasilianischen oder kolumbischen Missionen am Rio Negro und Atabapo, die heutigen Tages

1 S. meine Karte von Kolumbien, 1° 5′ S. B.; 68° 10′ L. Auch Pater Fritz hat durch seine Reise im J. 1637 dieses goldreiche Land berühmt gemacht. Ich habe unter den kostbaren Sammlungen d'Anville's, die in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris aufbewahrt werden, unter Nr. 9545. eine höchst merkwürdige Manuscriptkarte gefunden, auf welcher die Reise des Pater Fritz verzeichnet ist. Sie führt den Titel: *Tabula geographica del Marañon*, 1690; und ich habe zu meinen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie von Amerika davon Gebrauch gemacht.

gleich elend sind, oder von Westen nach Osten durch die Missionen von Caguan und Guayavero am Fusse der Cordilleren von Cundinamarca; und dann wird man sehen, ob sich diese goldhaltigen Sandlager der Behandlung durch die Wäsche verlohnen und ob in geographischer Beziehung das erste Dorado, das der Omaguas, das Ziel aller Expeditionen von 1535—1560, von mir richtig bestimmt worden ist. In dem letztgenannten Jahre nahm Pedro de Ursua den prunkenden Titel eines Governader del Dorado y de Omagua [1] an. Er hörte, dass sein Gouvernement *in partibus* sich über eine Provinz erstreckte, die die Eingebornen mit dem Namen des Landes von Caricuri [2] bezeichneten; und dieser Name allein, dessen Bedeutung er zweifelsohne nicht kannte, beweist die folgenreichen Einfälle der Karaiben in diesen westlichen Landstrichen. In der Tamanaksprache heisst das Gold Caricuri, bei den Karaiben Carucuru — zwei Sprachen, deren Verwandtschaft schon der gelehrte Forscher des Mithridat, Herr Vater, bemerkt hat. Curi (cori) ist aber auch das peruvianische Wort für dasselbe Metall, so dass wir hier eine der eingebrachten Wurzeln finden, die mittels der wandernden Stämme eine Strecke von 400—500 Meilen von Südwest nach Nordost durchlaufen haben. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts überschritt Antonio de Berrio, der Erbe des Grossadelantado Gonzalo Ximenez de Quesada die Cordilleren von Neu-Grenada (Cundinamarca) östlich von Tunja und gelangte vermittels des Rio Casanare, des Meta

1 Fray Pedro Simon Not. VI. Kap. X. S. 348.

2 Am angegebenen Orte S. 422.

und des untern Orinoko zu der Trinitätsinsel. Von der Zeit an fixirte sich die Mythe vom Dorado in dem östlichen Theile von Guyana zwischen dem 62 und 66° der Länge, in der Gegend, welche erst neuerdings Gegenstand nützlicher und schwieriger Forschungen geworden ist. Dieselben Namen wurden andern Oertlichkeiten zugetheilt; die geographische Mythe modifizirte sich nach der Gestaltung eines Landes, welches, am Fusse des Pacarainagebirges gelegen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Wie überhaupt immer die Quellen grosser Flüsse die menschliche Neugier gereizt haben, indem sie ein unbegrenztes Feld zu den gewagtesten Hypothesen darbieten, so zeigt sich auch die Frage von den Quellen des Orinoko eng verbunden mit der Entdeckung des Dorado im östlichen Guyana. Die von einem gewissen Martinez erdichteten, von Raleigh verbreiteten und in der abenteuerlichen Geschichte Martin Juan's de Albujar nachgeahmten Sagen, hatten im Jahre 1595 die Phantasie Antonio's de Berrio und seines Maese de Campo, Domingo de Vera, entflammt. Dieser Martinez war nämlich von den Karaiben „von Stadt zu Stadt geführt worden, bis er nach Manoa, der Hauptstadt des Dorado kam, wo er einen Verwandten des Inka Atabalipa (Atahualpa) zu sehen glaubte, den er schon in Caxamarca gekannt zu haben behauptete.“ Da Martinez am obern Caroni wohnte, der von dem Pacarainagebirge herabkommt, und nach langer Abwesenheit unter den Indianern auf der Trinitätsinsel vom Rio Essequibo aus wieder erschien, so hat er ohne Zweifel dazu beigetragen, den See Manoa auf dem Isthmus des Rupunuri oder Rupunuwini genau zu bestimmen. Dieser See wurde nach

und nach zu einem Binnenmeer (die Laguna Parime oder Roponowini des Jodocus Hondius) vergrössert. In dem Jahre, wo ich diese Zeilen schreibe, tragen noch viele ganz neue Karten Spuren von dieser alten geographischen Mythe, wie sie auch die Mythe von einem grossen Plateau in Central-Asien, das sich ununterbrochen vom Himalayagebirge bis zum Altaigebirge fortziehen soll, gewissenhaft fortpflanzen.

Das zweite Dorado, das östliche, kann mit dem Namen Dorado de la Parime oder Raleigh's bezeichnet werden: denn dieser grosse Mann unternahm von 1595 bis 1617 vier Expeditionen auf dem untern Orinoko. Er war gewiss selbst hintergangen; aber wenn es sich darum handelte, die Einbildungskraft der Königin Elisabeth zu entflammen und die Pläne seiner ehrgeizigen Politik in Ausführung zu bringen, dann vernachlässigte er keinen Kunstgriff der raffinirtesten Schmeichelei. Er schilderte der Königin das Entzücken dieser barbarischen Völker beim Anblick ihres Bildes; er will, dass der Name der erhabenen Jungfrau, welche Königreiche zu besiegen weiss, bis zu den Landen der kriegerischen Weiber (Amazonen) in Guyana gelange; er versichert, dass zu der Zeit, wo die Spanier den Thron des Cuzco gestürzt, eine alte Prophezeihung aufgefunden worden sei, nach welcher die Dynastie der Inkas ihre Wiederherstellung eines Tages Grossbritannien verdanken werde; er gibt den Rath, unter dem Vorwande das Land gegen äussere Feinde zu vertheidigen, alle drei oder vier englische Meilen in die Städte des Inka Garnisonen zu legen und diesen Fürsten für solch grossmüthigen Schutz zur Abtragung eines

jährlichen Tributs von 300,000 LSterl. an die Königin Elisabeth zu verpflichten; und fügt endlich als ein Prophet der Zukunft hinzu, dass all die ungeheuren Strecken des mittäglichen Amerika eines Tages dem englischen Volke gehören werden [1].

Der östliche Theil von Guyana erlangte neue Berühmtheit, als im Jahre 1770 der Gouverneur Don Manuel Centurion, verführt von indianischen Häuptlingen, die sich mit Hülfe der Spanier an einem feindlichen Stamme zu rächen hofften, auf dem obern Cauca neue Einfälle machte. Das Volk der Majenaos wurde damals durch unrichtige Aussprache in Manaos verwandelt und dieser Name, berühmt durch die Expedition Urre's und Jorge's de Espira (Georg von Speier) im Thale des Rio Branko wieder gefunden.

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die ungeheure Strecke zwischen den Bergen von französisch Guyana und den wilden Cacao- und Juviawäldern (*juvia*, *Bertholletia excelsa*) des obern Orinoko, zwischen den Quellen des Rio Caroni und dem Amazonenstrome (vom 0^0 bis $4\frac{1}{2}^0$ N. Br. und von 57^0 bis 68^0 L.) so wenig bekannt, dass die Geographen nach Gutdünken Seen darauf anbringen und Flussverbindungen dafür erfinden konnten. Heutigen Tags ist das Feld der Hypothesen beschränkt. Man hat die Länge von Esmeralda am obern Orinoko bestimmt und östlich von diesem Punkte mitten in den Ebenen und Savannen der Parime einen zwanzig Meilen breiten Strich von Norden nach Süden, längs der Ufer des

1 Cayley's Leben Raleigh's Th. I. S. 7, 17, 51 und 100.

Caroni und des Rio Branko, durchforscht. Dies ist der gefahrvolle Weg, den im Jahre 1739 der Chirurg Nikolas Hortsmann aus Hildesheim machte; im Jahre 1775 der Spanier Don Antonio Santos und sein Freund Nicolas Rodriguez; im Jahre 1793 der Obristlieutenant des ersten Linienregiments von Para, Don Francisco Jose Rodriguez Barata; und nach Manuscriptkarten [1], die ich dem vormaligen portugiesischen Gesandten zu Paris, Chevalier de Brito, verdanke, mehre englische und holländische Kolonisten, die im Jahre 1811 durch die Portage des Rupunuri und durch den Rio Branko von Surinam nach Para gelangten. Dieser Weg theilt die Terra incognita der Parime in zwei ungleiche Hälften, und steckt zugleich für die Geographie dieser Gegenden einem sehr wichtigen Punkt, den Quellen des Orinoko, Grenzen, die ins Blaue hinein nach Osten zurückzuschieben nun nicht mehr möglich ist, ohne das Bett des Rio Branko zu durchschneiden, der von Norden nach Süden durch das Bett des obern Orinoko fliesst, welcher eine ostwestliche Richtung nimmt. Wegen der Lage von Santa Rosa am Uraricapara, dessen Lauf von den portugiesischen Ingenieurs ziemlich genau bestimmt zu sein scheint, können sich die Quellen des Orinoko nicht östlich vom Meridian $65\frac{1}{2}^0$ befinden. Dies ist die Ostgrenze, über welche hinaus sie nicht gesetzt werden dürfen, und gestützt auf den Zustand des Flusses bei dem

1 Die Brasilianer haben aus politischen Gründen seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein lebhaftes Interesse für die weiten Ebenen östlich vom Rio Branko an den Tag gelegt. Siehe das Memoire, welches ich auf Verlangen des portugiesischen Hofes im Jahre 1817 verfertigte, *sur les limites de la Guyane française.* (Schöll: Politisches Archiv oder ungedruckte Aufsätze Th. I. S. 48 — 58.)

Raudal der Guaharibos (oberhalb Caño Chiguire, in dem Lande der Guaycasindianer mit ausnehmend weisser Haut, 52′ östlich von dem grossen Cerro Duida), dünkt es mir wahrscheinlich, dass der Orinoko in seinem obern Laufe höchstens den Meridian $66\frac{1}{2}^0$ erreicht. Dieser Punkt ist nach meinen Combinationen um 4^0 12′ westlicher als der kleine See Amucu, bis zu welchem Herr Schomburgk neulich vorgedrungen ist. Wenn man den Lauf des Rio Branko in seiner ganzen Länge verfolgt, von den beiden Flüssen Uraricuera und Tacutu[1] an gerechnet, welche diesen eben bilden, und von der Bergkette Pacaraina durch den schmalen angebauten oder vielmehr bewohnten Landstrich herabsteigt, der unter der Capitania general von Gran-Para steht, so kann man die theils erdachten, theils von den Geographen vergrösserten Seen in zwei bestimmte Gruppen unterscheiden. Die erste dieser Gruppen umfasst diejenigen, welche man zwischen Esmeralda, die östlichste Mission am obern Orinoko, und dem Rio Branko setzt; zur zweiten gehören die Seen, welche man in dem Landstrich zwischen dem Rio Branko und dem französischen, holländischen und britischen Guyana annimmt. Diese Uebersicht, welche die Reisenden nie aus den Augen verlieren dürfen, beweist, dass die Frage, ob es noch einen andern See Parime östlich

1 Sie verbinden sich bei St. Joaquim do Rio Branko; die Zuflüsse des Tacutu, welche den Mahu und Xurumu, so wie die Zuflüsse des Uraricuera, die den Parime, Mayari und Uraricapara bilden, entspringen unmittelbar am südlichen Abhange der kleinen Cordillere Pacaraina, so dass die Gewässer des Rio Branko, dessen Zusammenfluss mit dem Rio Negro nach dem Astronomgeographen Pontes Leme unter 1^0 26′ S. Br. Statt findet, vom vierten nördlichen Breitengrade hervorströmen.

vom Rio Branko gebe, als den See Amucu, den Hortsmann, Santos, Obrist Barata und Herr Schomburgk gesehen, mit dem Probleme der Orinokoquellen gar nichts zu thun hat. Da der Name meines berühmten Freundes, des vormaligen Direktors des hydrographischen Bureaus zu Madrid, Don Felipe Bauza, in der Geographie von grossem Gewicht ist, so verpflichtet mich die Unparteilichkeit, welche jede wissenschaftliche Erörterung beherrschen soll, in Erinnerung zu bringen, dass sich dieser gelehrte Mann zu der Ansicht hinneigte, dass westlich vom Rio Branko, ziemlich in der Nähe der Quellen des Orinoko, Seen liegen müssten. Er schrieb mir kurz vor seinem Tode aus London: „Ich wünschte Sie hier zu wissen, um mit Ihnen über die Geographie des obern Orinoko sprechen zu können, welche Sie so viel beschäftigt hat. Ich bin so glücklich gewesen, die dem Marine-General Don Jose Solano, dem Vater des zu Cadix so traurig umgekommenen Solano, gehörigen Dokumente vom völligen Untergang zu retten. Diese Dokumente beziehen sich auf die Grenztheilung[1] zwischen den Spaniern und Portugiesen, womit Solano in Verbindung mit dem Escadrechef Yturriaga und Don Vicente Doz seit dem Jahre 1754 beauftragt war. Auf allen diesen Plänen und Entwürfen sehe ich eine Laguna Parime, bald als Quelle des Orinoko, bald als völlig gesondert von diesen Quellen

1 Als Botaniker dieser Expedition kam der berühmte Schüler Linné's, Löffling, nach Cumana. Er starb, nachdem er die Missionen am Piritu und Caroni durchstreift, am 22sten Februar 1756 in der Mission Santa Eulalia de Murucuri, etwas südlich vom Zusammenfluss des Orinoko und Caroni.

dargestellt. Darf man aber zugeben, dass drüber hinaus nach Osten und nordöstlich von Esmeralda noch irgend ein See existirt?“

Die Dokumente, von denen Bauza spricht, sind dieselben, welche der grossen Karte de la Cruz Olmedilla's zu Grunde liegen, dem Muster aller Karten des mittäglichen Amerika, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England, Frankreich und Deutschland erschienen sind; sie haben auch zu den beiden im Jahre 1756 von Pater Caulin, Historiographen der Expedition Solano's, und von Herrn de Surville, Archivar des Staatssekretariats zu Madrid, einem ungeschickten Compilator, gezeichneten Karten gedient. Den Widerspruch, den diese Karten darbieten, beweist das Widersprechende, was sich in den Plänen und Entwürfen, die ihnen zur Grundlage dienten, vorfand. Noch mehr: Pater Caulin, der Historiograph der Expedition, entschleiert mit Scharfsinn die Umstände, welche zu der Fabel vom See Parime Veranlassung gegeben haben; und die Karte Surville's, welche sein Werk begleitet, stellt nicht allein diesen See unter dem Namen des weissen Meeres und des Mar Dorado wieder her, sondern gibt auch noch einen andern kleinen an, aus welchem, zum Theil durch Seitenausflüsse, der Orinoko, Siapa und Ocamo hervorkommen. Ich habe mich an Ort und Stelle von der in den Missionen sehr bekannten Thatsache überzeugen können, dass Don Jose Solano bloss die Katarakte von Atures und Maypure überschritten hat, dass er aber nicht über den Zusammenfluss des Guaviare und Orinoko unter 4° 3′ Br. und 70° 31′ Länge gekommen ist und dass die astronomischen Instrumente der Grenz-

expedition weder bis zum Isthmus des Pimichin und zum Rio Negro, noch bis zum Casiquiare und am Hachorinoko über die Mündung des Atabapo getragen worden sind. Dieses ungeheure Land, in welchem vor meiner Reise keine genauen Beobachtungen versucht worden waren, wurde seit der Zeit Solano's nur noch von einigen Soldaten durchstreift, die man auf Entdeckungen ausschickte, und Don Appollinario de la Fuente, dessen Tagebücher ich aus den Archiven der Provinz Quixos erhalten, sammelte ohne Kritik aus den lügenhaften Erzählungen der Indianer Alles, was der Leichtgläubigkeit des Gouverneurs Centurion nur schmeicheln konnte. Kein Mitglied der Expedition hat einen See gesehen und Don Appollinario konnte nicht weiter als bis zum Cerro Yumariquin und Gehette kommen.

Nachdem nun in der ganzen Ausdehnung des Landes, auf welches man den forschenden Eifer der Reisenden hinzulenken wünscht, eine Theilungslinie festgestellt ist, welche das Bassin des Rio Branko bildet, bleibt noch zu bemerken übrig, dass seit einem Jahrhundert unsere geographischen Kenntnisse über das Land westlich von diesem Thale, zwischen 64 und 68° Länge, um Nichts vorgeschritten sind. Die Versuche, welche das Gouvernement von spanisch Guyana seit der Expedition Iturria's und Solano's wiederholt gemacht hat, die Pacarainagebirge zu erreichen und zu überschreiten, hat nur ein sehr unbedeutender Erfolg gekrönt. Indem die Spanier nach den Missionen der katalonischen Kapuziner von Barceloneta, am Zusammenfluss des Caroni mit dem Rio Paragua, auf dem letztgenannten Flusse nach Süden bis zu seiner Ver-

einigung mit dem Paraguamusi hinauffuhren, gründeten sie an der Stelle dieser Vereinigung die Mission Guirion, die anfangs den prunkenden Namen Ciudad de Guirion erhielt. Ich setze sie ungefähr unter $4\frac{1}{2}^0$ nördl. Breite. Von dort setzte der Gouverneur Centurion, den die übertriebenen Erzählungen zweier indianischer Häuptlinge, Paranacare und Arimuicaipi von dem mächtigen Volke der Ipurucotos, zur Aufsuchung des Dorados anreizten, die zu jener Zeit sogenannten geistigen Eroberungen noch weiter fort und gründete jenseits der Pacarainagebirge die zwei Dörfer Santa Rosa und San Bauptista de Caudacacla, das erstere am obern östlichen Ufer des Uraricapara, einem Zuflusse des Uraricuera, den ich in dem Reiseberichte des Rodriguez Rio Curaricara genannt finde; das zweite sechs bis sieben Meilen weiter Ostsüdost. Der Astronomgeograph der portugiesischen Grenzcommission, Fregattencapitain Don Antonio Pires de Sylva Pontes Leme, und der Ingenieurcapitain Don Riccardo Franco d'Almeïda de Serra[1], welche von 1787 bis 1804 mit der äussersten Sorgfalt den ganzen Lauf des Rio Branko und seiner obern Verzweigungen aufgenommen haben, nennen den westlichsten Theil des Uraricapara das Thal der Ueberschwemmung. Sie setzen die spanische Mission Santa Rosa unter $3^0\ 46'$ nördl. Br. und bezeichnen den Weg, welcher von

1 Zwei Karten dieser portugiesischen Offiziere, welche das ganze Detail der trigonometrischen Aufnahme der Krümmungen des Rio Branko, des Uraricuera, des Takutu und des Mahu enthalten, hat dem Obrist Lapie und mir der Graf von Linhares gefälligst mitgetheilt. Diese kostbaren ungedruckten Dokumente, welche ich benutzt, befinden sich noch in den Händen des gelehrten Geographen, welcher vor langer Zeit auf eigene Kosten den Stich hat anfangen lassen.

dort nördlich über die Bergkette an den Caño Anocapra führt, einen Zufluss des Paraguamusi, mittels dessen man aus dem Bassin des Rio Branko in das des Caroni gelangt. Man findet ausser dem eben genannten Thale der Ueberschwemmung noch andere grosse Seen zwischen dem Rio Xurumu und der Parime[1]. Eine dieser Buchten ist ein Zufluss des Takutu und die andere des Uraricuera. Selbst am Fusse des Pacarainagebirges sind die Flüsse grossen periodischen Ueberschwemmungen unterworfen, und der See Amucu, von welchem weiterhin die Rede sein wird, bietet gerade diesen Charakter der Lage am Anfange der Ebenen. Die spanischen Missionen Santa Rosa und San Bauptista de Caudacacla oder Cayacaya, gegründet in den Jahren 1770 und 1773 von dem Gouverneur Don Manuel Centurion, wurden noch vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört und seit dieser Zeit ist kein neuer Versuch gemacht worden, von dem Bassin des Caroni nach dem südlichen Abhang der Pacarainagebirge vorzudringen.

Das östlich von dem Thal des Rio Branko gelegene Terrain allein hat in den letztern Jahren zu glücklichen

1 Die Portugiesen nennen bald den ganzen Rio Branko Rio Parime, bald beschränken sie diese Benennung auf den einzigen Zufluss Uraricuera, etwas unterhalb des Caño Mayari und oberhalb der alten Mission San Antonio. Da die Wörter Paragua und Parime zugleich Wasser, grosses Wasser, See und Meer bedeuten, so darf man sich nicht wundern, dieselben bei den Omaguas am obern Maragnon, bei den westlichen Guaranis und bei den Karaiben, folglich bei den am weitesten von einander wohnenden Völkern so oft wiederholt zu finden. Unter allen Zonen heissen die grossen Flüsse bei den Uferbewohnern der Fluss, ohne andre besondre Bezeichnung. Paragua, ein Zweig des Caroni, ist auch der Name, welchen die Eingebornen dem obern Orinoko geben. Der Name Orinuku ist tamanaquisch und Diego de Ordaz hörte ihn zum erstenmal im Jahre 1531 aussprechen, als er bis an die Mündung des Meta hinauffuhr.

Untersuchungen Veranlassung gegeben. Herr Hillhouse hat den Massaruni bis zu der Bucht von Caranang befahren, von wo ein Pfad den Reisenden, wie er sagt, in zwei Tagen bis zur Quelle des Massaruni und in drei Tagen zu den Zuflüssen des Rio Branko geführt haben würde. Hinsichtlich der Krümmungen des grossen Flusses Massaruni, welche Herr Hillhouse beschrieben hat, bemerkt er in einem an mich gerichteten Briefe (Demerary, den 1sten Januar 1831), „dass der Massaruni von seinen Quellen an gerechnet, zuerst westlich, dann einen Breitengrad Weges nördlich, nachher fast 200 englische Meilen östlich und endlich nördlich und nordnordöstlich fliesse, um sich mit dem Essequibo zu vereinigen.“ Da Herr Hillhouse den südlichen Abhang der Pacarainakette nicht hat erreichen können, so kennt er auch den See Amucu nicht: er erzählt selbst in seinem gedruckten Bericht, dass „er nach den Belehrungen, die er von den Accaouais erhalten, die beständig das zwischen dem Gestade und dem Amazonenstrom gelegene Land durchstreifen, die Ueberzeugung gewonnen habe, dass es in diesen Gegenden gar keinen See gebe.“ Diese Versicherung überraschte mich einigermassen; sie stand in direktem Widerspruche mit den Vorstellungen, welche ich über den See Amucu gewonnen, aus welchem nach den Reiseberichten Hortsmann's, Santos' und Rodriguez', die mir um so mehr Vertrauen eingeflösst hatten, als sie ganz mit den neuen portugiesischen Manuscriptkarten übereinstimmten, der Caño Pirara strömen sollte. Endlich nach fünf Jahren der Erwartung hat die Reise Herrn Schomburgk's alle Zweifel zerstreut.

„Es ist schwer zu glauben,“ sagt Herr Hillhouse in

seinem interessanten Mémoire über den Massaruni, „dass die Sage von einem grossen Binnensee gar keinen Grund haben sollte. Nach meiner Ansicht kann vielleicht folgender Umstand zu dem Glauben an die Existenz des fabelhaften See's Parime Veranlassung gegeben haben. In ziemlich grosser Entfernung von dem Felssturz Teboco bieten die Gewässer des Massaruni dem Auge keine stärkere Bewegung, als der ruhige Spiegel eines See's. Wenn in einer mehr oder weniger entfernten Epoche die horizontalen Granitlager von Teboco völlig kompact und ohne Spalt waren, dann mussten die Gewässer sich wenigstens 50 Fuss über ihr gegenwärtiges Niveau erheben und es wird sich ein ungeheurer See von 10 — 12 Meilen Breite und 1500 bis 2000 Meilen Länge gebildet haben.[1]" Nicht allein die Ausdehnung der angenommenen Ueberschwemmung hindert mich dieser Erklärung beizutreten. Ich habe Ebenen (Llanos) gesehen, wo zur Regenzeit die Ueberschwemmung der Zuflüsse des Orinoko alljährlich eine Fläche von 400 QMeilen mit Wasser bedecken. Das Labyrinth von Verzweigungen zwischen dem Apure, Arauca, Capanaparo und Sinaruco[2] verschwindet dann gänzlich; die Gestalt der Flussbetten ist verwischt und Alles erscheint als ein ungeheurer See. Doch die Lokalität der Mythe vom Dorado und dem See Parime gehört historisch einer ganz andern Gegend von Guyana, sie gehört dem Süden des Pacarainagebirges. Es sind, wie ich

1 Annalen der Reisen 1836. Sept. S. 316.

2 Siehe die Karten 17. und 18. meines geographischen und physischen Atlas.

an einem andern Orte (vor 15 Jahren) bewiesen zu haben glaube, die glimmerartigen Felsen des Ucucuamo, der Name des Rio Parime (Rio Branko), die Ueberschwemmungen seiner Zuflüsse und besonders die Existenz des See's Amucu, der sich in der Nähe des Rio Rupunuwini (Rupunuri) befindet und durch den Pirara mit dem Rio Parime in Verbindung steht, welche zu der Fabel vom weissen Meere und dem Dorado der Parime die Veranlassung gegeben haben.

Ich habe mit Vergnügen gesehen, dass die Reise des Herrn Schomburgk diese ersten Ansichten vollkommen bestätigt. Der Theil seiner Karte, welcher den Lauf des Essequibo und des Rupunuri gibt, ist ganz neu und von hoher Wichtigkeit für die Geographie. Sie stellt die Pacarainakette vom 3^0 $52'$ bis zum 4^0 der Breite dar; ich hatte ihre mittlere Richtung unter 4^0 bis 4^0 $10'$ angegeben. Die Kette erreicht den Zusammenfluss des Essequibo und Rupunuri [1] unter 3^0 $57'$ nördl. Breite und 60^0 $23'$ westl. Länge [2]; ich hatte denselben um $1/2^0$ zu weit nördlich gesetzt. Die Lage des See's Amucu und seine Beziehungen zu dem Mahu (Maou) und Takutu (Takoto) stimmen ganz mit meiner Karte von Kolumbien vom Jahre 1825 überein. In gleicher Uebereinstimmung sind wir über den Breitengrad des See's Amucu. Der Reisende findet 3^0 $33'$; ich glaubte bei 3^0 $35'$ stehen bleiben zu

1 Herr Schomburgk nennt ihn nach der Aussprache der Macusis Rupununi. Er gibt als Synonyme Rupunuri, Rupunuwini und Opununy, indem die karaibischen Stämme dieser Gegenden den Buchstaben *r* nur schwer aussprechen können.

2 Immer nach dem Meridian von Paris berechnet.

müssen; doch der Caño Pirara (Pirarara), der den Amucu mit dem Rio Branko verbindet, strömt nördlich und nicht westlich aus dem See heraus.[1]

Folgende Bemerkungen aus dem Bericht Herrn Schomburgk's werfen einiges Licht auf den uns beschäftigenden Gegenstand: „Der See Amucu", sagt dieser Reisende, „ist ohne Widerrede der Nucleus des See's Parime und des vorgeblichen weissen Meeres. Im Dezember und Januar, als wir ihn besuchten, war er kaum eine Meile lang und halbbedeckt mit Binsen (dieser Ausdruck findet sich schon auf d'Anville's Karte von 1748). Der Pirara strömt aus dem See westnordwestlich von dem indianischen Dorfe Pirara hervor und fällt in den Maou oder Mahu. Der letztgenannte Fluss entspringt nach den von mir eingezogenen Erkundigungen nördlich von der Schwelle des Pacaraïnagebirges, das in seinem östlichen Theile sich nur 1500 Fuss erhebt. Die Quellen befinden sich auf einem Plateau, worauf der Fluss einen schönen Wasserfall, Namens Corona, bildet. Wir waren im Begriff, denselben zu besuchen, als mich am dritten Tage dieses Ausfluges in die Berge das Unwohlsein eines meiner Gefährten nöthigte, nach der Station am See Amucu zurückzukehren. Der Mahu hat schwarzes (kaffeefarbenes) Wasser und seine Strömung ist reissender als die des Rupununi. In den Bergen, durch die er sich seinen Weg

1 Der Sibarana meiner Karte, welchen Hortsmann bei einer schönen Mine von Bergkrystallen etwas nördlich vom Cerro Ucucuamo entspringen lässt, ist der Siparuni der schomburgkischen Karte. Der Waa-Ekuru derselben ist der Tavaricuru des portugiesischen Geographen Pontes Leme; es ist der Zufluss des Rupunuri, welcher sich dem See Amucu am meisten nähert.

bahnt, hat er ungefähr 60 Yards Breite und seine Umgebungen sind ungemein malerisch. Dieses Thal, so wie die Ufer des Buroburo, der dem Siparuni zuströmt, werden von den Macusis bewohnt. Im April sind die ganzen Savannen überschwemmt und bieten dann die eigenthümliche Erscheinung dar, dass sich die, zwei verschiedenen Flussgebieten angehörenden Gewässer mit einander vermischen. Wahrscheinlich hat die ungeheure Ausdehnung dieser zeitweiligen Ueberschwemmung Veranlassung zu der Mythe vom See Parime gegeben. Während der Regenzeit bietet sich im Innern des Landes eine Wasserverbindung vom Essequibo nach dem Rio Branko und Gran-Para dar. Einige Baumgruppen erheben sich gleich Oasen auf den Sandhügeln der Savannen und erscheinen zur Zeit der Ueberschwemmungen gleich in einem See zerstreut herum liegende Inseln: dies sind ohne Zweifel „die Ipomucenainseln des Don Antonio Santos.“

In den Manuscripten d'Anville's, dessen Erben mir die Durchsicht derselben gütigst gestatteten, habe ich gefunden, dass der Chirurg Hortsmann aus Hildesheim, der diese Gegenden mit grosser Sorgfalt beschrieben, noch einen zweiten Alpensee gesehen, den er zwei Tagereisen oberhalb des Zusammenflusses des Mahu mit dem Rio Parime (Takutu?) setzt. Es ist ein Schwarzwassersee auf dem Gipfel eines Berges. Er unterscheidet ihn bestimmt von dem See Amucu, den er „mit Binsen bedeckt“ angibt. Die Reiseberichte Hortsmann's und Santos' lassen eben so wenig an eine beständige Verbindung zwischen dem Rupunuri und dem See Amucu denken, als die portugiesischen Manuscriptkarten des Marinebureaus zu Rio

Janeiro. So ist auch auf den Karten d'Anville's die Zeichnung der Flüsse in der ersten Ausgabe des „mittäglichen Amerika" von 1778 in dieser Beziehung besser als die weiter verbreitete vom Jahre 1760. Herr Schomburgk's Reise bestätigt diese Unabhängigkeit des Bassins des Rupunuri und Essequibo vollkommen, macht aber bemerklich, dass „während der Regenzeit der Rio Waa-Ecuru, ein Zufluss des Rupunuri, mit dem Caño Pirara in Verbindung steht. Dies ist der Zustand dieser Bassins von Flüssen, die noch wenig entwickelt und beinahe ganz von Trennungsschwellen (Kämmen) entblösst sind.

Der Rupunuri und das Dorf Anai (3° 56′ Br. 60° 56′ Länge) sind gegenwärtig als die politische Grenze des britischen und brasilianischen Gebietes in diesen wüsten Gegenden anerkannt. Herr Schomburgk, schwer erkrankt, fand sich zu einem längern Aufenthalt zu Anai genöthigt; er stützt die chronometrische Lage des See's Amucu auf das Mittel von mehren Mondabständen, die er (nach Osten und nach Westen) während seines Verweilens zu Anai gemessen. Die Längen dieses Reisenden sind im Allgemeinen für diese Punkte der Parime beinahe einen Grad östlicher als die Längen meiner Karte von Kolumbien. Weit entfernt, das Resultat der Mondabstände von Anai in Zweifel zu ziehen, muss ich nur darauf aufmerksam machen, dass die Berechnung dieser Abstände wichtig wird, wenn man die Zeit vom See Amucu nach Esmeralda tragen will, welches ich unter 68° 23′ 19″ Länge gefunden habe.

Herr Schomburgk nimmt es Wunder, an den Ufern des Essequibo, weit über seiner Vereinigung mit dem Ru-

punuri, unter 3^0 50′ nördl. Breite, in der Nähe der Bucht Primoso [1] die Spuren eines holländischen Etablissements zu finden. Dieser Posten wurde früher gegen die Einfälle der Karaiben befestigt. Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, dass Don Antonio Santos in seinem Reisebericht von 1775 von derselben holländischen Niederlassung am obern Essequibo spricht. Die europäischen Niederlassungen waren damals weiter nach Süden und Westen vorgerückt, als sie es heutigen Tages sind. Man findet aus jener Zeit drei Landwege vom Bassin des Rio Branko nach dem Demerary angezeigt, nämlich vom Mahu durch die Berge zum Benamo, einem Zufluss des Cuyuni; vom Caño Pirara zum Tavaricuru (Waa-Ecuru) und vom Sarauru, der in den Takutu fällt, an den Rupunuri etwas südlich von den Bergen Cumucumu, die vielleicht gleich sind mit dem Conocongebirge (Conoconu) der schomburgkischen Karte.

So sehen wir denn durch neuere Forschungen das grosse *Mer de la Parima*, welches so schwer von unsern Karten zu entfernen war, dass man ihm nach meiner Rückkehr aus Amerika sogar noch 40 Meilen Länge zusetzte, auf den zwei oder drei Meilen umfassenden See Amucu [2] zurückgeführt! Die Täuschungen, die beinahe zwei Jahrhunderte hindurch gehegt wurden (die letzte

1 Journal der geographischen Gesellschaft, Bd. VI. Th. I. S. 263.

2 Die Wichtigkeit, welche seit dem Alterthum die Völker auf die Quellen der Flüsse und auf Flüsse, die aus einem See hervorströmen, gelegt haben, ist so gross, dass mir schon während meines kurzen Aufenthaltes im Fort San Carlos del Rio Negro ein Bewohner von Barcelos, ein Farbiger, „einen kleinen See bezeichnete, aus welchem der Rio Tacucu (Takutu) hervorströme und mit einem andern Flusse (dem Uraricuera) den Rio Branko bilde.“ Er verwechselt nur den Takutu mit dem Mahu und betrachtet den Pirara als den Anfang des Mahu.

spanische Expedition im Jahre 1775 zur Entdeckung des Dorado kostete mehren hundert Menschen das Leben), haben sich damit beendigt, dass die Geographie einige Früchte daraus gezogen hat. Im Jahre 1512 kamen Tausende von Soldaten bei der Expedition um, welche Ponce de Leon unternahm, um die Quelle der Jugend auf der kleinen Insel Bahama zu entdecken, die Bimini heisst, und die man kaum auf unsern Karten findet. Diese Expedition führte zur Eroberung von Florida und zur Kenntniss des grossen Seestroms, des Gulfstroms, der durch den Kanal von Bahama mündet. Der Durst nach Schätzen und der Wunsch nach Verjüngung, das Dorado und die Quellen der Jugend, haben beinahe wetteifernd die Leidenschaften der Völker gereizt.

In der Sitzung der alterthumsforschenden Gesellschaft zu London wurde den 17ten November 1836 eine Denkschrift des Herrn Schomburgk über die religiösen Sagen der Macusiindianer verlesen, welche den obern Mahu und einen Theil der Pacarainagebirge bewohnen, eine Nation, die folglich seit einem Jahrhundert (seit der Reise des kühnen Hortsmann) ihre Wohnsitze nicht verändert hat. „Die Macusis“, sagt Herr Schomburgk, „glauben, dass der einzige Mensch, der eine allgemeine Ueberschwemmung überlebt, die Erde wieder bevölkert, indem er die Steine in Menschen verwandelt habe.“ Wenn diese Mythe, die Frucht der lebendigen Phantasie dieser Völker, an Deukalion und Pyrrha erinnert, so zeigt sie sich unter einer etwas veränderten Form bei den Tamanaquen des Orinoko. Wenn man diese fragt, wie das Menschengeschlecht diese grosse Fluth, das Zeitalter der Wasser der Mexika-

ner, überlebt habe, dann antworten sie ohne Zögern, „dass sich ein Mann und eine Frau auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu an den Ufern des Asiveru gerettet und dann die Früchte der Mauritiapalme über ihre Köpfe hinter sich geworfen, aus deren Kernen Männer und Weiber entsprungen wären, welche die Erde wieder bevölkerten.“ Einige Meilen von Encaramada erhebt sich mitten aus der Savanne der Felsen Tepu-Mereme, d. h. der gemalte Felsen; er zeigt mehre Figuren von Thieren und symbolische Züge, die viel Aehnlichkeit mit denen haben, welche wir in einiger Entfernung oberhalb Encaramada bei Caycara (7° 5′ bis 7° 40′ Br., 68° 50′ bis 69° 45′ Länge) gesehen. Dieselben ausgehauenen Felsen findet man zwischen dem Casiquiare und dem Atabapo (2° 5′ bis 3° 20′ Br., 69° 70′ Länge) und was am meisten auffallen muss, auch 140 Meilen weiter in Osten in der Einsamkeit derselben Parime, welche den Gegenstand unserer Abhandlung bildet. Ich habe die letztere Thatsache in dem Tagebuche des Nikolas Hortsmann aus Hildesheim, von dem ich eine Copie von der Hand des berühmten d'Anville gesehen, ausser allen Zweifel gesetzt. Dieser schlichte, bescheidene Reisende schrieb alle Tage an Ort und Stelle dasjenige nieder, was ihm bemerkenswerth erschien; und er verdient um so grössern Glauben, als er voll Missvergnügen, das Ziel seiner Forschungen, nämlich den See Dorado, die Goldklumpen und eine Diamantmine, welche sich bloss für sehr reinen Bergkrystall ergab, verfehlt zu haben, mit einer gewissen Verachtung auf Alles herabblickt, was ihm auf seinem Wege begegnet. Am Ufer des Rupunuri, dort, wo der Fluss mit kleinen Kasca-

den angefüllt sich zwischen dem Macaranagebirge hinschlängelt, findet er am 16ten April 1749, bevor er in die Umgebungen des See's Amucu kommt, „Felsen mit Figuren, oder wie er portugiesisch sagt, *de varias letras* bedeckt.“ Man hat uns auch bei dem Felsen Culimacari am Ufer des Casiquiare Zeichen gezeigt, die man nach der Schnur abgemessene Charaktere nannte; es waren aber weiter nichts als unförmliche Figuren von Himmelskörpern, Krokodillen, Boaschlangen und Werkzeugen zur Bereitung des Maniocmehls. Ich habe in diesen gemalten Felsen (*piedras pintadas*) keine symmetrische Ordnung oder regelmässige, räumlich abgemessene Charaktere gefunden. Das Wort *Letras* im Tagebuch des deutschen Chirurgen darf daher nicht, wie es mir scheint, im strengsten Sinne genommen werden.

Herr Schomburgk ist nicht so glücklich gewesen, die von Hortsmann gesehenen Felsen wieder zu finden, doch hat er andere am Ufer des Essequibo bei der Kaskade Waraputa beschrieben. „Diese Kaskade,“ sagt er, „ist nicht allein durch ihre Höhe berühmt, sie ist es auch durch die grosse Menge der in Stein eingehauenen Figuren, die viel Aehnlichkeit mit denen haben, die ich zu St. John, einer der Jungfraueninseln, gesehen und unbedenklich für das Werk der Karaiben halte, die vor Zeiten diesen Theil der Antillen bevölkert haben. Ich that das Unmögliche, um einen dieser Felsen zu zerhauen, der Inschriften trägt und den ich mit mir nehmen wollte; doch der Stein war zu hart und das Fieber hatte mich entkräftet. Weder Drohungen noch Versprechungen konnten die Indianer dahin bringen, einen einzigen Hammerschlag gegen diese Fel-

senmassen, die ehrwürdigen Denkmäler der Bildung und der Ueberlegenheit ihrer Vorfahren, zu thun. Sie halten dieselben für das Werk des grossen Geistes und die verschiedenen Stämme, welche wir angetroffen, sind ungeachtet der grossen Entfernung, doch damit bekannt. Schrekken malte sich auf den Gesichtern meiner indianischen Begleiter, die jeden Augenblick zu erwarten schienen, dass das Feuer des Himmels auf mein Haupt herabfallen würde. Ich sah nun wohl, dass mein Bemühen fruchtlos war, und musste mich daher begnügen, eine vollständige Zeichnung derselben mitnehmen zu können.“ Der letzte Entschluss war ohne Zweifel das Beste und der Herausgeber des englischen Journals fügt zu meiner grossen Freude in einer Note hinzu: „Es ist zu wünschen, dass es Andern nicht besser als Herrn Schomburgk gelingen und dass kein Reisender einer civilisirten Nation ferner an die Zerstörung dieser Denkmäler der schutzlosen Indianer Hand anlegen wird.“

Ungeachtet der weiten Ausdehnung, welche die Einfälle der Karaibenstämme erlangten und der alten Macht dieses schönen Menschenschlages kann ich doch nicht glauben, dass dieser ganze ungeheure Gürtel von eingehauenen Felsen, der einen grossen Theil Südamerika's von Westen nach Osten durchschneidet, das Werk der Karaiben sein solle. Es sind vielmehr Spuren einer alten Civilisation, die vielleicht einer Epoche angehört, wo die Racen, welche wir heutzutage unterscheiden, nach Namen und Verwandtschaft noch unbekannt waren. Selbst die Ehrfurcht, welche man überall gegen diese rohen Sculpturen der Altvordern hegt, beweist, dass die heutigen India-

ner keinen Begriff von der Ausführung solcher Werke haben. Noch mehr: zwischen Encaramada und Caycara an den Ufern des Orinoko befinden sich häufig diese hieroglyphischen Figuren in bedeutender Höhe auf Felsenwällen, die jetzt nur mittels ausserordentlich hoher Gerüste zugänglich sein würden. Fragt man die Eingebornen, wie diese Figuren haben eingehauen werden können, dann antworten sie lächelnd, als erzählten sie eine Sache, die nur ein Weisser nicht wissen könne, „dass in den Tagen der grossen Wasser ihre Väter auf Kanoes in solcher Höhe gefahren wären [1].“ Dies ist ein geologischer Traum, der zur Lösung des Problems von einer längst vergangenen Civilisation dient. [2]

1 Gemälde der Natur, Bd. I. S. 240. 2te Ausgabe. 1828. bei Gide.

2 Entnommen den: *Les nouvelles Annales des Voyages*. Paris. 1837.

REISEN
IM
INNERN GUIANA'S
WÄHREND DER JAHRE 1835—1839
VON
ROBERT HERMANN SCHOMBURGK.

Den Instructionen zu Folge, die ich von der geographischen Gesellschaft zu London empfangen hatte, verliess ich Georgetown am 21sten September 1835, umfuhr die niedre, aus angespültem Lande bestehende Halbinsel, welche bei einer Breite von zwanzig Meilen [1] die Flüsse Demerara und Essequibo von einander trennt, und erreichte die Mündung des Essequibo, der sich vierzehn Meilen breit in den atlantischen Ocean ergiesst; die Mündung selbst wird durch drei flache Inseln in vier Kanäle getheilt, von denen die grösste, Wakenaam, sieben Meilen lang ist.

Wir fuhren den stolzen Strom, dessen unteres Flussgebiet oder Seebereich sich bei einer mittlern Breite von 8 Meilen gegen 45 Meilen von Norden nach Süden erstreckt, hinauf und kamen nach einander bei den Inseln Hog und Fort vorüber. Die letztere, einst unter den Holländern der Mittelpunkt des gesammten Handels der Kolonie — ist jetzt still, todt und verlassen, und nur einige

1 Bei der Meilenangabe sind immer englische Meilen zu verstehen.
Uebersetzer.

Farbige haben ihre armseligen Lehmhütten mitten unter den Ruinen der ehemaligen Hauptstadt von Guiana aufgebaut.

Hat man diese Inseln im Rücken, dann werden die beiden Ufer des Flusses, hier nur noch 8 Meilen von einander entfernt, zum erstenmal sichtbar; — in der That der Fluss gleicht mehr einem mit zahlreichen waldigen Inseln erfüllten See, der rechts und links durch einen dichten, fast undurchdringlichen Wald, der in dem üppigen Grün und in der Wildheit eines jungfräulichen Bodens und einer tropischen Sonne prangt, begrenzt wird. Fern aus dem weiten Süden blicken hie und da die blauen Gebirge herüber.

Bei Itaka (Stein), 25 Meilen von der See entfernt, treten die ersten Felsen zu Tage. Sie bestehen aus Granit, wahrscheinlich Gneis, springen etwas in den Fluss vor, und bilden dadurch höchst gefährliche Felsenrippen, die bei hoher Fluth bedeckt sind. Ueber Ampa hinaus, einer kleinen Niederlassung, sechs Meilen weiter erheben sich südlich zwei merkwürdige Felsen, die „drei Brüder" und die „drei Schwestern", von denen der eine, bei nur geringer Einbildungskraft, einem Riesenkopfe gleicht; eine ergiebige Quelle des Aberglaubens für die unwissenden Kolonisten und die rohen Indianer.

Vier Meilen weiter aufwärts fallen die vereinigten Ströme Mazaruni und Cuyuni mit einer Mündung von einer vollen Meile Breite in den Essequibo. Auf der südlichen Landspitze derselben liegt die Mission Bartika. Ungefähr acht Meilen südlich von der Mündung vereinigen sich die beiden Flüsse zu einem Strome.

Wir verliessen hier den Hauptstrom und fuhren den

Cuyuni fünf Meilen bis zu der Station oder der Wohnung des Stationscommandanten hinauf[1]. Diese liegt auf einer höchst romantischen Stelle und die Granitmasse, auf welcher sie aufgebaut ist, erhebt sich 50 Fuss über den Wasserspiegel, wodurch sie den Essequibo, Cuyuni und Mazaruni beherrscht, die der Commandant zu bewachen hat.

Ich verweilte hier einige Tage, um mir Indianer als Bootsmannschaft und andere Diener, die mich auf meiner Reise begleiten sollten, zu miethen, und benutzte zugleich die Zwischenzeit, den Fluss Cuyuni fünf Meilen jenseit seiner Vereinigung mit dem Mazaruni hinauf zu verfolgen. Der Fluss hat hohe Lehmufer und ein trübes Wasser, — wogegen das des Mazaruni, obgleich leicht gefärbt, doch hell wie Krystall ist.

Zu Kai-tan, einer Niederlassung der Cariben, äusserte der Häuptling derselben, dass er schon mehrmals zu Angostura gewesen sei. Er wäre dann jedesmal den Cuyuni gegen 300 Meilen von West nach Nord bis zu seinen Quellen hinaufgestiegen, hätte dann die kurze Portage, welche die Scheide zwischen den Gewässern des Orinoko und denen des Essequibo bildete, überschritten, und wäre von dort den Caroni hinab- und den Orinoko hinaufgegangen. Er spricht auf solche Weise von einer möglichen Flussverbindung mit Angostura und dem ganzen Becken des Orinoko. Er hatte die Reise gewöhnlich in einem Monat zurückgelegt. Etwas westlich von Kai-tan hatten

1 Um den Frieden zwischen den verschiedenen Stämmen aufrecht zu erhalten, wie überhaupt die Indianer zu schützen, sind an den Flüssen von Guiana sogenannte Stationen errichtet, die zugleich auch die Fremden zu beobachten haben, welche die Flüsse auf- und niederfahren.

die Holländer im Jahre 1721 nach Silber graben lassen, aber das wenige Erz, das sie fanden, ersetzte nicht einmal die Kosten. Ich fand hier einige höchst interessante Blumen, von denen die eine, eine *Cambretacia*, die die Indianer Karabahiracarie nennen, und die andere wahrscheinlich eine *Brownia*, von den Indianern Tucushuaheru genannt, wurde.

Die Landzunge Cartabo, am Zusammenfluss des Cuyuni mit dem Mazaruni, war einst, als diese Gegend zuerst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts von den Holländern besetzt wurde, der Sitz der Regierung. Wenige Jahre darauf wurde dieselbe nach der Insel Fort verlegt. Auf der unmittelbar gegenüber liegenden Insel Kyk-over-all wurde zum Schutz derselben ein Fort errichtet. Es liegt jetzt in Ruinen. Längs den Ufern des Flusses leben viele freie Afrikaner, die sich mit den Indianern verheirathet ganz die Sitten und Gebräuche derselben angenommen haben.

Weiter aufwärts besuchten wir eine Niederlassung der Cariben. Diese Indianer unterscheiden sich in mancher Hinsicht von den Arawaaks. Sie tättowiren sich zwar nicht, bemalen aber ihren Körper, vorzüglich die Beine, mit dem Roucou, einer Art Farbe[1]. Ihre Hütten sind gleich den der übrigen Indianer. Die Frauen schnüren die Beine unter dem Knie und über dem Knöchel fest mit Binden zusammen, wodurch die Wade eine unnatürliche Dicke erhält. Die Ohrläppchen durchbohren sie

1 Es ist das Arnatto, das man zum Orangefärben gebraucht und aus der *Bixa Orellana* gewinnt.

mit Bambusstäbchen und die Unterlippe mit einer ganzen Reihe Nadeln, und tragen dadurch fortwährend ein spitziges *Chevaux de frise*, und ein wirksames Bollwerk gegen jede unerlaubte Freiheit mit sich herum. Die Cariben zeichnen sich besonders durch die Verfertigung einer rohen Töpferarbeit aus, wozu sie den Thon in Ueberfluss an den Ufern der Flüsse finden. Sehr geschickt sind sie auch in der Führung ihrer Corials oder Kanoes.

Einen zweiten Ausflug unternahm ich den Mazaruni hinauf, über die Insel Caria hinaus bis zu den ersten Stromschnellen, die etwa 15 Meilen von seiner Vereinigung mit dem Cuyuni sich befinden. Das Flussgebiet des Mazaruni ist jedoch von dem Herrn Hillhouse aus Demerara im vierten Theile des Journals der geographischen Gesellschaft schon so genau beschrieben worden, dass ich hier nichts hinzuzufügen habe.

Nachdem wir am 1sten October alle unsere Vorbereitungen beendet hatten, verliessen wir die Station am Cuyuni und fuhren den Essequibo aufwärts. Die Gesellschaft bestand aus drei Europäern, einem Offizier, einem Bewohner von Demerara und mir, aus vier Negern, denen verschiedene Dienste angewiesen waren, und der Mannschaft meiner drei Corials, nämlich — fünf Negern, fünf Cariben, drei Macusis und zwei Accawais, im Ganzen aus 22 Personen. Der Sold für die drei Steuermänner betrug täglich vier Schilling sechs Pence; drei Schilling erhielt jeder Neger und einen Schilling sechs Pence jeder Indianer, denen ihr Lohn theilweise in Gütern ausgezahlt wurde, wobei ich noch für die Lebensmittel zu sorgen hatte.

Steigt man den Essequibo aufwärts, so schlägt er

während sieben Meilen bis zur Landzunge Saccaro, eine südöstliche Richtung ein, und wendet sich dann 60 Meilen hindurch rein nach Süden, wobei sein Nebenfluss, der Mazaruni, in einer Entfernung von zwölf Meilen westlich, und der Demerara in einer Entfernung von funfzehn Meilen östlich, dieselbe Strecke parallel mit ihm laufen.

Bei der Landspitze Osterbecke, oder Monkey's Waist (Affentaille) der Indianer, fünf Meilen weiter südlich, erstreckt sich eine etwa hundert Fuss hohe Hügelkette von Osten nach Westen. Ich würde dieselbe kaum der Bemerkung werth gehalten, wenn diese Hügelkette nicht die erste Erhebung auf diesem angespülten Lande von der See aus wäre. (In einer Entfernung von 45 Meilen.) Der Fluss wird hier bis auf 100 Yards[1] zusammengedrängt, — woher auch sein indianischer Name. Die gewöhnliche mittlere Breite beträgt 1—1 ¼ Meile. Die Aussicht von dieser Hügelkette ist eine der schönsten am untern Essequibo.

Bei Kumaka Serima liegt unterhalb der Wasserfälle die letzte Niederlassung, und von hier an beginnt die Granitregion. Kleine Schooner können bis zu diesem Orte, der 50 Meilen von der See entfernt liegt, hinauffahren. Sein Name bedeutet in der Sprache der Arawaak's „die Landzunge der Seidenbaumwollenstaude.“

Bei Aritaka stellten sich unsern Fortschritten die ersten Stromschnellen entgegen. Mit ihnen beginnt eine ganze Reihe derselben, die dadurch hervorgerufen werden, dass sich der Fluss durch eine 200 Fuss hohe Hügelkette, die sich sechs Meilen ausdehnt, seinen Weg bahnt. Die

1 Yard, englische Elle gleich 3 Fuss. Uebersetzer.

gefährlichste unter ihnen ist die Stromschnelle von Itaballi; die letzte, die von Aharo. Sie werden gewöhnlich irrthümlicher Weise Katarakten genannt, obschon sie immer bedeutend genug sind, um die Schifffahrt nicht weiter als Aritaka zu erlauben.

Südlich von den Stromschnellen gewinnt der Fluss ein anderes Aeussere. Eine Menge Sandbänke erheben sich hier über den Wasserspiegel und nöthigten uns hin und her zu kreuzen, um nicht auf den Grund zu laufen. Die Guana (*Lacerta Iguana*) hat diese Sandbänke zum Lagerplatz ihrer Eier gewählt, die, wie das Thier, frisch für eine besondere Delicatesse gehalten werden. Unsere Indianer zeigten grosse Geschicklichkeit sie aufzufinden, und in kurzer Zeit hatten sie einige Hundert Eier gesammelt und mehre Guana's gefangen.

Wir fuhren jetzt längs der schmalen Insel Gluck hin, welche die Cariben Aramisari Irupacu, nach einer kleinen Art Tigerkatze, nennen, die sich früherhin in grosser Anzahl hier gefunden haben soll. Die Insel ist gegen 5 Meilen lang. An ihrer südlichen Spitze verbindet sich der Tipuri, der beträchtlichste Fluss seit der Mündung des Cuyuni, von Süd-Westen her mit dem Essequibo.

Die Ufer des Essequibo sind hier zehn bis zwölf Fuss hoch; bestehen aus Lehm und Sand, die leicht mit Dammerde und einer üppigen Vegetation bedeckt sind. Hinter ihnen zieht sich gewöhnlich ein natürlicher Graben hin, der durch die zurückweichenden Gewässer nach den jährlichen Ueberschwemmungen gebildet ist. Er war noch theilweise mit Wasser gefüllt, das eine Menge Fische enthielt. Ihr Erbfeind, der Reiher, stolzirte am Rande des

Sumpfes auf und nieder, und setzte unsere Flinten und Pfeile augenblicklich in Thätigkeit.

Am 7ten October erreichten wir die Insel Ho-obucuru, wo sich mir durch eine Grundlinie auf einer Sandbank die Breite des Flusses zu 1520 Yards ergab. Die Arissarohügel, die in einer Entfernung von 11 Meilen nach Süd $\frac{1}{2}$ Ost hin lagen, waren 640 Fuss hoch. Auf dem östlichen Ufer verbinden sich die zwei Flüsse Cortuaharo und Mucumucu mit dem Essequibo. Ein häufig betretener Pfad führt von hier in südöstlicher Richtung nach der Station Seba[1] am Demerara unter 5^0 45′ nördlicher Breite; — es ist dies die entfernteste Station, die man noch behauptet hat. Die gerade Entfernung beträgt ungefähr 20 Meilen, die man gut in einem Tage zurücklegen kann. Vermittelst der zwei kleinen Flüsse Cortuaharo und Coreta, eines Nebenflusses des Demerara, und einer Portage[2] von ungefähr 12 Meilen, könnte sich vielleicht bald eine Wasserstrasse mit dem obern Essequibo herstellen lassen, auf der man zugleich die gefährlichen Stromschnellen von Itaballi vermied. Ein breitraaiges Schiff lud noch bei Lukky-Spot am Demerara unter 5^0 57′ nördlicher Breite Bauholz. Sollte sich daher die Kolonisation weiter nach dem Innern hin ausdehnen, dann muss auf diesem Wege die Verbindungslinie zwischen den beiden Flüssen, sei es nun vermittelst eines Kanals von 12 Meilen Länge, oder einer Portage von ungefähr gleicher Ent-

1 Seba bedeutet bei den Indianern „Fels oder Stein.“

2 Portagen sind kurze Landstrecken, die die Betten zweier Flüsse von einander trennen, wo man dann die Corials von dem einen auf das andere tragen muss. Uebersetzer.

fernung, hergestellt werden. Das Land erhebt sich zwischen den beiden Flüssen nur unbedeutend; die Wasserscheide liegt dem Demerara näher als dem Essequibo — wodurch eine leichte Abdachung nach dem letztern Fluss hin entsteht.

Siegend herrscht hier der Wald — alle Spuren der Civilisation sind verschwunden, rings herum ist man von einer dichten Laubmasse umgeben. Hoch über alle übrigen Bäume thürmt sich die majestätische Mora — die riesige Mimose der westlichen Halbkugel, die in Rücksicht ihres Holzes zum Schiffsbau der englischen Eiche bei Weitem vorzuziehen ist, mit ihren dunkelbelaubten Aesten empor; ihr folgt der nicht weniger stattliche und gleich nützliche Suaari (*Pekea tuberculosa* des *Aublet*), welcher eine grosse und nahrhafte Nuss trägt; der Siruaballi (ein *Laurus*), der sich besonders zu Schiffsplanken eignet, da er vermöge seiner bittern Bestandtheile die Würmer entfernt hält; einige Species der Wallaba (*Dimorpha falcata*)[1]; der Trompetenbaum oder die Cecropia; die Wasserguava (*Psidium aromaticum*), welche die Mangrove des Seeufers ersetzt und ein aromatisches Blatt liefert, das mit vielem Erfolge bei der rothen Ruhr angewandt wird, wie noch manche andere, die bis jetzt noch unbekannt und unbeschrieben waren.[2]

Obgleich unfähig, jedem Baume seine besondere Familie anzuweisen, bemerkt doch der beobachtende Naturforscher, dass diese Bäume Blüthen, Blätter und Früchte

1 Die *Eperua* des *Aublet*; *Panzeria* des *Willdenow*.

2 Dr. Hancock gibt die indianischen Namen von 50 dieser Bäume.

tragen, die ihnen nicht angehören. Der wilde Wein, das Buschtau der Kolonisten, umschlingt gleich einem Korkzieher die Stämme der höchsten Bäume, während er an andern wieder wie die Seile eines Kabeltaues in einander geschlungen auf den Boden herabhängt, von Neuem Wurzel schlägt und so gleichsam die hohen Bäume gegen die Wuth des peitschenden Sturmes sicher vor Anker legt. Der wilde Feigenbaum, ein seltener Parasit, schlägt auf den äussersten Aesten der Mora Wurzel, zieht seine Nahrung aus ihrem Saft und sieht sich wieder überrankt von den verschiedensten Arten des kletternden Weins, und die strahlenden Blüthen des Haiowa oder Weihrauchbaumes (*Amyris ambrosiaca Willd.*), der den Wald mit seinem wohlriechenden Harze durchduftet, erhöhen und beleben das freundliche Bild. Sowohl sein Gummi als seine Rinde besitzen kostbare medizinische Eigenschaften. — Die scharlachrothen und blendend weissen Blüthen der Passiflora, des *Combretum racemosum*, und verschiedene Arten der *Bignonie*, die schönste Schlingpflanze der europäischen Treibhäuser, hängen gleich natürlichen Guirlanden von dem grünen Laubwerk herab, und die purpurrothen Blüthen der *Bignonia cherère* (bei *Aublet*) verleihen dem an und für sich schon so herrlichen Bilde einen neuen Reiz.

Am 8ten October erreichten wir den Fuss der Arissaroberge, die sich von Osten nach Westen bis zur Station Seba am Demerara hinziehen. Ihre mittlere Höhe beträgt 600 Fuss; sie gehören der Granitbildung an und sind dicht bewaldet. Als wir diese Berge zuerst zu Gesicht bekamen, hatten diejenigen der Cariben, welche den

Fluss noch nicht so weit aufwärts besucht hatten, eine Art Taufe zu bestehen; man spritzte ihnen nämlich Tabakssaft in die Augen.

Die mauergleiche Vegetation an beiden Ufern des Flusses ist hie und da durch die Angriffe des Stromes durchbrochen, der den Boden, auf welchem sie stand, unterspülte, und so manchen himmelanstrebenden Baum niedergestreckt hat, dessen verwitternder Stamm nun weit über das Wasser hinragt, und in die gleichförmigen Umrisse des Flusses einige Abwechselung bringt.

Sechzehn Meilen weiter südlich zwingt die gegen 200 Fuss hohe Hügelkette des Yaga, die auf dem östlichen Ufer sich hinzieht, den Fluss, der von Westen kommt, seinen Lauf rein nach Norden einzuschlagen, den er auch 60 Meilen hindurch behauptet. Von hier an ist der bedeutendste Fall des Demerara nur 8 Meilen nach Süd-Osten hin entfernt. Die beiden Flüsse nähern sich demnach an dieser Stelle am meisten.[1] Fünf Meilen weiter aufwärts erreichten wir am linken Ufer die gegen 200 Fuss hohe Oumaikette, welche den Fluss mehr nach Osten drängt, so dass er hier den grössten Winkel während seines ganzen Laufes bildet. Die Ufer waren mit dichten Gruppen des Lanabaums (*Maripa*) besetzt. Die Indianer gewinnen daraus einen blauen Farbestoff, mit dem sie ihre Gesichter bemalen.

Während der letztern Zeit zeigten die Granitlager einen glasigen Ueberzug, und die Felsenwälle, die hier den Fluss durchkreuzten, hatten in der Entfernung das

1 Nach Kapitain Owen's Beobachtungen soll sich der Demerara dem Laufe des Essequibo hier bis auf 4 Meilen nähern.

Ansehn einer trocknen Mauer. Diese Felsenwälle bilden die Stromschnellen von Cumakà und Akramalalli, die wir nur unter der grössten Anstrengung passiren konnten; der Fall des Wassers war zwar nur unbedeutend, die scharfen Kanten der Felsen aber brachten unsere Corials in nicht geringe Gefahr.

In unserm Nachtlager, das wir an der frühern Stelle einer aufgegebenen Station aufgeschlagen hatten, wurden wir ungemein von einer Waldameise und dem *béte rouge* geplagt, waren dafür aber, seitdem wir die Region der Stromschnellen erreicht hatten, von den Musquitos verschont geblieben. Nach der Meridianhöhe des Sternes Achernar hatten wir unser Lager unter 5⁰ 20′ nördl. Br. aufgeschlagen. Am folgenden Morgen fuhren wir an der Mündung des Potaro vorüber, der sich von Süd-West her mit dem Essequibo verbindet. Seine Wasser sind schwarz, wie auch sein Name anzeigt. Er soll ungemein reich an Stromschnellen sein und vermöge einer kurzen Portage mit dem Mazaruni in Verbindung stehen. Am Fusse des Hügelzuges, auf dem er entspringt, sollen sich Bergkrystalle in Menge finden. Seine Ufer werden von einem Stamme der Arawaaks bewohnt.

Streifen weissen Schaums verkündeten uns das Herannahen einer andern Stromschnelle, und indem wir eine in den Fluss hereinspringende Landzunge umfuhren, befanden wir uns vor einem anscheinend nicht zu passirenden Felsenwall von Granit, dessen Stücke in wilder Verwirrung über einander gehäuft waren. Ihre Oberfläche überzog schwarzes Braunsteinoxyd. Die Felsen durchkreuzten den Strom von Nord-Ost nach Süd-West, und

bildeten die Verbindungslinie zwischen den beiden Armen des Curamucugebirges, das sich an beiden Ufern des Flusses hinzog, und sich bis zu einer Höhe von 1200 Fuss erhob.

Bei näherer Untersuchung fanden wir, dass sich das Wasser seine Bahn durch diese Felsen bricht, und nach vielfacher Anstrengung gelang es uns endlich die Kanoes durch die Stromschnellen hindurch zu bringen. Die Scenerie war im höchsten Grade malerisch, und der entfernte Gipfel des Curamucu, der die leichten wolligen Wolken des Morgens noch festhielt, zeigte uns eine Berglandschaft, wie wir sie, da wir von den flachen Küsten des atlantischen Oceans kamen, seit langer Zeit nicht gesehen hatten.

In einiger Entfernung über diesen Felsenwall hinaus, durchkreuzt ein ähnlicher den Fluss abermals und bildet die Stromschnelle von Benhuri-Bumocu. Der Felsen hat ganz dieselbe Structur, wie der auf der Insel St. John, während der Granit von Arissaro dem auf Virgin-Gorda gleicht; — von beiden sandte ich Proben an die geologischen Gesellschaften von London und Berlin.

Die südliche Spitze der Insel Benhuri-Bumocu liegt, wie ich nach der Mittagshöhe der Sonne fand, unter 5^0 $14\frac{1}{2}'$ nördl. Br. Der Wasserfall oder die Stromschnelle von Waraputa, die gefährlichste, welche sich uns seither entgegengestellt, raubte uns mehre Stunden, bevor wir unsere Corials hindurch ziehen konnten. Unmittelbar südlich von derselben, auf dem westlichen Ufer des Flusses, stiessen wir auf eine Niederlassung der Macusis, deren Häuptling, Cambori, bei den Kolonisten unter dem Namen

Macusi-Jacob allgemein bekannt ist. Das Dorf wurde von ungefähr 50 Eingebornen bewohnt, von denen der grössere Theil Macusis, die übrigen aber Cariben, Accawais u. s. w. waren. Die Weiber spannen Baumwolle zu Hängematten; ihre Wohnung bestand in einer nach allen Seiten hin offenen Hütte, die spärlich mit Palmenblättern bedeckt war. Das Harz der Haiowa vertrat die Stelle dêr Kerzen, und verbreitete nicht allein ein helles Licht, sondern erfüllte auch die Luft mit seinem weihrauchartigen Geruch. Baumwolle in Bienenwachs getaucht, diente ebenfalls zur Beleuchtung. Wir rasteten hier zwei Tage, um uns gegen Austausch allerlei Flitterkrams u. s. w. mit neuem Cassadabrod zu versehen. Südlich von Waraputa sind die Ufer des Flusses mehr durchbrochen, die Vegetation aber ist dieselbe wie früher. Die Kamasakata, ein Baum von 50—60 Fuss Höhe, der Warrakarro, dessen Samen viel Aehnlichkeit mit dem Abrus (eine kleine, runde, röthliche Bohne mit einem schwarzen Punkt) hat, der Acaure, Brodbaum, und mehre Arten der Wallaba, sind die gewöhnlichsten Bäume in den Umgebungen der Wasserfälle. Wir schossen hier 14 Stück Paeu, die 12—18 Pfund Gewicht hielten. Es ist ein kostbarer Fisch, der häufig die Stromschnellen besucht, um sich von der Weira und den verschiedenen Arten der Lacis zu nähren

Stromschnelle folgt jetzt auf Stromschnelle, von denen einige so bedeutend waren, dass wir bei der angestrengtesten Arbeit doch nur 5 Meilen zurücklegen konnten. Die Nacht brachten wir am Fusse der Stromschnelle von Twasinki zu, ungefähr zwei Meilen nördlich von dem Gebirge gleichen Namens. Die Breite war 4° 59′ nörd-

lich. Einen eigenthümlichen Eindruck übt die gänzliche Stille, die auf dem Fluss herrscht, auf das Gemüth aus. Seit wir die Station am Cuyuni verlassen, waren uns nur zwei Kanoes begegnet, und von der Stromschnelle von Waraputa bis zum Einfluss des Rupununi war jede Spur des Lebens erstorben. Das Zuckerrohr, das wir hier fanden, hatte 2 Zoll im Durchmesser, und sein Stamm erhob sich gegen 7 Fuss, bevor er Blätter ansetzte; eben so üppig gedieh auch der Kaffee, und so sehr ich auch an die üppige Fruchtbarkeit des tropischen Clima's gewöhnt war, musste ich doch über die ungemeine Höhe und Stärke des Bauholzes erstaunen.

Den 15ten October fuhren wir längs dem Twasinkigebirge, das sich 1100 Fuss über den Fluss erhebt, hin.— Der Gebirgszug zieht sich gen Westen. — Drei Meilen weiter erstreckt sich, auf dem östlichen Ufer, das gegen 900 Fuss hohe Akaiwannagebirge nach Nord-Osten, und wieder drei Meilen weiter, auf dem linken Ufer, das Taquiari- oder Comutigebirge, von ungefähr gleicher Höhe. Diese beiden Gebirgszüge springen von beiden Seiten so gegen den Strom vor, dass sie ihn zwingen ein förmliches S zu bilden. Der Lauf dieser Doppelkrümmung beträgt 6 Meilen. Zahlreiche Stromschnellen und Inseln machen diese Strecke beinah unfahrbar. Unter den drei Wasserfällen, die sich in dieser Krümmung befinden, ist der Wasserfall von Yucurit der gefährlichste; er wird von einem Felsendamm schichtweise auf einander gelagerter Granit- oder Gneisblöcke gebildet, durchschneidet den Fluss von Norden nach Süden, und das Wasser, schon durch vorhergehende Stromschnellen und vorspringende

Felsen in seinem Laufe beschleunigt und eingezwängt, stürzt sich mit der äussersten Gewalt über ihn herab. Die das Ufer umgebenden Berge treten zurück und bilden ein Amphitheater von ungemein malerischer Scenerie.

Der Taquiari, ein Ausläufer der Twasinkigebirge, hat seinen Namen von einer merkwürdigen Säule grosser Granitblöcke, die sich so auf einander gethürmt haben, dass das Ganze einem Wasserkrug ähnlich sieht, den die Arawaak- und Caribindianer „Comuti" nennen. Die Granitblöcke befinden sich etwa 150 Fuss unterhalb des höchsten Gipfels des Gebirges, das ich auf 800 Fuss abschätzte; sie erheben sich senkrecht bis zu einer Höhe von 100 Fuss, und haben ein höchst merkwürdiges Aussehen. Meine farbigen Begleiter, die dieses Gebirge schon früher bestiegen hatten, sagten, dass diese Steine eine grosse Höhle einschlössen, die theilweise von einer ungeheuern viereckigen Granitmasse bedeckt würde. Wie gewöhnlich knüpften sich auch an diesen Ort eine Menge abergläubischer Vorstellungen, und die, welche ihn noch nicht gesehen hatten, mussten Limonenwasser trinken, und sich Tabakssaft in die Augen spritzen lassen — damit ihnen der böse Geist nichts anhaben könnte. [1]

1 Dr. Hancock bestieg das Gebirge und fand seine Abhänge mit rother Thonerde und Ocher bedeckt. Die ungeheure Granitmasse bestand aus drei hohen Blöcken blauen Granits; der zweite ruhte auf dem untersten nur vermittelst dreier Stützpunkte, während der dritte kleinere auf der Schwebe stand und sich gegen Osten hinneigte. „Ich mass ihre Höhe," sagt Dr. Hancock, „und entwarf einen Abriss dieses merkwürdigen Naturwunders, mit dem Röthel, den ich hier fand, da ich meinen Bleistift verloren hatte. Vom Flusse aus erscheint die Säule höher als sie wirklich ist, denn ihre Höhe beträgt nur 50 Fuss, ist aber fast senkrecht; sowohl der Gipfel als die Abhänge sind mit üppiger Vegeta-

Ich fand hier eine herrliche Orchidee, die für mich neu war. Ihre Blüthe hält 1 ½ Zoll im Durchmesser, das Blumenblatt hat ein reiches Purpurroth, und gleicht dem Sammt; der Helm ist von derselben Farbe und das Labellum mit Gelb gestreift.

Etwas oberhalb des Yucurit, stiessen wir auf ein kleines Indianerdorf, das von Macusis bewohnt wurde. Dem Flüsschen Akaiwanna entlang, führt ein viel betretener Pfad nach dem Demerara, den man in sechs Stunden von hier aus erreichen kann. Das Akaiwannagebirge tritt hier so nahe an das östliche Ufer des Stromes heran, dass der Essequibo eine rein westliche Richtung, ja für einige Zeit sogar einen nordwestlichen Lauf einschlagen muss. Das Akaiwanna- und Comutigebirge springen von beiden Seiten so gegen ihn vor, dass er sich förmlich durch die Gebirge hindurch winden muss. Am Fusse einiger Stromschnellen schossen und fingen wir binnen einer halben Stunde 21 Pacu's, von denen keiner unter 12 Pfund wog. Da der Fluss nur wenig Wasser hatte, so wurde es um so

tion bedeckt, unter der sich besonders die *Malpighia*, die grosse *Kofa* oder klimmende *Clusia*, die Boroway, Bartabally und andere Species der *Sapota* auszeichneten. Unter den kleineren Pflanzen waren vorzüglich die Alpinen, mehre Arten der *Smilax* (Sarsaparille) und der wilde Pisang, von denen einer auf der äussersten Spitze der Säule wuchs, und nach seiner Form und der Grösse der Blätter viel Aehnlichkeit mit dem veredelten Pisang oder der Banana (*Musa paradisiaca*) hatte, vorherrschend."

„Ich brachte mit vier Indianern das ganze Weihnachtsfest auf diesem Gebirge zu, und wäre gern eine ganze Woche da geblieben. Am Abhange des Gebirges bemerkte ich mehre Löcher und Höhlen, und fand auch einige Kiesel rothen Jaspis, und jene Krystalle, die unter dem Namen Marawuni-Diamanten so bekannt sind."

Auf diese Granitsäule, als „den Riesen der Hügel" spielt auch Herr Waterton in seinen anziehenden und doch zugleich auch so treuen „Wanderungen" an.

schwieriger, die Stromschnellen zu durchfahren. In der Nähe der Felsen fanden wir die Trümmer eines Corials, das entweder bei dem Hinabfahren schlecht geführt und in Folge dessen gescheitert war, oder die Seile waren bei dem Hinaufziehen losgegangen, wo dann bei vollem Strom der Untergang unvermeidlich ist. Zerbrochene Pfeile, Bogen und andere indianische Geräthschaften hatten wir schon früher gefunden, woraus wir schlossen, dass die unglückliche Mannschaft wahrscheinlich zugleich mit dem Corial untergegangen war. Das Boot schien an dem obern Felsen in zwei Stücke zerschmettert zu sein, denn eine Hälfte fanden wir am Fusse der Stromschnelle, die andere in der Mitte derselben zwischen den Felsen.

Je näher wir dem Comutigebirge gekommen waren, um so mehr hatte sich auch der Strom ausgebreitet, und um so seltener waren die Inseln geworden; der höchste südöstliche Gipfel lag am Abend ungefähr eine halbe Meile westlich von uns. Schwere Regenschauer fielen diesen Abend und machten unser Nachtlager ziemlich unbehaglich. Den Indianern wollte das Wetter auch nicht zusagen, und sie baten daher den Häuptling, den Regen zu beschwören. Der Zauber bestand in einer schnellen Bewegung mit den Händen und in einem zwischen den Zähnen gemurmelten Ton; — der Geist aber liess sich nicht erweichen, und nach einigem fruchtlosen Bemühen, war der Beschwörer der erste, welcher Schutz unter unserm Zeltdache suchte, das aber leider einem tropischen Regenguss keinen Widerstand leisten konnte. In diesem Augenblick schreckte uns Alle ein fürchterliches Krachen auf. Der Regen hatte den Boden erweicht, und einer der Rie-

senbäume, welche am Ufer standen, theilweise vom Strome unterspült, war gewichen und in den Fluss gestürzt. Ehe er die Oberfläche desselben erreichte, hörte man das Niederbrechen der kleinern Bäume und Zweige, dann den Sturz in das Wasser, und endlich den Schrei der aufgeschreckten Raben, Papageien und Affen: einen Augenblick später — und Alles war wieder in tiefes Schweigen gehüllt; nichts zu hören als das eintönige Plätschern des fallenden Regens. Der erste Gedanke war auf unsere Kanoes gerichtet, — aber so nahe auch der Fall gewesen zu sein schien, so erfuhren wir doch bald von unserm Wachposten, dass er auf dem entgegengesetzten Ufer sich ereignet hatte.

Das Flüsschen Murawa bewässert den südlichen Fuss der Comutigebirge, und fällt den Stromschnellen von Curibiru gegenüber in den Essequibo.

Am 16ten October hielten wir an dem östlichen Strande einer grossen Insel. Die erste Pflanze, die mir beim Landen aufstiess, war eine *Mikania* (*angulata*), und bald fand ich auch in ihrer Nähe die berühmte *Mikania guaco*. Der bittere Saft, welcher der Familie der *Eupatorinae* so eigenthümlich ist, herrscht in einer auffallenden Weise in der Guaco vor. Ich hatte Gelegenheit, beide Arten der *Mikania* zu vergleichen, die beide offizinell sind; die jungen Blätter besitzen viel mehr Bitterkeit als die ältern. Die Eingebornen nennen die Pflanze Errawarang und gebrauchen einen Absud derselben als Mittel gegen die Syphilis, aber ihre Eigenschaft als Gegengift für den Schlangenbiss war hier nirgends bekannt. Unserm Landungsplatze gegenüber führte längs dem kleinen Flusse

Ortuahar ein anderer Pfad nach dem Demerara. Am Nachmittag erreichten wir den Siparuni oder rothen Fluss, der sich von Süd-Westen her durch eine Mündung von 100 Yards in den Essequibo ergiesst; die Umgebungen der Mündung sind höchst malerisch. Der Essequibo breitet sich ziemlich bis zu einer Meile aus, und hat dabei zugleich so wenig Strömung, dass er mehr einem von allen Seiten mit dichtem Wald umgürteten See gleicht, — hie und da erhebt sich eine kleine Insel mit schlanken Bäumen besetzt, während im Norden das Comutigebirge den Horizont begrenzt. Der Siparuni hat seinen Namen von der braunrothen Färbung seines Wassers, das ganz der Farbe gleicht, die man aus der Borke des Maparakuni gewinnt. Seine Ufer sind fruchtbar und dicht mit dem schönsten Bauholz bewachsen, das oft eine Höhe von 60—80 Fuss erreicht. Gegen sieben Meilen von seinem Ausfluss vereint sich noch der Burro-Burro mit ihm; dieser hat gleichfalls rothes Wasser und dieselbe Grösse wie der Siparuni. Beide Flüsse haben, wie man mir später in Pirara erzählte, ihre Quellen an den nördlichen Abhängen des Pacaraimagebirges, ungefähr sechzig Meilen von dort entfernt, und fliessen durch Savannen; — ihre Ufer werden von Macusis bewohnt. Wollen die Stämme, welche das Land südlich von dem Itakagebirge inne haben, den Essequibo hinabfahren, so tragen sie ihre leichten Boote bis zu den Quellen jenes Stromes, und kommen dann auf einem geraden Wege hinab, indem sie den Winkel von mehr als 60 Meilen vermeiden, der durch den Rupununi und Essequibo gebildet wird.

Ein und eine halbe Meile von seiner Mündung stösst

man im Siparuni auf einen Wasserfall oder vielmehr auf eine grosse Stromschnelle. Nach einer Meridianhöhe des Fomalhaut liegt die Vereinigung desselben mit dem Essequibo unter 4^0 $46\frac{1}{2}'$ nördl. Breite.

Vier Meilen weiter südlich landeten wir an der Nordspitze der langen Insel Tambicabo, die gegen 8 Meilen lang ist und den Fluss in zwei Kanäle theilt, welche in einem so bedeutenden Winkel auseinander gehen, dass man sie oft fälschlich für zwei besondere Flüsse gehalten hat. An dem westlichen Arm stand früher in einer tiefen Bucht die holländische Station Arinda, — die jetzt verlassen ist. Die Inseln sind als der Aufenthaltsort zahlreicher Flussschildkröten bekannt, die ihre Eier in die Sandbänke legen.

Unser Nachtlager wurde in der Nachbarschaft von Tausenden von Palmen ausgewählt; aber wie einladend diese Stelle auch aus der Ferne erschien, so fanden wir sie doch keineswegs behaglich, denn der Boden war mit Buschholz überwachsen und ganz mit scharfen Stacheln bedeckt, die von den Palmen herabgefallen waren. Wo die Sawaraipalme gedeiht, da ist sicherlich unfruchtbarer und sandiger Boden. Das Gelärme zahlloser Affen schallte unablässig aus dem Innern des Waldes heraus. Die Nacht war schön und hell, und ich konnte den Fomalhaut genau beobachten; die Sipurunigebirge, auf dem Südufer des Flusses, lagen Nord 61^0 West, in einer Entfernung von ungefähr drittehalb Meilen.

Am 18ten October passirten wir die Fälle von Ouropocari, an denen wir unsere Boote gänzlich ausladen mussten. An der östlichen Seite des Falles liegt eine kleine

Insel, auf der früher eine bedeutende Kaffeepflanzung gewesen sein soll. Noch vor wenigen Jahren hatte man dort Früchte gesammelt. Sie wurde wahrscheinlich zur Zeit der ersten Kolonisation gegründet, wo die Holländer ihre Stationen bis Arinda vorschoben. Wir landeten und fanden auch die Spuren eines Teiches, verschiedene Fruchtbäume und Zierpflanzen, die in Guiana nicht einheimisch sind: alles Beweise früherer Cultur. Das Ganze aber war so mit dornigen Mimosen, Solanum u. s. w. überwachsen, dass wir es bald aufgaben weiter nach Kaffeepflanzen zu suchen.

Am Morgen des 19ten Octobers sahen wir die Maccariberge in Süd-Osten vor uns; — sie erschienen unzusammenhängend, dabei aber höchst malerisch. Der Fluss war jetzt frei von Inseln, — gegen 1400 Yards breit, und bildete leichte Krümmungen. Eine Anzahl zierlicher, kleiner Palmen, die ich hier fand (vielleicht *Bactris*), sollen von den Macusis zu ihren berühmten Blaseröhren gebraucht werden. Ich schnitt mehre ab und fand, dass das Innere wirklich auch so weich war, dass es mit Leichtigkeit herausgenommen werden konnte. Man sagte mir, eine andere Art, die am Rupununi wachse, eigne sich noch besser zu diesem Zwecke.[1] In ihrer Umgebung wuchs auch eine andere Palme, von den Eingebornen Kirahaghpalme genannt, die man zur Versperrung der Buchten (Kirahagh) gebraucht, um die Flucht der Fische zu ver-

1 Dies merkwürdige Instrument, das Blaserohr, ist mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gebaut. Es besteht aus zwei Röhren, von denen eine die andere einschliesst; inwendig sind sie glatt, und so genau mit einander verbunden, dass sie gleichsam als eine einzige erscheinen. Es war ein grosses Geheimniss, aus welcher Pflanze der

hindern, wenn man das Wasser derselben vergiftet hat. Sie hat eine Menge Knoten, die nur 1 ½ Zoll auseinander entfernt sind; an Eleganz übertrifft sie das indianische Rohr. Die Wasserfälle von Orotoko, oder gelben Fälle, konnten wir nur mit der äussersten Anstrengung überfahren.

Um vier Uhr Nachmittags lagen die Maccarigebirge etwa zwei Meilen nach Süd-Osten hin. Ihren höchsten Gipfel sah ich unter einem Winkel von 8^0 22′; sie sind abgerissen, zerklüftet und überall von weisslichen Felsmassen bedeckt, steigen oft senkrecht in die Höhe und werden nur mit einer spärlichen Belaubung bedeckt. Ihr westlicher Gipfel hat ganz das Ansehn eines riesenhaften Daches oder Giebels. Nach einer Meridianhöhe des Fomalhaut liegen sie unter 4^0 27 ½′ nördl. Br. Vier Meilen südlich von diesen Bergen beginnen die Stromschnellen von Neuem, und ziehen sich auch zwischen einem wahren Labyrinth von Inseln gegen 8 Meilen hin; fahren die Indianer den Essequibo hinab, so wählen sie dazu gewöhnlich den östlichen Kanal Amatopo. Den Pacu fanden wir hier in ungeheurer Menge, und da wir mehrmals anlegten, fingen wir 110 Stück, von denen jeder im Durchschnitt 12 Pfund wog; wodurch wir, mit Ausnahme der übrigen Fische, gegen 1300 Pfund erhielten.

Die Achra-mucra, eine ungeheure Granitmasse, hatten wir schon seit der letzten Tagereise in der Entfernung

Sarbacan gemacht sei. Humboldt meinte, es sei eine Art Rohr. Waterton gibt einige merkwürdige Einzelnheiten über die Verfertigung dieser Waffe an, aber keinen Wink im Betreff der Pflanze, aus welcher sie verfertigt wird. Dr. Hancock wies zuerst darauf hin, dass es aus einer kleinen Palme gemacht werde.

gesehen, heute lag sie in ihrer ganzen Grossartigkeit vor uns. Die riesigen Granit- oder vielmehr Gneisblöcke, von denen viele schwarzglänzend sind und oft eine Höhe von 30—40 Fuss und einen Durchmesser von 10—14 Fuss haben, dabei vielfach zerspalten sind, setzen sich mehre Meilen hindurch dem Laufe des Flusses entgegen. Oft sind die Blöcke hoch auf einander gehäuft und mit Orchideen, Ananas, kleinem Gesträuch und einzelnen verkrüppelten Bäumen bedeckt; eine schöne, dem jungen Zuckerrohr ähnliche Orchis, mit glänzend gelben Blüthen, zog mich besonders an. Die Scene erinnerte mich lebhaft an die Granitfelsen der Insel Gorda — nur dass diese Felsen dort von dem Ocean, — hier von einem Binnenfluss umgeben waren.

Die Felsenbarriere scheint sich noch eine Strecke von den Ufern zu beiden Seiten von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West hinzuziehen. Die Tiefe des Wassers in diesen Kanälen betrug oft 12—15 Faden; — ein merkwürdiger Gegensatz gegen die Seichtigkeit des Flusses oberhalb und unterhalb der Achra-mucra, wo sie gewöhnlich nur 2 Faden beträgt. Der Strom wälzt sich zwischen den Felsen auf eine furchtbare Weise hin und es kostete uns manchen Tropfen Schweiss, bevor wir diese Stromschnellen mit Hülfe von Tauen und Stangen überstiegen hatten.

Zwölf Meilen weiter gegen Süd-Osten erreichten wir am 22sten October die Stromschnellen von Rappu, die ihren Namen von der Menge Bambusrohr (*Nastus latifolia*) erhalten haben, das hier wächst, und das die Indianer Rappu nennen. Gneisfelsen und Lager, die aber jenen

schlackenartigen und verglasten Ueberzug nicht haben, bilden einen Damm, über welchen sich der Strom wild hinabstürzt. Der Fluss, der während dreizehn Meilen einen rein südlichen Lauf verfolgt hat, wird durch die Hügel in Osten gezwungen, sich scharf gegen Nord-Westen zu wenden, welche Richtung er auch bis zur Vereinigung mit dem Potaro, eine Strecke von 19 Meilen, beibehält. Der Demerara soll in einer Entfernung von 20 Meilen, während dieser ganzen Strecke parallel mit dem Essequibo laufen; zahlreiche betretene Pfade durchschnitten diesen Zwischenraum. Eine lange Insel theilt hier wieder den Fluss in zwei Kanäle, deren östlicher Yukupato heisst, an dem westlichen zieht sich die Bucht Arúan hin. Oberhalb der Stromschnellen sahen wir in der Ferne zwei Kanoes auf uns zukommen, — eine ganz unerwartete Erscheinung, denn auf dem ganzen Wege waren uns bis jetzt erst zweimal Indianer begegnet, und dreizehn Tage waren vergangen, seitdem wir Niemand gesehen. Es waren Macusis vom Rupununi, die den Demerara besuchen wollten; ihr Boot war mit Hängematten, grossen Ballen gesponnener Baumwolle, Bogen von Buchstabenholz, Tabak in Blättern, Papageien, indianischen Raben u. s. w. beladen; der Häuptling trug zum Unterscheidungszeichen eine Krone von indianischen Rabenfedern, und da er eben an einer kleinen felsigen Insel gelandet war, so ruderten wir nach dieser hin. Als er dies bemerkte, kehrte er augenblicklich in sein Boot zurück und erwartete uns mit gravitätischem Ernst. Unsere Mannschaft begann gleich ihren Tauschhandel mit Messern und Scheeren, und nachdem wir uns den Häuptling und sein Weib durch einige

kleine Geschenke verpflichtet hatten, versprach er einige Briefe nach der Kolonie zu besorgen.

Der Fluss ist nun frei von Inseln und behält mehre Meilen eine Breite von 500 Yards bei. Seine Ufer sind 12—15 Fuss hoch, von einem weissen Thon und bis zum Wasser herab mit majestätischen Bäumen bewachsen. — Die Strömung ist nur unbedeutend.

Gegen Abend erblickten wir das Makarapangebirge; sein östlicher Gipfel lag S 63′ W.

Am Morgen des 23sten Oct. hatten wir endlich nach dreiwöchentlicher Anstrengung und Arbeit gegen Strom und Stromschnellen, die Mündung des Rupununi, eines der Hauptnebenflüsse des Essequibo, der ihm von Süd-Westen her zuströmt, erreicht. Die Entfernung von der Station am Cuyuni beträgt, mit Einschluss der Krümmungen, 200 geographische Meilen, und die von dem Meere, ungefähr 240. Somit hatten wir täglich 10 Meilen zurückgelegt, was man als die gewöhnliche Durchschnittszahl annehmen kann, wenn man den Fluss in der trocknen Jahreszeit mit Kanoes hinauffährt. Die Wasser des Rupununi sind von einer trüben gelben Farbe, jene des Essequibo schwärzlich, und die Grenzlinie zwischen beiden war noch eine beträchtliche Strecke über die Mündung hinaus sichtbar. Auf den ersten Anblick könnte man den Rupununi für die Fortsetzung des Essequibo ansehen, und er ist auch in der That von mehren Kolonisten dafür gehalten worden, da er nämlich dem Essequibo von Süd-Westen zuströmt, während dieser hier von Osten herkommt. Aber ausser der verschiedenen Färbung des Wassers, unterscheidet sich der obere Essequibo nur zu deutlich durch

dasselbe charakteristische Aeussere, dieselbe eigenthümliche Vegetation und die grössere Wassermasse von dem Rupununi. Wir hielten während der Nacht auf dem westlichen Ufer des Flusses neben einer kleinen Bucht, wo sich mir durch eine Meridianhöhe des Fomalhaut und Achernar ergab, dass der Rupununi unter 3° 57′ 45″ nördl. Br. in den Essequibo fällt. Wir fanden hier eine Species der Haiari, deren Holz die Indianer beim Fischfang zum Vergiften des Wassers benutzen. Es ist eine holzige Schlingpflanze oder ein Buschtau, wie man sie hier nennt, mit gefiederten Blättern und Schmetterlingsblüthen; — wahrscheinlich eine neue Species der *Piscidia*[1].

Wir hatten gehofft, hier ein Indianerdorf anzutreffen, aber Tod oder Krankheit mochte die Bewohner vertrieben haben. Die Mannschaft meiner Corials war nur verpflichtet, mich bis zu der ersten Ansiedlung am Rupununi zu bringen; und da wir die letzten sechs Tage ohne alles Brod waren und uns einzig und allein mit Fischen und sehr schlechtem Wasser begnügen mussten, so lag die halbe Mannschaft an der Ruhr darnieder. Ich gab daher meinen frühern Plan auf und entschloss mich, weiter vorwärts zu dringen.

Sowohl hier als am Cuyuni untersuchte ich den Unterschied der Temperatur des schwarzen und weissen Wassers, und erhielt folgende Resultate:

1 Bei genauerer Untersuchung fand ich, dass es die *Robinia scandens* des *Willdenow* (*Lonchocarpus Nicou* des *de Candolle*) war; eine Varietät derjenigen, die Dr. Hancock an den untern Fällen gebraucht gesehen zu haben versichert.

25sten Sept. Temperat. der Luft um 7 Uhr Vormittags			. .	79° Fahrenh.
— — —	des Mazaruni — —		(schwarz)	84° — —
— — —	— Cuyuni — —		(weiss)	83° — —
		Essequibo (*schwarz*)		*Rupununi* (*weiss*)
22sten Oct. Temp. der Luft um 6 Uhr Vorm.				
	75°	82°		80° 5′
	— 6 — Abends			
	80°	83°		81°

Die Linie der Wasserscheide war ganz deutlich und der Thermometer wurde 30 Yards davon entfernt eingesetzt.

Am 22sten October begannen wir den Rupununi aufwärts zu rudern. Während der ersten zehn Meilen schlägt er eine westliche Richtung ein, und krümmt sich nach und nach gegen Süden hin. Er ist ungefähr 200 Yards breit, an manchen Stellen aber kaum drei Fuss tief; die Ufer bestehen aus einem gelblichen Thon mit Sand.

Die Vegetation des Rupununi steht der des Essequibo bei Weitem nach; die Ufer sind mit der Wasserguava, die sich durch ihre hellgrünen Blätter und blendendweissen Blüthen besonders hervorhebt, — und mit ganzen Gruppen der Sawaraipalme besetzt; — ein sicheres Zeichen der Armuth des Bodens.

Die Ufer sind steil, gegen 16 Fuss hoch und die horizontalen Streifen von Sand und Schlamm zeigen den verschiedenen Wasserstand nach den Ueberschwemmungen deutlich an.

Unser Nachtlager schlugen wir bei der Bucht Aourima am Fusse des Makarapangebirges auf, das sich hier bis zu der Höhe von 4000 Fuss erhebt. Nach dem Fomalhaut lag unser Nachtlager unter 3° 55′ nördl. Br.

Seit einigen Tagen waren die Kaymans ziemlich häufig geworden, und während dieser Nacht kam einer, volle

16 Fuss lang, dicht an das Ufer heran, um uns in Augenschein zu nehmen. Wir begrüssten ihn mit einigen Kugeln, die ihn auch trafen, aber ohne Wirkung abprallten, — er tauchte unter und kam bald darauf wieder an die Oberfläche des Wassers, augenscheinlich um unsere Bewegungen zu bewachen.

Am 25sten Oct. fanden wir, dass sich der Fluss in kurzen Krümmungen längs dem südlichen Fuss des Makarapangebirges hinwand. Am folgenden Morgen fuhren wir an der Mündung des Taraqua (Rewa oder Quitaro der Karten) vorbei, und landeten bald nachher auf dem linken oder nördlichen Ufer des Rupununi, um die erste Savanne, die wir auf unserer Reise getroffen, in Augenschein zu nehmen; im fernen Norden und Osten breitete sich eine herrliche Berglandschaft vor uns aus. Einige Meilen aufwärts fuhren wir mit einem schmalen Kanoe das Flüsschen Curassawak gegen Süden hinauf, um ein Indianerdorf und Nahrungsmittel aufzusuchen. Bald fanden wir auch ein solches; — das Cassadafeld war gut bearbeitet, die Hütten sauber gebaut, und sogar einige erst neu gedeckt; Töpfe, Baumwollenballen, eine halbbeendete Hängematte — Alles Zeichen, dass hier vor Kurzem Menschen gewohnt und gearbeitet hatten; aber kein lebendiges Wesen war zu sehen. Mannigfaltige Vermuthungen stiegen in uns über das Schicksal der Eingebornen auf: — Feuer, feindliche Angriffe, plötzliche Ueberrumpelung durch eine benachbarte Horde — welches aber war die richtige? und es blieb uns nichts übrig, als mit leeren Händen zu unserer halbverhungerten Mannschaft zurückzukehren, deren Täuschung schrecklich war. Zuletzt kam ein einsamer

Macusi zum Vorschein, der seine einstweilige Wohnung in einer Hütte am Ufer des Rupununi aufgeschlagen hatte; er löste uns das Räthsel. Eine der Frauen des Häuptlings war gestorben, deswegen hatten Alle, obgleich das Dorf noch ganz neu, die Hütten bequem, die Cassadawurzel noch auf dem Felde war, den Ort sogleich verlassen, und nur dieser arme Indianer musste zurückbleiben, um die Ernte zu bewachen. Aber in dem geopferten Dorfe zu leben! dazu konnte ihn keine Macht der Erde vermögen!

Der Häuptling Jacobus hatte sich nach den nördlichen Hügeln zurückgezogen und wir sahen uns genöthigt, ihm dorthin zu folgen, obgleich wir eine ganze Tagereise dazu brauchten.

Der Fluss windet sich von hier nach Nord-Westen, wobei er auf seinem linken Ufer durch Savannen begrenzt wird, und erweitert sich nach und nach bis auf 200 Yards. Die Vegetation wird hier üppiger und kräftiger. Vor uns zog sich der Bergrücken hin, an dem wir Nahrung, Obdach und Ruhe zu finden hofften.

Wenige Meilen weiter aufwärts erreichten wir das Flüsschen Anai, das von den nördlichen Hügeln herabkommt, und sich mit dem Rupununi an der Stelle verbindet, wo dieser die scharfe Krümmung gegen Süden hin bildet. Der Anai wird gewöhnlich, ich weiss jedoch nicht auf welchen Grund hin, als die Grenze zwischen den britischen und portugiesischen Besitzungen am Rupununi angesehen. Die Mündung liegt unter 3° 52′ 30″ nördl. Br. und 58° 32′ westl. Länge von Greenwich.

Wir landeten hier und suchten augenblicklich mit den Macusis in Verkehr zu treten, welche die Dörfer sie-

ben Meilen nördlich am Fusse des Gebirges bewohnten. Es gelang uns durch einige Geschenke von Spiegeln, Perlen u. s. w., und am folgenden Morgen, den 28sten October, schafften wir unser Gepäck, unsre Sammlungen u. s. w. nach Anai, der Niederlassung der Macusis am Fusse des Gebirges, — wo wir in einer Indianerhütte unsere Wohnung aufschlugen, welche, obgleich höchst bescheiden, doch im Vergleich mit der eingezwängten Lage in den Corials, dem Mangel an Lebensmitteln, und den vielfachen Anstrengungen, die wir seit einem Monat zu bestehen gehabt hatten, uns wie ein Pallast erschien. Wir hatten mehr als 250 Meilen gegen den Strom zurückgelegt, und uns Bahn über unzählige Stromschnellen und andere Hindernisse gebrochen.

Ich brachte den ganzen November in Anai zu und wandte Alles an, um die Gesundheit meiner Leute wieder herzustellen, die während unserer Reise ungemein gelitten hatte, obschon mir dies nicht in dem Grade gelang, wie ich es wohl wünschen musste. Aber auch für meine Zwecke suchte ich diese Zeit so gut als möglich zu benutzen, indem ich überall unter den Eingebornen Nachrichten einzog, naturhistorische Gegenstände sammelte und verpackte, meinen zurückgelegten Weg auf einer Karte verzeichnete, astronomische, trigonometrische und metereologische Beobachtungen zur Bestimmung der Lage des Platzes, — der Abdachung und Erhebung des Bodens und der Temperatur der Luft aufnahm. Nach verschiedenen Meridianhöhen mehrer Sterne fand ich die nördl. Breite von Anai zu 3^0 56′ und seine westliche Länge von Greenwich nach einigen Sonnen- und Mondentfernungen, wie auch ver-

schiedenen Mond- und Sternenentfernungen, östlich und westlich von diesem zu 58° 36′ 15″. Zugleich nahm ich auch die Lage der einzelnen Gebirgszüge und ausgezeichneten Berggipfel im Gesichtskreise unseres Standquartiers auf, und legte sie in meiner Karte nieder. Die Gebirgshöhen von Anai, Monuschuballi und andere, mass ich nach einer Grundlinie längs der Savanne hin.

Das Wetter war während meines Aufenthaltes zu Anai ungemein günstig, so dass wir auch eigentlich bloss zwei nasse Tage hatten, dagegen aber achtzehn, an denen kein Tropfen Regen fiel. Die Temperatur während des Novembers gab folgendes Resultat:

Höchster	Stand:	89°	Fahrenh.	November	28.	um 2 Uhr Nachmitt.
Niedrigster	— :	72°	—	—	5.	— 6 — Vormitt.
Mittler	— :	82°				

Merkwürdig ist es, dass sich jeden Abend um 8 Uhr ein starker Nordostwind erhebt, der gegen Mitternacht seine grösste Stärke erreicht, wo er dann gleich einer Windsbraut über die Savannen fegt, und dann gegen Tagesanbruch allmälig abstirbt und nach Osten umspringt.

Nach Sonnenuntergang war es gewöhnlich ruhig und die Hitze der Luft wurde dann durch die Ausdünstungen der Ebenen ungemein vermehrt, was bei uns jedesmal einen ungeheuren Schweiss hervorrief. Sprang aber um 8 Uhr der Nordostwind auf, so fiel der Thermometer plötzlich über 5°, und ich kann die vielen Krankheiten, an welchen wir während unseres Aufenthaltes hier litten, nur diesem plötzlichen Wechsel der Temperatur zuschreiben. Das Wasser war auch nichts weniger als gut.

Das Dorf Anai[1] liegt am östlichen Fuss der Sierra Pacaraima; — ein Gebirgszug von unbedeutender Höhe, denn sein östlicher Arm erhebt sich nicht über 1500 Fuss. Von Anai zieht sich das Gebirge gegen 200 Meilen beinah rein nach Osten und bildet die Wasserscheide zwischen dem Flussgebiet des Orinoko und des Essequibo in Norden, und dem des Rio Branko, eines Nebenflusses des Amazonenstroms, in Süden.

Der Hauptcharakter dieses Gebirges ist Granit; der Monuschuballi, oder „die Zwillinge", besteht aus Kieselquarz; hin und wieder findet man auch Chalcedon. Das Gebirge ist im Ganzen von Laubholz entblösst, und scheint zwischen den ungeheuren Savannen in Süden, und dem üppigen Walde Guiana's in Norden, die Grenze zu bilden. Am Fusse des Gebirges ist der Boden ungemein fruchtbar. Die Savannen dagegen sind nur mit kurzem Grase bedeckt und stellenweise von aller Vegetation entblösst — nur hie und da trifft das Auge auf verkümmerte Bäume; dessen ungeachtet nähren die Savannen von Pirara und Conocate zahlreiche Rinder- und Pferdeherden, die Abkömmlinge der von den brasilianischen Meiereien entlaufenen Stücke. Auch Hochwild trafen wir dort an, nie wandert es aber bis in die Gegenden östlich von Anai. Die Flussgebiete des Rewa und Quitaro (Guidaru) verzeichnete ich nach Winkelmessungen von hochgelegenen Punkten und nach den Nachrichten, die ich von den Eingebornen einzog. Der Quitaro scheint am nördlichen Ab-

1 Anai bedeutet in der Macusisprache „Mais". — Er soll hier wild gefunden worden sein.

hange des Cara-itayugebirges zu entspringen, von dort seinen Lauf nordnordwestlich durch die Gebirgskette Sierra Taripona zu nehmen, wo er sich um den Fuss einer höchst merkwürdigen Granitpyramide windet, die sich 700 Fuss über die Ebene erhebt, und von den Indianern Ataraipu oder „Teufelsfelsen“ genannt wird; kurz darauf fällt er in den Rewa, der von Süd-Ost herkommt und dann seinen Lauf gegen den Rupununi fortsetzt. Die Ufer des Rewa sind spärlich bewohnt, werden aber während der trocknen Jahreszeit zahlreich von Indianern besucht, um die Schildkröteneier zu sammeln, die sich auf seinen Sandbänken in grosser Anzahl finden. Die Gegend zwischen dem Rewa und Essequibo ist dicht mit Wald bewachsen und ganz unbewohnt.

Da der Rupununi gewöhnlich von seinen Quellen an bis zu seiner nördlichen Krümmung, als Grenzlinie zwischen dem britischen Guiana und dem brasilianischen Territorium angenommen wird, und da ich durch keinerlei Versprechungen die Indianer dahin vermögen konnte, mich den Essequibo hinauf zu begleiten, weil jene Gegend für alle Indianer in der Umgebung von Anai eine Terra incognita war, so entschloss ich mich, den Rupununi, so weit als es die Umstände erlauben wollten, zu verfolgen.

Der Häuptling Jacobus (Irai-ï) fand sich willig, mich mit 14 Indianern, theils Cariben, theils Macusis, zu begleiten. Alle Vorbereitungen waren getroffen, mein Freund und ich gingen von dem Dorfe mit dem letzten Transport nach dem Flussufer. Aber welch eine Scene erwartete uns bei unsrer Ankunft! Indianer, Männer, Frauen und Kinder; — Körbe mit Lebensmitteln, unsere

Koffer und Kisten, — Alles lag in der grössten Verwirrung unter und über einander. Die rothen Hängematten, von Baum zu Baum geschlungen, Feuer mit Töpfen in verschiedenen Stellungen besetzt, vollendeten das treue Bild eines Zigeunerlagers.

Der Indianer lässt, sobald er eine Reise von mehren Wochen unternimmt, sowohl aus Eifersucht als aus Faulheit, da ihm sein Weib alle Bedürfnisse besorgen muss, weder dieses noch seine Kinder zu Hause. Obgleich mir Jacobus versprochen hatte, dass nicht mehr als drei Weiber und sein Kind ihn begleiten sollten, so fanden wir doch zu unserm grossen Erstaunen, dass sich unsere Reisegesellschaft auf 33 Personen belief.

Am 1sten December fuhren wir in drei Corials ab. Der Fluss windet sich längs dem südöstlichen Ausläufer des Pacaraimagebirges hin. Seine Ufer bestehen aus hellgelbem Thon, der mit Sand vermischt ist; Bäume von mässiger Höhe umsäumen die Ufer und unmittelbar hinter ihnen breitet sich die Savanne bis an den Fuss des Gebirges aus. Da sich die Indianer wegen der Seichtigkeit des Flusses der Ruder nur selten bedienen konnten, so sahen sie sich genöthigt, die Corials vermittelst langer Stangen vorwärts zu schieben. Die Sandbänke waren ungemein häufig; ich muss aber bemerken, dass wir uns jetzt mitten in der trocknen Jahreszeit befanden. Am Ufer lagen eine Menge schwarzer poröser Felsen zu Tage oder lagerten auf Thon. Auch bestanden die Ufer häufig aus Kies, der gewöhnlich aus kleinen unregelmässigen Stücken Quarz und Granit zusammengesetzt war.

Der Rupununi bildet ungemein viel Einschnitte oder

Buchten, von den Eingebornen Kirahaghs genannt. Wir kamen am ersten Tage bei mehren vorüber, von denen aber nur die von Assicune Erwähnung verdient. An ihrer Mündung breitet sich die Bucht bedeutend weiter aus als der Fluss, etwas weiter nach Innen verengt sie sich bis auf 3 Yards, und verwandelt sich dann dicht dahinter in einen förmlichen See, der von Fischen und Wasservögeln wimmelt. Der Königsfischer (*alcedo*), von den Cariben Sacka-sacka, von den Arawaaks Saxicarlie genannt, ist der gewöhnlichste Vogel dieser Gegenden. Wir bemerkten vier Arten, unter denen sich besonders eine Species von der Grösse eines Sperlings und mit einer schönen orangefarbenen Brust auszeichnete. Taucher (Carara der Cariben) waren ebenfalls ungemein häufig. Dem Sawackotunalli oder „Regenberg" gegenüber, an den sich manche abergläubische Vorstellungen knüpfen, landeten wir. Er ist der höchste Gipfel jener Gruppe, die den Fluss zwingt, einen scharfen Winkel nach Osten zu schlagen. Die Berge sind meist kahl, nur hie und da mit vereinzelten Waldstrecken bewachsen. Granitblöcke, einige von ungeheurer Grösse, bedecken ihre Abhänge.

Am Nachmittag durchkreuzten wir eine kleine Stromschnelle, die von den eben erwähnten porösen Felsen gebildet wurde. Der Fluss behält seinen gewundenen Lauf nach Süden hin bei. Spuren der letzten Ueberschwemmung waren in jeder Krümmung sichtbar, und an mehren Stellen schien es, als ob ein tropischer Orkan über die Ufer hingefahren wäre, so dicht lagen die von dem Strom niedergebrochenen und losgespülten Bäume über einander aufgeschichtet. Der Berg Apayabo Optayo (Rabenmutter)

trat bis dicht an das Ufer heran. An seinem nördlichen Abhange sollen sich zwei merkwürdige Höhlen befinden. Das Gebirge wurde jetzt immer höher, und wir schätzten die einzelnen Gipfel gegen 1500 Fuss. Die gewöhnliche Breite des Flusses beträgt gegen 40 Yards; etwas südlich von dem kleinen Fluss Bononi verengt sich der Rupununi bis auf 13 Yards, und nimmt dann unmittelbar nachher wieder seine frühere Breite an. Die Vegetation erschien uns hier üppiger, als wir sie seit langer Zeit gesehen hatten und selbst die majestätische Mora fehlte unter den Bäumen nicht. Bald erreichten wir die Mündung des Simmoni; an seinen Ufern wohnen einige Macusis. Die Mündung selbst ist nur höchst unbedeutend, unmittelbar dahinter aber breitet er sich zu einigen seeähnlichen Wasserflächen aus. Seine Ufer sind niedrig und scheinen fruchtbarer als die des Rupununi. Etwas weiter aufwärts stiessen wir wieder auf poröse Felsen, von den Indianern die Felsen von Karinampo genannt, die ungemein viel Aehnlichkeit mit einer Reihe Männer hatten; sie erstrecken sich nach Ost-Nord-Ost und sind zwölf bis funfzehn Fuss hoch.

Bei unserer Ankunft an der Bucht Wai-ipucari, erhielt ich die Nachricht, dass der Kommandant der portugiesischen Festung St. Joaquim, an den ich von Anai aus geschrieben hatte, in dem Dorfe Pirara angekommen sei, und als ich einen Boten dorthin sandte, kam Capitain Cordiero selbst am folgenden Tag mit einigen Pferden, um uns dahin abzuholen. Wir ritten mit ihm nach Pirara, einem niedlichen Dorfe von vierzehn Häusern und 80 bis 100 Einwohnern; das Dorf ist besonders wegen seiner

Lage an dem Ufer des einst so berühmten See's Amucu merkwürdig.

Nachdem wir einen Tag dort gerastet, setzte Senhor Cordiero mit einem meiner Freunde seine Reise nach St. Joaquim fort, ich selbst aber kehrte zu der Bucht zurück.

Den folgenden Morgen befand ich mich wieder auf dem Rupununi. Die Ufer fand ich stellenweise mit Wald bewachsen, während auf dem östlichen Ufer die Savannen bis an den Fluss herantraten. Wir landeten, um einen Blick über die Steppe hin zu werfen. Da keine Indianer in ihrer Nähe wohnen, so war auch das Gras nicht niedergebrannt, und hatte daher seine volle Grösse erlangt. Es mass 5 Fuss. Die Savanne schien sich vier bis fünf Meilen gegen Osten hin auszudehnen und war durch eine leichte Erhöhung des Bodens und dicht bewaldete Flächen begrenzt. Das Conocongebirge lag fast unmittelbar in Süden.

Später fuhren wir an der Mündung des Flusses Awaricuru vorüber. Während der Regenzeit bietet er eine Wasserstrasse nach dem Fluss Pirara und von da zum Rio Branko dar.

Wir fanden seine Mündung durch eine Sandbank versperrt, die kaum von zwei Zoll Wasser bedeckt wurde. An dem kleinen Fluss Murakiaru liegt, etwas von der Mündung entfernt, ein Macusidorf, das unter dem Häuptling Arrianke steht. Längs den Ufern findet man eine Menge Cucuritpalmen, deren Früchte ein schönes Oel enthalten. In ihrer Umgebung sahen wir eine zweite Palmenart, die sogar noch schöner als die Cucuritpalme ist; die Cariben nennen sie Curáva.

Je näher wir den Bergen kamen, destomehr Krümmungen bildete auch der Fluss und desto seichter wurde er. Die Ufer waren mit der üppigsten Vegetation bedeckt, unter der wir vorzüglich einige herrliche Bäume, sowie mehre Seidenbaumwollenbäume (*Bombax globosum*, bei den Cariben Maccau) bemerkten, die dem Essequibo Ehre gemacht haben würden. Die Heliconie (*Bihai*) mit ihren grossen grünen Blättern, und die blattlose Jacaranda, mit zahllosen Blüthen vom schönsten Blau bedeckt, standen mit der frühern Einförmigkeit der Vegetation im strengsten Contrast. Bald nachher kamen wir bei den Stromschnellen von Curowatoka an, die als der Schlüssel zum Lande der Wapisianas angesehen werden können. Der Fluss Mapire, der sich um den nördlichen Fuss des Berges gleiches Namens herumwindet, vereint sich beim Eintritt in die Gebirge mit dem Rupununi von Osten her. Er hat schönes, schwarzes, kühles Wasser, das ganz verschieden von dem des Rupununi ist. Bald lag der Gebirgszug, der unter dem Namen der Sierra Conocon oder Canuku bekannt ist, und der sich dreissig Meilen von Nord-Ost nach Westen erstreckt, vor uns. Der Rupununi erzwingt sich seine Bahn bei einer Breite von ungefähr 130 Yards durch dieses Gebirge; die Abhänge erheben sich oft fast senkrecht zu der Höhe von 2000—2500 Fuss. Sie bestehen aus Granit, sind reich mit Wald bewachsen und werden von zahlreichen Indianerstämmen bewohnt, die den Namen Wapisianas oder Mapisianas führen. Der indianische Name dieses ganzen Gebirgszuges, „Conocon oder Canuku“, bedeutet „mit Wald bewachsen“, im Gegensatz gegen Pacaraima, „kahl“. Einzelne Theile des Gebirges

werden von den Eingebornen Mapure, Turu, Mapire genannt. Am Ufer des Flusses wuchsen zwei Palmenarten, die ich noch nicht gesehen hatte; die eine, klein und zierlich, wuchs in Gruppen und hiess Maraniara; die andere schlanker, oft 50 Fuss hoch, hat nur ein Paar Blätter von hellblauer Farbe. Leider fand ich weder Blüthen noch Früchte an ihnen.

Der Fluss war seit den letzten Tagen so seicht geworden, dass wir uns oft genöthigt sahen auszusteigen und auf den Sandbänken zu warten, bis die Boote darüber gezogen waren; ja oft brauchten wir ganze Stunden, um nur eine kleine Strecke zurückzulegen, und wir würden schneller und leichter fortgekommen sein, wenn wir von Sandbank zu Sandbank gewatet wären. Zwischen dem Gebirge hatte ich diesen niedern Wasserstand nicht erwartet, da ich annehmen musste, dass die durch den Regen beschleunigte Strömung und der bedeutendere Fall des Wassers den Schlamm weiter nach seiner Mündung hin getrieben haben würde. Endlich fanden wir es rein unmöglich, unsere Reise in den grössern Kanoes fortzusetzen, und entschieden uns ein Lager aufzuschlagen, Weiber, Kinder und Gepäck zurückzulassen, und in einem kleinen Corial, nur mit den unentbehrlichsten Sachen beladen, vorzudringen.

Zu diesem Zwecke wählten wir die Mündung des kleinen Flusses Arripai, der sich in der Nähe der Niederlassung der Wapisianas mit dem Rupununi verbindet. Sobald wir gelandet waren, kamen augenblicklich alle Hände in Bewegung, um temporäre Hütten aufzuschlagen, und da es noch dazu stark regnete, so war jeder um so eifriger

bemüht, unter Dach zu kommen. In allen Richtungen hörten wir die Schläge der Aexte, Beile und Jagdmesser (*cutlass* ein breiter, kurzer Degen) wiedertönen, und mancher junge Baum, manche schlanke Palme fand ihr frühzeitiges Ende.

Der Regen fiel einige Tage in Strömen herab und da ich seit meiner Abreise von Pirara einen Tag um den andern mit einem starken Fieberschauer befallen wurde, so war meine Lage in einer nach allen Seiten hin offenen, nur mit einer Art Wachstuch bedeckten Hütte, bei einem Thermometerstand von kaum 78° Fahrenh. des Mittags, keineswegs beneidenswerth. Dessen ungeachtet verliess ich am 15ten December mit vier Indianern und Jacobus in einem kleinen Corial das Lager. Bald wurden wir es inne, dass sich der Regen nicht weit gegen Süden hin erstreckt hatte, und wir waren genöthigt, unser kleines Boot von Neuem zu verlassen und über die Sandbänke zu Fusse zu wandern.

Anfänglich waren die Ufer des Flusses niedrig, reich mit Holz bewachsen, und hohe Berge zogen sich längs diesen hin, traten an einzelnen Stellen weiter vom Flusse zurück, während sie an andern wieder bis zu den Ufern vorsprangen, so dass sich der Rupununi förmlich durch die Gebirgskette windet. Hie und da wurde sein Lauf durch einen Granitwall oder eine vorspringende Gebirgsspitze gezwungen, eine ganz entgegengesetzte Richtung einzuschlagen.

Bei solchen Krümmungen scheinen die wüthenden Wogen ihre ganze Zerstörungswuth ausgeübt zu haben. Während der Regenzeit brechen sie in die Ufer ein, füh-

ren ganze Strecken Erde fort, und die zunächst stehenden Bäume stürzen in das Wasser; aber nicht allein diese werden entwurzelt, sondern die benachbarten sterben auch ab; sei es nun, dass sie durch die Gewalt des Wassers beschädigt werden, oder sind es andere mir unbekannte Ursachen, die ihr Verdorren herbeiführen. Der Fluss war daher auch oft förmlich durch vertrocknete Baumstämme und Aeste versperrt, und wir mussten an solchen Stellen gewöhnlich Stunden lang warten, bevor unser Weg gelichtet war. An andern Stellen wieder sahen wir uns sogar genöthigt, Kanäle durch die Sandbänke zu graben, denn die Breite der eigentlichen Strömung betrug kaum einige Fuss, obgleich sein Bett gewiss 40 Yards mass.

Die eigentliche Gestalt des Gebirgszuges ist meistentheils kegelförmig und nur selten zeigen sich die Umrisse in der Wellenlinie; die Gipfel und Abhänge bestehen hie und da aus steilen Granitwänden; dessen ungeachtet sind sie viel dichter bewaldet als das Pacaraimagebirge, und ganz kahle Berge sind äusserst selten.

An einem solchen Felsenwall, den die Indianer Perupan (Hundsohr) nannten, durchzogen Granitadern von einer reichen Composition die Basis einer Felsplatte. An dem gegenüberliegenden Berge, den die Wapisianas Macapu nennen, befindet sich ein Dorf dieses Stammes, denn seit den Stromschnellen von Curowatoka hatten wir das Gebiet oder das Land der Wapisianas betreten.

Jetzt zwang uns die Seichtigkeit des Flusses auch unser kleines Corial zu verlassen und die Reise zu Fusse fortzusetzen. Der Rupununi war ein kleiner, unbedeuten-

der Bergstrom geworden. Wir landeten daher und liessen das Corial ausladen und ans Land ziehen.

Seit wir Anai verlassen, waren die Musquito's beinah gänzlich verschwunden, und wurden wir ja hie und da in unsern Nachtlagern von ihnen heimgesucht, so waren es immer nur wenige, die uns plagten. Dafür aber hatten wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang die schmerzlichen Stiche einer kleinen Fliege zu ertragen, die zu Tausenden auf dem Flusse herumschwärmten. Wo sie sich auch an dem Körper niedersetzen mochten, sei es auf dem Gesicht oder auf den Händen, da sogen sie augenblicklich Blut, der Fleck, den ihr Stich verursachte, blieb Wochen lang sichtbar, und die armen Indianer boten bei ihrer Naturkleidung einen traurigen Anblick dar, denn überall waren sie gestochen und geschwollen. Die Cariben nennen das Insect Mapiré.

Kaum hatten wir am folgenden Morgen die Berge verlassen, als wir auf Savannen traten, die sich bis zum östlichen Ufer des Flusses hinziehen, und erreichten bald darauf ein kleines Dorf der Wapisianas, wo wir uns mit neuen Lebensmitteln versorgen wollten. Als wir uns der Niederlassung naheten, bemerkten wir, dass sie aus einer grossen kuppelförmigen Hütte und zwei kleineren, offenen bestand. Eine Anzahl benachbarter Wapisianas hatte sich hier versammelt, um, wie wir später erfuhren, ein Paiwarifest zu feiern. Es waren schön gestaltete Leute, schlanker als alle Indianer, die ich bisher gesehen hatte. In der Kleidung unterschieden sie sich gar nicht von den übrigen Stämmen; ihre Sprache dagegen ist so abweichend von der der Cariben oder Macusis, dass sie sich selbst unter

einander nicht verstehen. Mehre andere Stämme aber verstehen die Sprache der Macusis, was denn das einzige Mittel der gegenseitigen Verständigung ist.

Die Männer kamen uns alle entgegen und begrüssten uns auf die auch unter den Macusis gebräuchliche Art und Weise, — sie schwenkten nämlich die Hand vor unserm Gesichte hin und her; darauf zogen sie sich zurück und ein lebhaftes Gespräch unter lautem Gelächter begann; der Gegenstand jenes wie dieses waren ohne Zweifel unsere Gestalt, Kleidung u. s. w.

Ich wagte es, einen flüchtigen Blick in eine der offenen Hütten zu werfen, in der eben Weiber und Kinder damit beschäftigt waren, frisches Cassadabrod für das Fest zu backen. Welcher Aufruhr aber entstand, als sie meiner ansichtig wurden! Die Kinder rannten kreischend davon, Vögel und Papageien folgten und bellende Hunde zeigten den besten Willen mich anzugreifen, blieben jedoch in achtungsvoller Entfernung, und erhoben nur ihr fürchterliches Gebelle, wenn ich mich ihnen nähern wollte. Obgleich meine indianischen Begleiter den Hunden und Papageien eben so fremd waren, als ich, so zeigten sie doch keine Unruhe, wenn diese auf sie zugingen; wurden wir aber von ihnen gesehen, dann war der Lärm der Vögel und andern Thiere beinah unerträglich.

Das kreisförmige Haus war ganz anders als die Hütten der Macusis gebaut. Es hatte keine Lehmwände, denn nur der Eingang war mit Lehm festgeschlagen, alles übrige bestand aus dichtgeflochtenen Palmblättern. Das Innere glich genau einer Kuppel oder einem Dom, der durch drei Baumstämme und mehre schiefstehende Balken

unterstützt wurde. Rings herum waren Hängematten angebracht, und die verschiedenen Geräthschaften der Küche und der Jagd an den Wänden hin aufgestellt. Den mittlern Raum nahm ein ausgeschnitzter und nach indianischem Geschmack bemalter hölzerner Trog ein, welcher bei dieser festlichen Gelegenheit ganz mit Paiwari gefüllt wurde, und er enthielt gewiss 60 Gallonen. Die zum Fest versammelten Gäste hatten ihre Hängematten theils in dem zirkelförmigen Hause, theils in einer der offenen Hütten und andere wieder unter freiem Himmel aufgeschlungen. Jede Abtheilung wurde von einem stark bemalten und für diesen Zweck aufgeputzten Indianer bedient, der ihnen auf Begehr das berauschende Getränk darreichte.

Das Fieber zwang mich, meine Hängematte zu hüten, und ich hatte so Gelegenheit, das Fest genau zu beobachten. Auf ein von dem Wirthe oder einem der Gäste gegebenes Zeichen, wurde die Kürbisschale (Calabasch) gefüllt, dem, welcher sie verlangte, eingehändigt, dann dem Nachbar überreicht, von dem sie nun die Runde machte; freilich wurde der Schale nur wenig Ruhe gegönnt, und bevor einige Stunden vergangen, war der ungeheure Trog geleert, und von Neuem aus grossen irdenen Gefässen gefüllt, die man in Reserve gehalten hatte.

Die Unterhaltung gewann nun an Lebhaftigkeit und wurde endlich hitzig — alte Thaten der Tapferkeit, Zusammentreffen mit Tigern u. s. w. waren die Gegenstände derselben; noch aber war der zweite Trog nicht geleert, als auch eine Zunge nach der andern verstummte, bis Alle den Wirkungen des unmässigen Trinkens unterlagen. So wird auch dieses, schon seiner Bereitung nach so unrein-

liche Getränk im Genuss missbraucht und der Mensch sinkt durch dasselbe zum Thiere herab.

Oft hat man den Indianer des Mangels an Zuneigung gegen seine Kinder angeklagt; ich aber habe häufig Beispiele des Gegentheils gesehen, und man hat ihnen in dieser Hinsicht grosses Unrecht gethan. Ein Wapisiana kehrte von einer kurzen Reise zurück, und es war eine Freude zu sehen, wie sich seine Kinder um ihn versammelten, sich an seinen Nacken hingen und tausend Fragen an ihn richteten; wahrscheinlich: wie ihm seine Reise gelungen, was er ihnen mitgebracht u. s. w. Er nahm einige Nüsse aus seinem Korbe, worüber sie die grösste Freude äusserten — obgleich sie dieselben eben so gut ein Paar Schritte von der Hütte haben konnten. Sein Weib brachte ihm sein jüngstes Kind, einen Knaben; er liebkoste ihn mit eben so viel Zärtlichkeit als ein civilisirter Vater gezeigt haben würde.

Eben so beweisen auch die Indianer ihren Weibern bei Weitem mehr Aufmerksamkeit, als ich nach Allem, was ich darüber gelesen, erwarten konnte. Ich beziehe mich auf die Cariben, wo die Frauen mehr als Genossinnen, denn als Sclavinnen betrachtet zu werden scheinen. Sie müssen allerdings hart arbeiten, die Männer reinigen den Boden von Bäumen und Gebüsch, die Frauen müssen ihn bearbeiten und die Ernte herein bringen; sie sind jedoch keineswegs die niedrigen Sclaven und Lastthiere, wie sie gewöhnlich dargestellt werden. Nur eine traurige Erfahrung machte ich bei fast allen Stämmen, nämlich dass die Alten und Kranken ungemein vernachlässigt werden. Man schiebt sie in einen entlegenen Winkel der Hütte, achtet

ihrer wenig oder gar nicht, überlässt sie sich selbst, und hält sie Krankheit oder Schwäche in ihren Hängematten zurück, dann reicht man ihnen oft nicht einmal die nöthigen Nahrungsmittel.

Der 19te December war der bestimmte Tag, an welchem wir unsere Reise nach Süden über die Savannen des östlichen Ufers antreten wollten. Koffer und alle andern Sachen, die wir nur irgend entbehren konnten, wurden zurückgelassen, und unsere ganzen Effecten bestanden in einem zweiten Anzug, Hängematten, Chronometer, Sextant, Compass u. s. w., die wir in Körbe verpackt hatten. Unsere Lebensmittel waren auf 10 Tage berechnet, und da wir noch einige Pisangbüschel von einem Ort holen wollten, den wir schon den Tag vorher besucht hatten, so mussten wir erst ein Stück auf unsern alten Weg zurückkehren. Unter andern indianischen Merkwürdigkeiten sah ich auch eine lange Sehne aus der untern Kinnlade des Brüllaffen, die als Zeichen von des Wirthes Muth auf der Jagd, aufgehängt war.

Unsere erste Tagereise war bald beendet; das Wechselfieber ergriff mich unterwegs so gewaltsam, dass ich mich genöthigt sah, in dem letzten Indianerdorfe, obgleich es noch früh am Tage war, Halt machen zu lassen. Die Hütte lag nicht weit vom Fusse der Gebirgskette entfernt, und ein Indianerknabe brachte mir ein sehr schönes Stück krystallisirten Quarzes mit Glimmerplatten von dort her. Auf meiner Rückkehr von der Corona untersuchte ich die Berge und fand die Krystalle zum Theil auf Gips gelagert. Die Richtung der Schichten war nordwestlich und den ganzen Ort umgaben zahlreiche Granitblöcke.

Am 20sten December konnte ich in der Begleitung einer Menge Wapisianas, die die Reise als Lustfahrt betrachteten, meinen Weg wieder fortsetzen. Drei von ihnen hatte ich als Träger der Lebensmittel und Führer gemiethet, und unsere Reise ging längs des Gebirgszuges hin, der sich oft von 500—1000 Fuss über die Savanne erhob; gewöhnlich bildeten die Gipfel Kegel. Uns zur Rechten zogen sich einige kleine Hügel hin, die aber von Holz entblösst und mit Granitblöcken bedeckt waren.

Der Ausdruck „indianische Reihe" ist bekannt. Hier sah ich sie in der höchsten Vollkommenheit. Meine Reisegesellschaft bestand aus 18 Männern, und da der Pfad durch die Savannen nicht weiter als 6—8 Zoll war, so musste natürlich Einer dicht hinter dem Andern gehen. An einzelnen Stellen verlor sich der Pfad gänzlich, oder wurde noch schmäler als ich eben angegeben habe; dies ist dem Indianer ganz gleichgültig, da seine gewöhnliche Art zu gehen (mit den Zehen einwärts) ihn befähigt, auch auf den schmalsten Wegen ohne Beschwerde vorwärts zu gehen, während es uns höchst unbequem war. Unsere Art, die Füsse vorwärts zu setzen, machten sie gewöhnlich lächerlich und meinten, wir nähmen im Walde viel zuviel Gebüsch mit uns fort.

Bald darauf mussten wir den kleinen Fluss Akatauri (Kardoaur der Wapisianas), der von Osten herkommt, überschreiten. Er windet sich durch die Gebirgskette, und von ihm aus führte früher ein Weg nach Mahanarwa, der Ansiedlung des letzten Kazicken. Nach Jacobus' Angabe ist es drei Tagereisen bis dorthin und von da noch eine Tagereise bis zum Guidaru.

Die *Malphigia verbascifolia* stand hier in voller Blüthe, während bei unserer Abreise von Anai kaum erst eine Blüthe zu entdecken war. Sie breitete sich über die ganze Savanne aus, und ihre glänzend gelben Blüthen, die hellgrünen, unterhalb silberfarbenen Blätter, verliehen den einförmigen Flächen das freundlichste Aeussere. Bald nachher entdeckte ich einen Baum, der ganz mit Früchten beladen war, die die Grösse und das Aussehen schwarzer Kirschen und einen angenehmen, unserm Eierrahm ähnlichen Geschmack hatten. Die Frucht ist milchig und enthält ein oder zwei Samenkörner; die Blätter sind hellgrün, ungetheilt und lanzetförmig. Die Cariben nennen den Baum Parata, die Wapisianas Witschawai. Wir mussten später mehre grosse Quarzlager, die die Savannen von Nord-Ost nach Süd-West durchkreuzten, überschreiten. Soweit ich sie untersuchen konnte, bestanden sie aus losen Stücken und erhoben sich stellenweise 1—2 Fuss über die Savanne. Der Quarz selbst war milchweiss, etwas ins Röthliche spielend und zugleich hier die herrschende Steinart.

Am Nachmittag erreichten wir den südlichen Fuss des Gebirges, von wo an sich dasselbe nach Ost-Nord-Ost erstreckt. Auf dem westlichen Ufer erhebt sich das Sérérigebirge, das die höchsten Gipfel der ganzen Kette bildet; diese Gipfel sind kegelförmig und zerklüftet, am Fuss aber reich mit Wald bewachsen. Höchst wahrscheinlich sind sie Humboldt's Sierra Vassari oder Wassari. Die Indianer aber, die in ihrer Nähe wohnen, nennen sie Séréri. An der äussersten nordöstlichen Spitze erhebt sich ein pyramidenförmiger Berg, dessen Gipfel aus Granit besteht. Seine

Form ist so eigenthümlich, dass er nothwendig die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muss. Er steht ganz isolirt, und die Wapisianas nennen ihn Ochlapan.

Unsere Indianer zeigten uns in einer Entfernung von 10—12 Meilen Süd 77° Ost, am Fusse der Bergkette, einen Hügel von mittler Höhe, auf dem der wilde Pisang (*Musa paradisiaca*) in bedeutender Menge und grosser Vollkommenheit wachsen sollte. Sie behaupten, noch niemals sei ein Indianer dort gewesen, und der Pisang sei daher auch nicht von menschlichen Händen gepflanzt worden. Sie nennen ihn Viviberg.

Seit einiger Zeit war jede Spur des Weges verschwunden, und unsere Führer leiteten uns nach allgemeinen Merkzeichen; die Richtung war immer noch südlich. An dem kleinen Fluss Arraquai machten wir Halt, und unser Lager war nach einer Beobachtung des Achernar unter 2° 45′ nördl. Br.

Da mein Fieber in den letzten Tagen nicht mit der frühern Heftigkeit zurückgekehrt war, so wurde schon in mir die Hoffnung rege, dass es mich mit dem siebenten Anfall ganz verlassen würde — aber ich hatte mich bitter getäuscht, denn der Fieberanfall war am nächsten Morgen so stark, dass ich mich genöthigt sah, für diesen Tag die Fortsetzung der Reise ganz einzustellen, und es zeigte sich mir nur zu deutlich, dass sich das Fieber festgesetzt, und ich besondere Aufmerksamkeit anwenden würde müssen, um es zu vertreiben. Ich würde diese Umstände gar nicht erwähnt haben, da sie den Lesern gleichgültig sein müssen, wenn sie nicht grossen Einfluss auf meine ferneren Unternehmungen gehabt hätten.

Den folgenden Morgen brachen wir unser Lager vor Tagesanbruch ab, gingen über den Bach und folgten unserm Führer durch die Savannen, wobei wir leider mehre Itamoräste zu durchwaten hatten, was keineswegs zu den Annehmlichkeiten der Reise gehörte, und ob ich gleich mit immer erneutem Vergnügen mir jene majestätische Palme (*Mauritia vinifera*) betrachtete, so wurde das Entzücken doch endlich bedeutend gedämpft, als ich sah, dass wir immer neue Moräste durchwaten mussten.

Am 22sten December erreichten wir gegen 8 Uhr des Morgens den grössten Wasserfall, den der Rupununi bildet, den Cartatan oder die Corona der Portugiesen. Er wird durch einen Granitwall hervorgerufen, welcher den Fluss in ostnordöstlicher Richtung durchkreuzt. Auf unserm Marsch durch die Savanne hatten wir an mehren Stellen isolirte Blöcke derselben Formation bemerkt, die sich besonders durch eine Menge zirkelförmiger Löcher auszeichneten, von denen man glauben musste, sie wären durch menschliche Hände hineingemeiselt worden. Der Fluss stand ungemein niedrig und der Fall hatte daher auch seine Pracht verloren und konnte mit keinem des Essequibo verglichen werden. Eine kleine Strecke unterhalb des Falles vereinigt sich das Flüsschen Maicar und etwas weiter oberhalb der Furnacu, beide von Westen her, mit dem Rupununi.

Nachmittags bestiegen wir einen einzeln liegenden Berg, der sich zwei Meilen von der Corona aus der Savanne erhob, und genossen von hier aus eine herrliche Fernsicht. Weit am sudöstlichen Horizont, gewiss in einer Entfernung von 50—60 Meilen, erhob sich über

die flache Savanne das Carawaimigebirge, und erstreckte sich von Osten nach Westen, war aber augenscheinlich niedriger als das Pacaraima- und Canukugebirge. Höchst wahrscheinlich ist dies die Sierra Acarai oder Tumu-curaque unserer Karten. Meine Wapisianas sagten mir, es würde von vielen Indianern ihres Stammes bewohnt, während das Gebirge mehr gegen Osten die Atorais inne hätten.

Zwei von meinen Führern, welche nach jener Gegend gewandert sein wollten, zeigten mir einen hohen Gipfel in der Gebirgskette, auf dem, nach ihrer Aussage, der Rupununi seine Quellen haben sollte; bald darauf nähme er von Osten her einen Nebenfluss auf und beide bildeten dann bei ihrer Vereinigung einen grossen Itamorast. Soweit der Fluss sichtbar war, schlängelte er sich durch die Savannen, wobei er sich entweder in eine seeähnliche Wasserfläche ausbreitete, oder zu einem Silberfaden zusammenzog.

Von seinen Quellen an schlägt der Fluss anfänglich eine nordwestliche Richtung ein und behält diese bei, bis auf seinem Westufer die Paha-itayan oder Cassadabrodberge ihm eine andere Richtung geben. Wenige Meilen weiter bahnt er sich seinen Weg durch ein aufeinander geschichtetes Granitlager, verzweigt sich dann in einer Menge Kanäle über ein Bett von ungefähr 400 Yards — zieht sich wieder zusammen und bildet, indem er sich über jenen Granitwall stürzt, die Corona oder den obern Fall des Rupununi, der, wenn man seine Windung mit einrechnet, beinah 160 Meilen von seiner Mündung entfernt ist. Der ganze Lauf des Flusses von seinen Quellen

in dem Carawaimigebirge bis zu seiner Vereinigung mit dem Essequibo, beträgt 220 geographische Meilen.

Wir befanden uns jetzt unter 2° 36½′ nördl. Breite und nur noch einige Meilen südlich von dem Orte, auf welchem der Rupununi nach den Karten entspringen soll. Die Quelle aber muss nach meiner Ansicht, und nach den darüber eingezogenen Erkundigungen, ungefähr 1° 50′, oder höchstens unter dem zweiten Grade nördlicher Breite liegen.

Es war dies der südlichste Punkt, den wir erreichten. Gern würde ich dem Fluss bis zu seiner Quelle gefolgt sein, aber die Seichtigkeit des Wassers, auf dem wir nicht einmal mit dem leichtesten Kanoe fortkommen konnten, die heftigen Anfälle des Wechselfiebers und das Herannahen der Regenzeit, dies Alles waren Umstände, die meinen Wünschen hindernd entgegentraten. Das einzige, was wir thun konnten, war die Lage und Richtung der verschiedenen Gebirgszüge aufzunehmen, wozu uns unsere erhöhte Stellung die schönste Gelegenheit darbot. Am südwestlichen Horizont erhob sich das Amaicuri-, weiter nach Westen hin das Pongheati-, gegen Nord-Westen das Dororu- und Ursatogebirge, alle mehr oder weniger mit dem Sérérigebirge verbunden. Den Hügel, auf dem wir standen, bedeckten grosse, eckige Quarzmassen, die mitunter milchweiss waren, während bei andern dieses in ein tiefes Rosa überging. Die Savannen in unserer Nähe enthielten einen weisslichen Thon, woher auch der Fluss sein milchfarbenes Wasser erhält, und waren dicht mit Gras und Pflanzen bedeckt. Ein Saum von Bäumen bezeichnete den geschlängelten Lauf des Flusses, den man weit hin durch

die ungeheuren Flächen verfolgen konnte. Aehnlich besäumt sind all die übrigen kleinen Gewässer, die dem Rupununi zuströmen, wodurch die Savannen ein viel lebendigeres Aeussere erhalten, als es ausserdem der Fall sein würde. Wild grast hier zahlreich, aber niemals in Rudeln, und da die nächste indianische Hütte, am Fusse der die Savanne begrenzenden Gebirge, wenigstens 15—20 Meilen entfernt liegt, so bleibt es ungestört.

Nachdem ich meinen Zweck erreicht, wandten wir unsere Schritte mit Widerstreben nordwärts und kamen am folgenden Tage wieder in unserm Lager zu Aripai an.

Zu dem Entschluss, den Rupununi hinaufzusteigen, veranlasste mich besonders der Wunsch, die Pflanze kennen zu lernen, aus der die Indianer ihr berühmtes Gift, Urari oder Wurali, bereiten, denn als ich am untern Rupununi war, hatte man mir immer gesagt, sie wachse auf dem Canukugebirge, und da dies jetzt ganz in unserer Nähe lag, und ich kaum 1½ Tag zu einer Reise dahin bedurfte, so miethete ich mir, gleich nach meiner Rückkehr in unser Lager, Führer und brach mit diesen am nächsten Morgen, den 25sten December, dahin auf. Unser Weg führte uns anfänglich südlich über pfadlose Savannen, bis wir am Rupununi eine Stelle fanden, an der wir ihn durchwaten konnten. Wir durchschritten jetzt einen Bergpass und traten nun auf eine grosse, dürre Savanne.

Von hier aus wandten wir uns gegen Norden, überschritten eine mit Wald, niedrigem Gebüsch und dickem Gras bedeckte Ebene, die an beiden Seiten von Bergen begrenzt wurde. Der Weg war ungemein beschwerlich,

vielfach von Gewässern durchkreuzt, von denen aber viele versiecht waren.

Nachdem wir so fünf Meilen zurückgelegt, begann das Steigen und zwar ein höchst unbequemes Steigen, denn der Pfad führte nach indianischer Weise über niedergefallene Bäume, zwischen Granitblöcken hindurch, und war dabei oft so steil, dass wir uns mit Händen und Füssen forthelfen mussten, und ich mich nicht genug wundern konnte, wie die Indianer es nur möglich machten, mit ihrem Gepäck fortzukommen.

Nach $8\frac{1}{2}$ Stunden erreichten wir eine Ansiedlung der Wapisianas, wo wir die Nacht zu bleiben beabsichtigten. Der Thermometer, welcher bei der Ansiedlung in der Savanne gewöhnlich 88^0 erreichte, stand hier um 3 Uhr nur auf 80^0, und am nächsten Tage um dieselbe Stunde auf 79^0. In dem Häuptling des Ortes, Oronappi, erkannten wir einen der Gäste des Paiwarifestes zu Anai. Er gab seine Freude über unsere Ankunft auf alle mögliche Weise kund, und brachte uns eine Kürbisschale mit dem Lieblingsgetränk, einige reife Pisangs u. s. w. Augenblicklich sandte er einen Mann nach seinem Felde, der schnell mit einer Last des schönsten Zuckerrohrs zurückkehrte, was ich noch gesehen hatte. In der That, die Fruchtbarkeit des Bodens war Erstaunen erregend, obschon der Ort zwischen 2300—2500 Fuss über der Ebene lag, und der Pisang und die Banana übertrafen an Grösse und Süssigkeit bei Weitem die der Ebene. Die dunkle, purpurfarbene Banana, von den Köchinnen in der Kolonie so hoch geschätzt, wuchs hier in der höchsten Vollkommenheit.

Die Baumwolle, die rings um das Haus aufgeschichtet war, gehörte zu der feinsten, die ich gesehen — und doch genossen nur Wenige Vortheil von dieser Fruchtbarkeit des Bodens. Die Schwierigkeit des Bergsteigens, und die weite Entfernung, schloss die Bewohner ganz von denen in den Thälern ab, und die Erzeugnisse ihrer Felder verrotteten nutzlos auf dem Boden.

Nachdem man sich vergeblich alle Mühe gegeben hatte, mich von meinem Vorhaben abzubringen, setzten wir am folgenden Morgen unsere Reise auf einem sehr beschwerlichen Pfade fort. Indianer allein konnten uns hier führen, da sie sich meist nach niedergebrochenen Zweigen, oder in die Bäume geschnittenen Zeichen richteten, und dennoch mussten auch sie oft stillstehen und sich über die Richtung des Weges berathen. Der Weg ging meist in nordnordwestlicher Richtung über Berge und Thäler.

Unterwegs stiessen wir auf einen Maranbaum (*Copaifera officinalis*). Dieser Baum erreicht eine bedeutende Höhe und hat eine hellgrüne Rinde, eine schön belaubte Krone mit gefiederten Blättern. Die Indianer schneiden eine halbrunde Oeffnung in den untern Stamm bis auf den Kern des Baumes. Zu gewissen Zeiten des Jahres, besonders im Februar und März, fliesst der Balsam in Menge heraus und füllt gewöhnlich in einem Tage das ganze Loch. Jeden Morgen sammeln ihn dann die Indianer in ihre Calabaschen und treiben später Handel damit.

Auch jetzt fanden wir eine Menge in der Höhle. Der Balsam hatte eine gelbliche, ganz reine Farbe. Unsere Indianer salbten sich begierig Körper und Haare damit.

Die medizinischen Eigenschaften des Copaifabalsams sind zu bekannt, um sie hier noch anzuführen.

Endlich machten unsere Führer in einem Thale, nicht weit von einer Quelle, Halt, und indem sie zu einer holzigen Schlingpflanze, die sich schlangenähnlich von Baum zu Baum wand, hintraten, riefen sie: Urari, der Name der Pflanze bei den Wapisianas.

Der Urari ist eine holzige Schlingpflanze; ihr Stamm oft über drei Zoll dick und vielfach gekrümmt; die Rinde ist rauh und hat eine dunkelgraue Farbe. Die Zweige sind dünn und zum Ranken geneigt; die dunkelgrünen Blätter stehen gegenseitig, sind spitzig, oval, fünfnervig und geädert, die jungen Zweige und Blätter mit braunen Haaren besetzt; die Früchte haben die Gestalt eines grossen Apfels, sind rund, glatt, bläulichgrün. Der Same ist in eine weiche Masse eingeschlossen, und bestehet hauptsächlich aus einer gummiartigen Substanz, die einen stark bittern Geschmack hat.

Wir fanden mehre Haufen abgeschnittener Zweige, die mit Palmenblättern bedeckt waren, und die, wie uns unsere Begleiter sagten, die Macusiindianer zurückgelassen hatten. Die Pflanze wächst nur an zwei oder drei Plätzen, die von allen Seiten her, und oft aus grosser Entfernung, von den Indianern besucht werden.

Ehe wir den Platz verliessen, schnitten wir uns einige Stücke ab, und kamen gegen 2 Uhr nach der Ansiedlung zurück, nachdem wir 8 Stunden abwesend gewesen; hoch erfreut, dass es mir, obgleich ich die Pflanze nicht in allen Stufen der Entwickelung gesehen hatte, doch wenigstens gelungen war, einige Früchte zu sammeln.

Bayerische Staatsbibliothek München

Am nächsten Morgen stiegen wir wieder in die Savanne herab, wo jede Vorbereitung getroffen war, um am folgenden Tag nach dem Lagerplatz aufzubrechen. Während unserer ersten Tagereise fanden wir, dass der Fluss noch mehr gefallen war, wodurch sich natürlich die Schwierigkeiten der Fahrt noch vielfach gesteigert hatten. Glücklicherweise fanden wir aber, als wir den Lagerplatz erreichten und in die Umgebung der nördlichen Gebirge kamen, dass durch den kürzlich gefallenen Regen die Bäche bedeutend angeschwollen waren, wodurch auch die Wassermasse im Rupununi zugenommen hatte, und wir legten daher mit Hülfe der Strömung in einem Tag dieselbe Strecke zurück, die uns aufwärts zwei und einen halben Tag weggenommen hatte.

Etwas oberhalb der Stromschnellen von Curawatoka hatten sich einige Wapisianas ein oblonges Haus gebaut, an dem wir landeten. Die Ansiedlung zählte vier Männer und ungefähr zwölf Frauen und Kinder. Eine grössere Niederlassung soll, wie man uns sagte, in geringer Entfernung vom Flusse liegen. Die Frauen waren eben damit beschäftigt, die Baumwolle von den Samen zu reinigen, und grosse Knäuel gesponnener Baumwolle, die in der Hütte aufgehängt waren, zeugten von ihrem Fleisse.

Wie es scheint ist dies die nördlichste Niederlassung der Wapisianas. Weiter nach Norden gegen die Mündung des Rupununi hin, wie auch weiter westlich, haben die Macusis und einige Cariben das Land inne. Am Abend des 1sten Januars 1836 landeten wir wieder in der Bucht Wai-ipucari, und gingen am folgenden Morgen nach Pirara ab. Die Bucht Wai-ipucari unter 3° 38′

nördl. Breite, ist der Hafen der „kaiserlichen und goldenen Stadt Manoa“; ein Pfad leitet von da zu dem Macusidorfe Pirara am Ufer des Amucu, „des grossen See's mit goldreichen Ufern.“ — Die Entfernung beträgt ungefähr 11 Meilen. Anfänglich führt der Weg über Wellengrund, der sparsam mit Holz bewachsen und mit kurzem Gras bedeckt ist, und durchschneidet später mehre Itamoräste. Am Fuss einer kleinen Erhöhung von etwa 30 Fuss, fliesst der Bach Pirara hin, den man erst überschreiten muss, bevor man das Dorf gleiches Namens erreicht. Ehe der Bach in den See Amucu tritt, ist er kaum 3 Yards breit. Dieser berühmte See ist der eigentliche Mittelpunkt des „Parima oder weissen See's“ und erstreckt sich von Ost nach Westen. Zu der Zeit, als wir ihn sahen, im December und Januar, war er freilich kaum eine französische Meile lang und fast ganz mit Binsen bedeckt, so dass wir auch nur hie und da grössere Wasserflächen sehen konnten. Sobald der Pirara, westnordwestlich vom Dorfe, wieder aus dem See heraustritt, hat er beträchtlich an Breite und Tiefe gewonnen; er setzt dann seinen geschlängelten Lauf durch die Savannen fort, und vereinigt sich endlich mit dem Mahu.

Nach den eingezogenen Nachrichten hat dieser letztere Fluss seine Quellen an dem nördlichen Abhange des Pacaraimagebirges, auf einem Tafellande, worauf er einen bedeutenden Wasserfall, die Corona genannt, bildet. Wir waren eben auf dem Wege, denselben zu besuchen, als mein Reisegefährte am dritten Tage so krank wurde, dass wir uns genöthigt sahen, unsern Plan aufzugeben und nach dem Dorfe zurückzukehren. Auf dieser kurzen Strecke

mussten wir den Pirara dreimal überschreiten, der sich endlich, nachdem er die ganze Windrose durchwandert, mit dem Mahu verbindet.

Der letztere Fluss hat kaffeebraunes Wasser und ist reissender als der Rupununi. Zwischen den Bergen, durch welche er sich seinen Weg bahnt, ist er gegen 60 Yards breit und dem Gebirgsthal, durch welches er fliesst, fehlt es keineswegs an Malerischem, wohl aber an aller Fruchtbarkeit. Es wird von Macusis bewohnt. Im Monat April sind die Savannen überschwemmt und bieten dann die eigenthümliche Erscheinung dar, dass die Gewässer zweier Flüsse, die verschiedenen Flussgebieten angehören, sich mit einander vermischen. Die Ausdehnung, welche die Ueberschwemmung gewinnt, hat die Sage vom See Parima hervorgerufen.

Während dieser Jahreszeit kann man ungehindert von Demerara bis Para fahren. Mehre Baumgruppen, welche in der trockenen Jahreszeit gleich Oasen aus der einförmigen Savanne hervorragen, bilden während der Ueberschwemmung kleine Inseln. Zwei dieser Gruppen finden sich in der Nähe des See's, und sind ohne Zweifel die „Islas Ipomucena" des Don Antonio Santos. Diese Gruppen oder kleinen Inseln bestehen aus aufgehäuftem Sand, der mit vegetabilischer Erde, die von der Strömung während der Ueberschwemmung angespült wurde, vermischt ist.

Da der Boden auf solchen Stellen viel fruchtbarer ist als auf der dürren Savanne, so fanden auch hier einige Samenkörner hinlängliche Nahrung. Die jungen Pflanzen überlebten die ersten Fluthen und wurden dann stark

genug, um der Gewalt der Strömung zu widerstehen, wodurch sich später an solchen Stellen immer mehr Schlamm und Samen anhäufte und sich im Verlauf der Zeit diese Oasen bildeten. Diese kleinen Hügel, kaum mehr als 10—12 Fuss über die Savanne erhaben, besitzen ihre eigenthümliche Flora; die *Inga unguis cati*, mehre *Cassiae*, grosse *Cactus*, die ihre Arme gleich riesigen Candelabern in die Luft strecken, und eine Species des bei Nacht blühenden *Cereus*, sind zwischen den Bäumen aufgeschossen und bilden die Hauptvegetation dieser fruchtbaren Flecke.

Auf einer dieser Oasen fanden wir mehre Cashewbäume (*Anacardium occidentale*) mit Früchten bedeckt, ein höchst willkommener Fund an Orten, wo das Wasser selten ist; leider aber äussern sie eine üble Wirkung auf den Magen.

Der Cana Pirara hat seine Quellen eine Meile östlich von dem Dorfe und zwei Meilen von einem Arme des Awarikuru[1], eines Nebenflusses des Rupununi und durch diesen des Essequibo, während die Wasser des Pirara in den Mahu, Takutu, Rio Branko, Rio Negro und zuletzt in den Amazonenstrom fallen. Die Ebenen zwischen dem Rio Branko und Rupununi haben ihre eigenthümlichen Thäler und Abfälle, und die Wasserscheide zwischen den

1 Der Awarikuru wird auf den neuesten Karten gewöhnlich Tavarikuru genannt, aber der erstere Name ist der, welchen ihm die Bewohner seiner Ufer, die Macusis, geben; Waaekuru nennen ihn die Cariben. Der Rupununi wird Rupunuwini, Rupunuri und Ruponuni genannt. Die Macusis nennen ihn Rupununi, die Cariben aber, da es ihnen schwer fällt, das *R* auszusprechen, Opununi.

beiden Flussgebieten läuft wenige Meilen östlich vom Dorfe Pirara hin.

Als wir im December bei dem Awarikuru vorüberfuhren, war seine Mündung fast gänzlich versandet und nur eine kleine, unbedeutende Wasserrinne, von vielleicht einem Yard Breite, fand ihren Weg in den Hauptstrom; während der Regenzeit aber fährt man ohne Hinderniss diesen Fluss bis Pirara hinauf. Das Macusidorf Pirara liegt unter 3° 34′ nördl. Br. und nach meinem Chronometer 16′ 45″ westl. von Anai, oder 58° 53′ westl. von Greenwich. Der herrschende Wind ist der Nord-Ost, der oft zu einem förmlichen Sturme sich erhebt; unser Thermometer stand am Morgen des 26sten Decembers auf 66° Fahrenheit.

Viele der Savannen, die wir durchwanderten, waren mit den Bauten einer Art Termite bedeckt. Sie errichten ihre Wohnungen in Form einer Pyramide von etwa 5—6 Fuss Höhe aus dem ocherhaltigen Thon, aus welchem die Savannen bestehen. Die Insecten selbst scheinen sich nur wenig von denen zu unterscheiden, ausser dass sie etwas kleiner sind, die ihre weitläuftigen Wohnungen auf den Bäumen errichten, und auf den westindischen Inseln unter dem Namen „Waldameisen“ bekannt sind. Die Indianer nennen sie Tukusiba. Eine zweite Species incrustirt die Stämme der Bäume von der Wurzel bis zu den Zweigen hinauf, und gibt ihnen das Ansehen, als seien sie mit Fransen besetzt.

Eine seltene Erscheinung war für uns in Pirara ein gesunder, rüstiger Mann von 70 Jahren, denn seither hatte ich unter den Indianern, mögen nun ihre vielfachen

Kriege, Ausschweifungen, oder vielleicht auch Krankheiten die Ursache davon sein, nur wenig alte Leute getroffen. Da ich einen Brief nach dem portugiesischen Fort San Joaquim, das ungefähr 18 Meilen von Pirara entfernt liegt, zu senden hatte, so erbot sich dieser alte Mann, ihn hinzutragen, und that es auch wirklich. Da ich hier mehre Tage verweilen musste, entschloss ich mich, einen Ausflug nach dem Bergthale des Mahu, in dem Pacaraimagebirge, zu unternehmen.

Nachdem wir uns zu diesem Zwecke für mehre Tage mit Lebensmitteln versorgt hatten, brachen wir in der Begleitung einiger Indianer, die uns theils als Führer, theils als Träger dienen sollten, nach dem Gebirge auf. Der Pirara, der seine Quellen östlich von dem Dorfe hat, fliesst durch den See, der, obgleich es in der trocknen Jahreszeit war, sich doch noch gegen 3—4 Meilen ausdehnte. Sobald der Pirara wieder aus dem See heraustritt, schlägt er einen östlichen Lauf ein, durchkreuzt den Meridian des See's zum zweiten Mal, und verbindet sich nach vielfachen Krümmungen durch die niedern Savannen mit dem Mahu, ungefähr 10 Meilen oberhalb der Vereinigung dieses Flusses mit dem Takutu. Während der Regenzeit breitet sich der See von Pirara bis zu den Bergen aus, wie ich schon oben anführte, und bildet in dieser Ausdehnung den berühmten See Amucu.

Zahlreiche Schwärme wilder Enten erhoben sich aus den Binsen und flogen in engen Kreisen um uns her; sie gehörten meist zu der Species Vicissi (*Dendeocygna viduata*). Die diesen Gegenden ganz besonders eigenthümliche Species hat ein ungewöhnlich schönes Aeussere; ihr

Gefieder spielt in mancherlei Farben, der Schnabel ist kurz, die Augen sind schwarz. Die Bisamente (*Anas moschatas*) bevölkert gleichfalls den See in grossen Schwärmen. Wir betraten nun die trocknen Savannen, auf denen wir zahlreiche Rinderherden bemerkten; schwarz und roth waren die vorherrschenden Farben.

Diese Herden scheinen nur die Savannen südlich von dem Pacaraimagebirge in der Nachbarschaft der Flüsse Mahu, Takutu und besonders des Rio Branko zu besuchen, und sind ohne Zweifel portugiesischer Abstammung. Obgleich die Savannen in der Nähe von Anai mit denen des Mahu in Verbindung stehen, so gehen diese Herden doch niemals so weit nördlich hinab.

Eben hatten wir den Pirara zum dritten Male überschritten, und sahen schon den Ausgang des Thales, aus dem der Mahu hervorbricht, in der Entfernung von einigen Stunden vor uns, als ich einen so heftigen Fieberanfall bekam, dass es mir für den Augenblick ganz unmöglich wurde, die Reise fortzusetzen, obschon meine Lage auf der offenen Savanne, wo kein Baum mir Schatten gewähren konnte, eine schreckliche war, und das nächste Gebüsch, eine jener Oasen, das mir diesen gegeben haben würde, lag in weiter Entfernung von uns, und dazu noch ganz ausser dem Wege.

Sobald der stärkste Anfall vorüber war, brachen wir doch nach diesem Gebüsch auf. Wir hatten in ihm gewaltsam von der Wohnung zahlloser Vögel Besitz genommen, die diesen Ort zu ihrer Schlafstelle erlesen. Welch ein Lärm, als sie am Abend zurückkehrten und sich nicht mehr in dem alleinigen Besitz ihrer Behausung fanden! Die

Tauben kamen von allen vier Himmelsgegenden herangezogen, und unsere Indianer, mit Pfeil und Bogen bereit, verhinderten manche, ihre Sicherheit in schleuniger Flucht zu suchen.

Das Pacaraimagebirge hat keineswegs den grossartigen Charakter des Canukugebirges. Es erhebt sich nur an einigen wenigen Stellen über 1800—2000 Fuss, während es meistentheils eine mittlere Höhe von 500—600 Fuss beibehält. Der grösste Theil ist kahl, oder nur mit einem kurzen Gestrüpp bewachsen, und mit Felstrümmern bedeckt. So weit ich über seinen geologischen Charakter urtheilen konnte, ruhet es auf einer Granitbasis und Blöcke von derselben Formation bedecken seine Abhänge. Quarz durchzieht häufig den Granit, und hie und da trifft man auch auf Trappfelsen.

Die Indianer brachten mir Stücke einer rothen Steinart, welche sie als eine grosse Merkwürdigkeit ansahen, und die sie nach ihrer Erzählung fünf Tagereisen hinter Pirara auf den westlichen Bergen des Pacaraima geholt hatten. Ich halte sie für rothen Jaspis. Bergkrystalle sollen sich dort gleichfalls finden und der Commandant vom Fort San Joaquim sagte mir, dass ihm die Indianer vom obern Rio Branko zu verschiedenen Zeiten Silber gebracht hätten.

Ein kahler und zerklüfteter Berg war unser Wegweiser zum Mahu. Als wir ihn erreicht hatten, fanden wir ihn mit Quarzfragmenten bedeckt, während grosse Blöcke Trappfelsen ihm ein rauhes, unebenes Ansehn gaben. Wir folgten dem kleinen Flusse Samaria, der gegen Nord-Osten dem Mahu zuströmt, wobei wir oft über Felsen klimmen,

oder an den Abhängen der Berge hinaufklettern mussten, um den Morast an ihrem Fusse zu umgehen. Auf einem Hügel vorzüglich schien die Verwirrung ihren eigentlichen Sitz aufgeschlagen zu haben. Tausende von Felsstücken, von der Grösse eines Eies bis zu den ungeheuersten Blökken, bedeckten seine Abhänge, und erinnerten mich lebhaft an den Berg St. Bernhard auf der Insel Tortola. Der Fels selbst gehörte zu derselben Formation, und auch jene Bäume und Büsche, die ich zwischen den Felsen auf Tortola angetroffen, fand ich hier wieder, was bis jetzt noch nie der Fall gewesen war. Die *Bursera gummifera*, der Terpentinbaum der Inseln; das *Croton balsamiferum*, *astroites*, *betulinum;* die *Mimosa nudiflora;* die *Randia aculeata;* der *Cactus Royeni*, *trigonus;* die *Agave* u. s. w. gediehen hier ganz herrlich; vergebens aber suchte ich nach der *Exostemma Caribaeum*, die sich auf den virginischen Inseln gewöhnlich in Gesellschaft mit den eben genannten Pflanzen findet.

Ein einzelner Fels, von den Macusis, wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Menschenhand, Tupanaghae genannt, erregte unsere Aufmerksamkeit im hohen Grade. Er erhob sich auf dem Gipfel eines Berges zu unserer Rechten, war tief gefurcht und hatte als Basis einen zweiten Fels von noch bedeutenderer Grösse. Die Indianer (wie dies gewöhnlich bei eigenthümlichen Naturbildungen der Fall ist) machen ihn zum Sitz eines Dämons, und gingen unter Furcht und Zittern an ihm vorüber. Das Thal des Samaria zieht sich von Osten nach Westen und eröffnete eine herrliche Aussicht auf die westlichen Berge. Der

Mahu durchschneidet den Ausgang des Thals von Norden nach Süden.

Aus diesem Thale traten wir in das des Mahu und wendeten uns nun nach Norden. Die Berge bestehen meistentheils aus Schiefer, der hie und da mit Quarzadern durchzogen ist; ihre Abdachung war unbedeutend und die Schichten zogen sich Süd-West bei West.

Obgleich wir uns nur noch in einiger Entfernung vom Flusse befanden, die Ufer aber mit dichten Bäumen besäumt waren, so blieb er unsern Blicken verborgen, so nahe wir auch das Brausen des fallenden Wassers hörten, das durch eine Stromschnelle hervorgerufen wurde, die ein Felswall bildete. Als wir endlich vor ihm standen, war ich erstaunt, einen grossen, schönen Fluss mit schwarzem Wasser und reissender Strömung in ihm zu finden. Nach seiner Grösse musste ich annehmen, dass seine Quellen wenigstens im vierten Breitengrad liegen.

Wir waren jetzt in ein herrliches Bergthal getreten; der kleine Fluss Mavisi nahm die Ost-, der Mahu die West-Seite ein, in dem sich eine Menge Klapperschlangen aufhalten mussten, denn meine Indianer schossen eben die zweite — aufgeschwollen von ihrem Raube lag sie bewegungslos am Stamme eines alten Baumes, wo sie entdeckt und mit einem vergifteten Pfeile getödtet wurde. Ihre Klapper hatte sieben Schuppen.

Wir lagerten am Mavisi in einem Dickicht; unsere Indianer erzählten uns von einem grossen Wasserfall, den der Mahu anderthalb Tagereisen weiter nördlich bilde, und schon war ich entschlossen, die Reise bis dahin fortzusetzen, als mein Reisegefährte von einem ernstlichen

Unwohlsein (dem Vorboten des Wechselfiebers) ergriffen wurde, und ich es für rathsamer hielt, sobald er sich nur irgend stark genug fühlte, nach dem Dorfe zurückzukehren. Die Corona des Mahu, wie der Wasserfall genannt wird, blieb deshalb unbesucht, und nachdem wir einen Tag ausgeruht, brachen wir unser Lager ab und kehrten nach Pirara zurück. Da die Indianer bei unserer Herreise die Savannen in Brand gesetzt hatten, so fanden wir den Weg viel bequemer, obgleich der Staub des verbrannten Grases, vom Winde und unsern Füssen aufgeregt, uns ganz das Aussehn von Kohlenbrennern gab.

Am nächsten Morgen war ein grosses Paiwarifest im Dorfe; weitläuftige Vorbereitungen waren dazu getroffen —, der Trog gefüllt, Cassadabrod gebacken, Fisch und Wildpret gebraten. Die Gäste kamen am bestimmten Tage an und das Trinken begann. Es ging indessen viel ordentlicher her als bei der Zecherei der Wapisianas.

Am Nachmittag begann der Tanz; die Ceremonienmeister, von denen zwei da waren, hatten sich mit Rabenfedern gehörig geschmückt und führten in ihren Händen zwei grosse Bambusstäbe, deren Höhlungen mit kleinen Kieseln gefüllt, und deren Aussenseite mit Baumwollengehängen und Federn geziert war. Sie schritten an der Spitze der Tanzcolonne einher und stampften in gewissen Zwischenräumen mit ihren Bambusstäben auf den Grund, wodurch ein raschelnder Ton hervorgebracht wurde; Frauen und Männer begleiteten denselben mit einem einförmigen und eintönigen Gesang.

Bald schritten sie gegen den Paiwaritrog vor, bald zogen sie sich von ihm zurück, dann schlossen sie wieder

einen Kreis um denselben und stampften dazu mit den Füssen; da aber Hände und Füsse sich allein bewegten, ihre Gesichter weder Freude noch Leben zeigten, so kamen sie mir mehr wie Automaten als menschliche Wesen vor.

Sie setzten den Tanz bis zwei Uhr des Morgens fort, wobei sie den Gesang, der ihre Bewegungen regelte, nur ein- oder zweimal veränderten.

Einige Tage darauf verliessen wir Pirara, nahmen unsern Weg nach Anai zurück, und landeten am 15ten Januar in der Mündung des kleinen Flusses nach einer Abwesenheit von sechs Wochen. Alle unsere Sachen, die wir in der Ansiedlung zurückgelassen, fanden wir ganz in demselben Zustande, wie wir sie dort verlassen hatten.

Da wir uns in unserm alten Wohnorte zu Anai nur mit Schwierigkeit frisches Wasser verschaffen konnten, der Umstand, dass wir uns alle bei unserm frühern Aufenthalte krank gefühlt hatten, und dann die lästige Arbeit, unsere Sachen über die Savannen zu transportiren, dies Alles brachte mich zu dem Entschlusse, nicht nach Anai zurückzukehren, sondern eine Hütte zu Curassawak, dem alten Sitz unseres Jacobus, als Aufenthaltsort für die übrige Zeit unseres Bleibens am Rupununi zu wählen. Der Eintritt in unsere neue Wohnung war freilich entmuthigend genug; das Haus, welches niedergebrannt und nur theilweise wieder aufgebaut war, stand nach allen vier Seiten dem Wind und Wetter offen, und wir hatten Kopf und Hände anzustrengen, um nur eine einigermassen erträgliche Wohnung zu Stande zu bringen.

Nachdem dies endlich geschehen, so musste natürlich

unsere glückliche Rückkehr nach dem untern Rupununi und der Einzug in die neue Behausung zu Curassawak mit einem Feste gefeiert werden. Ein Paiwarifest wurde beschlossen, aber der neuen Niederlassung fehlte es noch an einem grossen Trog. Alle Männer eilten daher in den benachbarten Wald, suchten einen dazu tauglichen Baum aus, fällten ihn und begannen ihn theils mit der Axt, theils durch Hülfe des Feuers, auszuhöhlen. Der bestimmte Tag rückte immer näher, aber noch war der Trog nicht fertig, und da das Paiwari einige Tage gähren muss, bevor es geniessbar ist, so vertrat unterdessen ein kleines Boot die Stelle des Troges, und die ganze Ansiedlung, Männer, Weiber und Kinder, setzten ihre Kinnbacken in Thätigkeit, um das gebrannte Cassadabrod zu kauen, und es zum Getränke zuzubereiten. Nachdem man so für die gehörige Gährung gesorgt, und der Trog noch zur bestimmten Zeit fertig geworden war, wurde das geliebte Getränk aus dem Boote in die neue Harlova oder Trog geschöpft. Ich habe bereits die Unmässigkeit beschrieben, deren sich der Indianer bei solchen Trinkgelagen schuldig macht; und die Scenen, welche sich bei dem gegenwärtigen Feste wiederholten, waren in der Hauptsache wenig von denen bei dem Feste der Wapisianas und Macusis verschieden.

Der Häuptling hatte auf einem seiner Ausflüge am Rupununi mit einem vergifteten Pfeil einen jungen weiblichen Tapir oder Maipuri (*Sus rostratus*, *Tapir americanus*) geschossen, und obgleich die Spitze des Pfeils nur die Haut durchdrungen und kaum einige Tropfen Blut hervorgelockt hatte, so war dies doch schon hinreichend, um ihm das Leben zu rauben. Es freute mich, eine Gele-

genheit gefunden zu haben, das Thier, das ich bisher nur aus Beschreibungen und Zeichnungen kannte, zu sehen. Es war von der Nase, oder dem Rüssel, bis zu dem kurzen Schwanz 5 Fuss lang und beinah 3 Fuss hoch. Der Gestalt nach glich es am meisten dem Schweine, nur dass es verhältnissmässig viel kürzere Beine hatte; an den Vorderfüssen hatte es 4, an den hintern 3 Zehen; von der Stirn sprang ein Knochen vor, der mit der Oberlippe verbunden ist, und mit den Nasenlöchern eine Art Rüssel bildet, der dem des Elephanten nicht unähnlich ist. Der Tapir macht in vieler Rücksicht auch einen gleichen Gebrauch davon. Die Haut war dick und mit kurzen Haaren von einer dunkelgrauen Farbe bedeckt; die Ohren sind klein und spitz. In der obern Kinnlade zählte ich 7 Schneidezähne auf jeder Seite, vier Zähne vorn und ausserdem noch zwei Fangzähne; in der untern Kinnlade hatte er sechs Schneidezähne und einen Fangzahn an jeder Seite. Diese drei Arten Zähne bilden eine ununterbrochene Reihe.

Wir fanden das Fleisch ungemein wohlschmeckend; es hatte Aehnlichkeit mit dem Rindfleische, und da das Thier einen Tag vor dem Paiwarifeste geschossen war, so bildete es eine willkommene Zugabe zu der Festlichkeit.

Schon längst hätte ich den Baum gern gesehen, der die *Caska preciosa* (der Brasilianer) oder die Amapaima (der Indianer) liefert, noch war es mir aber nicht gelungen, und da in einiger Entfernung von Curassawak mehre wachsen sollten, so entschloss ich mich, den Häuptling dahin zu begleiten. Am nächsten Morgen brachen wir dorthin auf und nahmen unsern Weg den Bach aufwärts gegen Westen hin. Es war ein wilder Pfad, wenn man es

überhaupt einen Pfad nennen konnte. Als wir noch einige Schritte von einem Bambusdickicht (*Nastus*) entfernt waren, kam uns eine grosse Guanaschlange (*Scytale spec.?* vielleicht *Catenatus*) aus dem Gebüsch entgegen und kroch nach dem Flusse hin, wurde aber, ehe sie diesen erreichte, von den Indianern erschossen. Gleich der Guana hat auch sie einen Beutel unter der Kehle; der Rachen war durch grosse Platten geschützt; der Kopf mit Schuppen bedeckt, der Bauch und Schwanz mit Schilden, wobei die Bauchschilde vollkommen ausgebildet waren, die am Schwanze dagegen nicht. Sie sah gelb und hatte rautenförmige schwarze Flecke; ihre Länge betrug 6½ Fuss. Bei unserer Annäherung rollte sie den Schwanz zusammen, erhob den Kopf mit einer leisen zitternden Bewegung ungefähr 3 Fuss in die Höhe, rollte sich dann auseinander und wiederholte dieselbe Bewegung in umgekehrter Weise, wobei sie den Kopf zum Stützpunkte machte und den Schwanz zitternd erhob. In dem Augenblick als sie das Kunststück wiederholte, wurde sie durch den Kopf geschossen. Ich konnte keinen der Indianer dahin vermögen, die Schlange nach unserm Lagerplatze zu tragen. Sie zeigten den grössten Abscheu vor ihr, und darf man ihren Erzählungen Glauben beimessen, nach welchen durch den giftigen Biss der Schlange entweder schon eine Menge ihrer Freunde ihr Leben verloren hatten, oder doch in dem Falle, wo zwar der Biss nicht unmittelbar den Tod nach sich zog, ein Leben voller Elend die Folge war, so konnte ich mich nicht über den Abscheu wundern, welchen die Indianer selbst dann kund geben, wenn ihre Feindin leblos vor ihnen liegt.

Mein Wunsch, den Baum zu sehen, welcher die aromatische Rinde liefert, wurde nicht erfüllt. Nachdem wir stundenlang an dem Platze, wo der Baum stehen sollte, gesucht hatten, mussten meine Indianer bekennen, sie könnten ihn nicht finden. Später war ich wenigstens so glücklich, mir etwas Rinde und einige Blätter zu verschaffen. Der Baum würde mir in der jetzigen Jahreszeit auch wenig Interesse gewährt haben, da er in ihr weder Blüthen noch Früchte hat. Die Rinde ist ungemein aromatisch und wird von den Indianern gegen Dysenterie, Ruhr und ähnliche Krankheiten gebraucht. Obgleich ich meinen Zweck nicht erreicht hatte, so wurde ich doch auf andere Weise dafür entschädigt: ich fand nämlich auf diesem Ausfluge den Firnissbaum, der eine Milch enthält, die zur Consistenz gekocht, von den Indianern dazu angewandt wird, ihren Cassadareiben und andern Geräthschaften Glanz und mehr Haltbarkeit zu geben. Leider war ich bei diesem Baum nicht viel glücklicher als früher. Der Baum war in Ruhestande, und weder mit Blüthen noch mit Früchten bedeckt. Er hat eine Höhe von 50—60 Fuss, seine Rinde ist gräulich, und die Blätter haben viel Aehnlichkeit mit denen des Amyris.

Während ich meine Zeit auf diesen Ausflügen so gut als möglich zu benutzen suchte, war unter meiner Abwesenheit in unserer indianischen Gemeinde, in Folge von Eifersucht, Uneinigkeit und Streit ausgebrochen, und es erforderte das ganze Ansehn und die ganze Gewandtheit des Häuptlings, um den beleidigten Ehemann zu besänftigen und Mord zu verhüten.

Der reichste Grundeigenthümer zu Curassawak war

eine alte Macusifrau, die aber, da sie ihren Mann auf der Niederlassung verloren hatte, nicht für immer hier lebte, sondern nur von Zeit zu Zeit erschien, um die Cassadawurzel in Brod zu verwandeln, und die übrigen reifen Früchte ihres Feldes nach ihrer jetzigen Wohnung zu Anai zu schaffen.

Während wir hier waren, kam sie zweimal in dieser Absicht von ihren Töchtern, jungen Frauen, und ihren Enkeln begleitet. Sie übte die Oberherrschaft über das ganze Dorf. Jedermann schien ihr dienstbar zu sein, und, was uns am räthselhaftesten war, selbst die Cariben unterwarfen sich ihren Befehlen. Zu ihren Besitzungen gehörte auch ein Feld mit Zuckerrohr; da wir nun mehre Monate unsern Kaffee ohne Zucker genossen hatten, so entschlossen wir uns, eine indianische Zuckermühle zu bauen und ihr das Zuckerrohr, das damals noch auf dem Felde stand, abzukaufen. Durch die mechanische Fertigkeit eines meiner Gefährten hatten wir bald die Mühle errichtet, und unsere Indianer strengten sich wacker an, den Saft aus dem Rohre zu pressen, den wir dann schnell in Syrup verwandelten, und schon am nächsten Morgen konnten wir unsern Kaffee versüssen. Mag auch der Gegenstand unbedeutend erscheinen, für uns war er es nicht, und wir mussten nur bedauern, dass das Feld so bald geleert wurde. Gleichwohl konnten wir einige Flaschen voll zurückbehalten, um sie mitzunehmen, wenn wir Curassawak verliessen.

Da sich die Indianer während der Zeit unseres Zusammenlebens mit ihnen Alles verschafft hatten, wonach sich ihr Herz sehnte, so verfielen sie bald in ihre alte

Trägheit; weder Messer, noch Kämme, noch Scheeren — wofür sie bei unserer Ankunft ihr Erstgeburtsrecht verkauft haben würden, — konnten sie bewegen, ihre Hängematten zu verlassen. Der benachbarte Fluss war voller Fische, gleichwohl begnügten sie sich lieber mit Cassadabrod und Pfefferwasser, als dass sie sich die Mühe gegeben, mit ihren Angeln nach dem Flusse zu gehen. Dass unter solchen Umständen von jetzt an unsere Tafel nur höchst ärmlich besorgt war, durfte uns nicht wundern, da wir einzig und allein auf unsere eigene Geschicklichkeit im Fischen und Jagen angewiesen waren. Glücklicher Weise lernten wir von dem alten Macusiweibe eine ganz leichte Art, die Fische zu fangen. Der Curassawak stand ziemlich niedrig, und bald bemerkten wir, dass jene ihr Corial quer über den Fluss gezogen und jede noch übrige Oeffnung mit Steinen und trockenen Aesten verstopft hatte. Sie hatte dazu eine Stelle im Flusse ausgewählt, die etwas weiter oberhalb lag, wo sich derselbe mehr erweiterte. Die Fische, die ihren Weg abwärts nahmen und die Strasse verstopft fanden, versuchten über das Hinderniss hinwegzuschnellen; da sie aber meistentheils zu kurz sprangen, so fielen sie in das Corial. Schnell benutzten wir diese Erfindung zu unserm eigenen Vortheil und fanden auch gewöhnlich des Morgens 50—60 Fische von verschiedener Grösse in unserm Boote, — die wir nach indianischer Art und Weise räucherten oder einsalzten, um in Tagen der Noth davon Gebrauch zu machen. Leider machte der niedere Wasserstand unserer grossartigen Fischerei bald ein Ende.

Der Tag unserer Abreise von Curassawak rückte her-

an; in jeder Hütte rüstete man sich dazu und neues Leben, neue Thätigkeit schien in der Ansiedlung erwacht, Alle schienen von dem Gedanken, Georgetown zu sehen, aus ihrer bisherigen Lethargie gerissen zu sein. Vom Morgen bis in die Nacht wurden Cassadakuchen gebacken, oder Cassadamehl für die Reise in Körbe gepackt. Wir selbst sahen dem Tage der Abreise mit Sehnsucht entgegen, da unser Aufenthalt immer peinlicher wurde. Legionen Chigoes und ihnen verwandte Fliegenarten hatten von unserer Hütte Besitz genommen, wobei uns die erstern in einem solchen Grade plagten, dass wir wirklich fürchten mussten, sie würden unsere Füsse ganz zu Grunde richten. Denn nicht genug, dass sie sich unter unsere Fussnägel eingruben, griffen sie auch unsere Hände an, und arbeiteten sich während der Nacht selbst unter die Fingernägel. Dass wir unter solchen Umständen nur selten während der Nacht Ruhe hatten, brauche ich nicht zu erwähnen. Der Mangel an Lebensmitteln trug sein gutes Theil dazu bei, uns unsern Aufenthalt immermehr zu verleiden und unsere Abreise zu beschleunigen.

Nach allen Erkundigungen, die ich unter den Indianern eingezogen, war die Regenzeit erst innerhalb zwei Monaten zu erwarten. Wir hofften daher, wenn wir gegen Ende Februar aufbrächen, beim Beginn derselben schon in Georgetown eingetroffen zu sein; da hörten wir am 20sten Februar entfernten Donner rollen, und der Wind schlug nach Nord-Westen um. Das Aeussere des Himmels hatte sich plötzlich verändert, und schwere dunkelgraue Wolken bedeckten den Horizont. Der Thermometer stand selten über 80° Fahrenheit. Noch aber war

bis jetzt kein Regen gefallen und alle Indianer beharrten bei ihrer Behauptung, noch würden zwei Monate vergehen, bevor die Regenzeit einträte; nur ein alter Caribe war anderer Meinung. Er sagte, dass wir den Regen bald zu erwarten hätten, denn die jungen Schildkröten seien schon so gross, dass der Regen gewiss innerhalb einer Woche beginnen würde. Leider hatte er Recht, und wir mussten nur bedauern, ihn nicht früher um seinen Rath gefragt zu haben. Wunderbare Fürsorge der Natur, die diese Thiere lehrt, ihre Eier früh genug in den Sand zu legen, damit sie noch von der Sonne ausgebrütet werden können! Es sind vorzüglich zwei Arten von Schildkröten, die den Rupununi und obern Essequibo bewohnen: die *Emys tricarinata*, von den Indianern Casipan genannt, und eine zweite Species, wahrscheinlich zu demselben Genus gehörend, die die Indianer Tarakaiba nennen. Ausser diesen beiden gewöhnlichen findet man auch noch eine dritte Frischwasserschildkröte, die aber am Rupununi nur selten ist, die *Matamata* oder *Chelys fimbriata*. Sie wird gewöhnlich zwei Fuss lang, die Nase endet in einer Art Rüssel, die Füsse sind durch eine Haut verbunden und haben vorn fünf, hinten vier Zehen, die mit Klauen bewaffnet sind; der kurze Schwanz ist etwas abgerundet. Der grosse Kopf und die verlängerte Nase geben dieser Art ein ganz eigenthümliches Aussehn; ihr Fleisch ist eben so wohlschmeckend wie das der übrigen Frischwasserschildkröten. Die Eier der beiden erstern Arten werden von den Indianern im Februar und März in grossen Massen gesammelt. Ihrer Form nach unterscheiden sie sich wesentlich von einander: die Eier der erstern sind beinah

vollkommen rund, und die kalkige Schale gleicht dem Pergament, während man die der zweiten Art, geringer an Grösse und oblong, für Vogeleier halten möchte. Die letztern sind wohlschmeckender als die erstern. Die Schildkröte legt dieselben gewöhnlich in Löcher, wo man oft 16—20 in einer Vertiefung findet. Nahet die Zeit des Sammelns heran, dann ziehen die Indianer in grossen Scharen nach dem Rewa, wo man die Eier zahlreicher zu finden scheint als am Rupununi und Essequibo. Ich war selbst Augenzeuge der Rückkehr einer solchen Expedition; die Boote waren mit Eiern beladen, von denen die in den letzten Tagen gesammelten noch frisch waren, die übrigen hatte man auf indianische Weise geräuchert. Werden sie geräuchert, so verlieren sie das Weisse und nur das Gelbe verhärtet sich. Auch in diesem Zustande sind sie keineswegs zu verachten.

Mehre Indianer aus der Nachbarschaft wollten die Gelegenheit benutzen, die sich ihnen darbot, und baten um die Erlaubniss, in unserer Gesellschaft mit nach Georgetown reisen zu dürfen.

Nie reist der Indianer gern allein. Seine Furcht vor bösen Geistern ist so stark, dass er sich lieber den grössten Unannehmlichkeiten unterwirft, als dass er eine Reise allein anträte. Am 26sten Februar verliessen wir die Mündung des Curassawak in acht Booten, die eine Gesellschaft von 80 Personen enthielten. Das Wetter war seit den letzten drei Tagen ungünstig gewesen, und wir fuhren auch heute unter Regen ab. So lange dieser nicht in Strömen herabfällt, lacht der Caribe darüber, und beschleunigt nur seine Ruderschläge. Sollte sein Reichthum so gross sein,

dass er ein Hemd besitzt, dann zieht er es, so wie der erste Regentropfen niederfällt, augenblicklich aus und bringt es an einem trocknen Ort in Sicherheit; es sei denn, dass sein Weib schauernd neben ihm sitzt, er überlässt es ihr dann und sie hängt es über Kopf und Schulter. Einen andern Gebrauch scheint sie nicht zu kennen, wie sie es überhaupt für überflüssig hält, ein Hemd zu tragen, denn ich habe niemals südlich von der Mündung des Rupununi ein Weib gesehen, das dieses Kleidungsstück getragen hätte.

Es war mein Plan, den Essequibo von der Mündung des Rupununi an, noch einige Tagereisen aufwärts zu befahren.

Die Indianer, mit denen ich darüber sprach, hatten mir gewöhnlich von einem grossen Katarakt erzählt, der nach ihren Angaben, allem weitern Vordringen auf Booten unübersteigliche Schranken entgegensetze. Sie hatten diese Kunde von ihren Vätern empfangen, und alle meine Bemühungen, jemand zu finden, der bis dahin vorgedrungen war, blieben fruchtlos; der äusserste Punkt bis zu welchem sie gekommen, war die Bucht Primoss, von der ein Pfad nach dem Corentyn führte. Sie liegt zwei Tagereisen von der Mündung des Rupununi entfernt, die wir am 27sten Februar auch glücklich erreichten. Die Vereinigung des Rupununi mit dem Essequibo findet unter 3^0 $57\frac{1}{2}'$ nördlicher Breite und 58^0 $3'$ westlicher Länge Statt, wie sich mir nach meinen Beobachtungen zu Anai ergab; und da der Rupununi beinah einen Halbkreis beschreibt, so liegt seine Mündung fast unter demselben Meridian mit seinen Quellen. Zahlreiche Buchten oder Kirahaghs, die so mit Fischen angefüllt sind, dass man sie

natürliche Fischbehälter nennen könnte, ziehen sich längs seinen Ufern hin, und sind ihm besonders eigenthümlich, obschon man hie und da auch am Essequibo diese antrifft.

Wodurch diese Buchten eigentlich entstanden sind, habe ich nicht ergründen können; lägen sie nach seiner Strömung hin, dann würde man über den Ursprung nicht zweifelhaft zu sein brauchen, so aber sind sie dieser meistentheils entgegengesetzt, und die ununterbrochene Uferlinie lässt sie eben so wenig für alte Kanäle halten; am wahrscheinlichsten scheint es mir noch, dass sie während der Ueberschwemmungen ausgespült wurden. An ihrer Mündung sind sie oft weiter als der Fluss selbst, und würde man nicht durch den Mangel an aller Strömung enttäuscht, oft wäre man versucht, eine solche Bucht für die Fortsetzung des Flussbettes selbst zu halten.

Die Ufer des Rupununi sind mit wenigen Ausnahmen eben so unfruchtbar als die angrenzenden Savannen; sie bestehen aus ocherhaltigem Thon und selbst die jährlichen Ueberschwemmungen scheinen keinen Einfluss auf sie zu äussern.

An der Mündung des Rupununi schlugen wir ein Lager auf und liessen hier Weiber, Kinder, Hunde, Papageien u. s. w., eine wahre Menagerie, zurück. Am folgenden Tag trafen wir die nöthigen Vorbereitungen für unsere Fahrt, suchten die tüchtigsten Leute für die leichtesten Corials aus, und beluden diese nur mit den unentbehrlichsten Sachen. Während wir noch damit beschäftigt waren, zog eine Schar Trompeter (*Psophea crepitans*) über den Essequibo hin. Sie mussten eine weite Reise gemacht haben, denn drei waren nicht mehr im Stande über den

Fluss zu fliegen und fielen in das Wasser. Zwei Corials machten augenblicklich Jagd auf dieselben und ergriffen sie auch. Es sind ausgezeichnet schöne Vögel, aber schon zu bekannt, um weiterer Beschreibung zu bedürfen. Die Indianer nannten sie Waracaba. Obschon die Wetterzeichen keineswegs günstig waren und uns nur zu deutlich verkündeten, dass die Regenzeit begonnen, so traten wir doch bei beständig bedecktem Himmel am 29sten Februar unsere Reise, den Essequibo aufwärts, an. Das schwarze Wasser des Essequibo war uns ein willkommener Anblick, und in vollen Zügen tranken wir aus seinen erfrischenden Fluthen. Ich bin fest überzeugt, dass sein Wasser viel gesunder ist als das des weissen Rupununi. Die Vegetation der Ufer war viel üppiger, seine Breite betrug über 350 Yards. Sein Lauf ist viel gerader, und sein Bett schlängelt sich bei Weitem nicht in so kurzen Windungen wie der Rupununi. Steigt man den Fluss aufwärts, so schlägt er anfänglich, beinah acht Meilen hindurch, einen rein östlichen Lauf ein. Nicht weit von der Vereinigung mit seinem Nebenfluss lag früher (nach der Aussage der Indianer) auf dem linken Ufer des Essequibo eine Station, um die Cariben zu verhindern, den Fluss hinabzusteigen und dort Sclaven zu machen oder damit zu handeln. Obgleich diese Station einige Zeit ihren Zweck erfüllte, so fanden die Cariben doch später Gelegenheit, diese zu umgehen und wählten dazu den Weg an der Bucht Primoss; der Stationscommandant wurde deshalb zurückgerufen und die Gebäude verfielen [1].

1 Ich erfuhr hier zum erstenmal, dass die Holländer ihre Station so weit nach Süden vorgeschoben hatten; mehre Indianer aber versi-

Der kleine Fluss Acaju ist der Abzugskanal einer grossen Bucht, die mit dem Strome parallel läuft. Sie soll von einem Crocodill des Orinoko bewohnt sein. Weiter aufwärts fanden wir den Essequibo vielfach durch Felsen unterbrochen, die dem Anschein nach in Schichten von Nord-West nach Süd-Ost sich lagerten. Früher befand sich hier eine Ansiedlung der Cariben, Musaro, die Bewohner aber waren, wie in vielen andern, meist gestorben und der Rest hatte sich dann zurückgezogen.

Von dem Felsen, welchen die Indianer Tumunae oder „Weisskopf“ nennen, wendet sich der Fluss, der von Süden kommt, plötzlich westlich und behält diese Richtung auch bis zu seiner Vereinigung mit dem Rupununi bei. Durchnässt von unablässigem Regen, schlugen wir an der Bucht Masaeta-yuru unser Nachtlager auf; da aber der Regen auch während des grössten Theils der Nacht anhielt, so gehörte dasselbe freilich nicht zu den angenehmsten. Auch am folgenden Morgen traten wir unsere Reise unter keinen bessern Auspicien an. Im Laufe des Tages fuhren wir an mehren verlassenen Ansiedlungen vorüber. Die weniger dichte Vegetation, und eine Anzahl Trompetenbäume (*Cecropia peltata*) verrieth gewöhnlich

cherten mich, dass sie sich noch deutlich erinnerten, wie ihre Väter davon erzählt, und führten als weitern Beweis an, dass Mahanarva's Bruder die Kanonen weggenommen, und sie nach seiner Ansiedlung, weiter gegen Süden hin, geführt habe. Wir kamen am folgenden Morgen neben jener Ansiedlung vorüber, und nach den Ueberbleibseln zu schliessen, musste ihr früherer Besitzer gleichfalls weiter in der Civilisation vorgeschritten gewesen sein, als es sein Stamm im Allgemeinen war. Er hatte einen Theil seines Lebens in der Kolonie zugebracht und sich dort die englische und Creolensprache zu eigen gemacht. Wie sein Neffe Jacobus, oder Irai-ï, versicherte, so war die eine Kanone noch zu sehen, die andere aber versunken.

die Stelle der frühern Ansiedlung. Die Menge solcher verlassenen Orte bekundete, wie zahlreich noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der Stamm der Cariben gewesen sein musste. In früherer Zeit führte ein Pfad von der Bucht Primoss nach dem Corentyn, und ein Indianer, Namens Dabarro, sagte uns, dass sein Grossvater hier gewohnt habe. Wir fanden auch an der bezeichneten Stelle einen Limonenbaum mit Früchten und eine Anzahl Cacao- und Mombinpflaumenbäume, die deutlich bewiesen, dass der frühere Besitzer, ungleich den Indianern im Allgemeinen, manchen nützlichen Baum gepflanzt und gross gezogen hatte.

Am nächsten Morgen erreichten wir die Insel Paumbo, wo Mahanarva, der, nach allen Nachrichten zu schliessen, einen starken Grad von Wanderlust gehabt haben muss, ebenfalls einige Zeit gelebt hatte.

Schon seit einiger Zeit hatte der Essequibo nur wenig Nebenflüsse aufgenommen, und wir waren daher nicht wenig erstaunt, auf seinem linken Ufer ihm einen bedeutenden Fluss von Süd-Westen her zuströmen zu sehen; es war der grösste, seitdem wir den Rupununi verlassen. Meine Indianer kannten ihn eben so wenig wie ich selbst, und ich nannte ihn daher Smyth'sfluss, zu Ehren des Generalmajor Sir James Carmichael Smyth, Gouverneur von britisch Guiana, der das regste Interesse an meiner Reise genommen und sie auf jede Weise zu befördern gesucht hatte. Nachmittags erreichten wir eine Stelle im Flussbett, wo dieses vom rechten Ufer durch eine Sandbank und vom linken durch vorspringende Felsen bis auf 80 Yards zusammengedrängt wird; etwas weiter oberhalb aber nimmt

es seine gewöhnliche Breite von 300 Yards wieder an. Die Ufer des Flusses zeigten noch immer dieselbe üppige Vegetation, wie am untern Essequibo, wodurch sie sich so auffallend von den öden Ufern des Rupununi unterscheiden.

Die Mora stand eben in voller Blüthe, und die zahllosen weissen Blumen bildeten im Verein mit den dunkelgrünen Blättern, das freundlichste Bild; der weitästige Oubondie oder wilde Cashewbaum wetteiferte an Höhe mit der Mora; zahllose Affen schwangen sich von Zweig zu Zweig und erstaunt über den ungewöhnlichen Besuch, begleiteten sie uns ganze Strecken weit. Unsere Cariben nannten sie Arieghi, oder Yahriae (*Pithecia leucocephala*). Das Männchen hat schlichtes, langes Haar, von glänzender Schwärze; der Kopf ist beinah rund, die Stirn und ein Theil des Gesichts und Nackens mit kurzem gelblichen Haar bedeckt, während ein Theil der Stirn, die Nase und der Mund wieder schwarz sind; der letztere ist mit einem dünnen Bart besetzt; die Hände sind schwarz, die Nägel klauenartig, den Daumen ausgenommen. Das Weibchen unterscheidet sich wesentlich der Farbe nach, und ihr Pelz gleicht dem eines europäischen Hasen; ihre Hände sind ebenfalls schwarz und mit einem kurzen gelblichen Haar bedeckt; ebenso das Gesicht von den Augen an bis zum Kinn, die Haare aber sind hier etwas länger wie auf der Stirn und den Backen; die Brust ist fast nackt und das Zungenbein sichtbar. Sie springen mit der grössten Behendigkeit von Baum zu Baum, wobei die Weibchen und wohl auch die Männchen ihr Junges auf dem Rücken tragen. Die Länge des Körpers beträgt etwa 16

Zoll, die des Schwanzes 16—16½, ihre Höhe 10½—11 Zoll. Im Allgemeinen gleichen sie dem Eichhörnchen.

Bei unserm weitern Vordringen bemerkten wir, dass sich der Boden nach und nach erhöhte, wobei die kleinern Stromschnellen immer häufiger wurden. Der Fluss machte hier eine neue plötzliche Krümmung gegen Nord-West, fast in einem rechten Winkel gegen seinen frühern Lauf; seine Biegung bildete ein weites Bassin. Eine Menge Felsen setzen sich seinem Laufe entgegen, und nach Süden hin bemerkten wir einen Berg von ungefähr 500 Fuss Höhe, der Süd 18° West lag. Einer Insel gegenüber erhoben sich eine Anzahl keilförmiger Felsen, die ganz eigenthümlich auf einander geschichtet waren und mit ihren Ecken gegen Ost-Nord-Ost gerichtet lagen. Der Fluss unterscheidet sich nach seinen Umgebungen nur wenig von dem untern Gebiete. Er ist ganz mit kleinen Inseln bedeckt, die aus einer wild durcheinander geworfenen Felsenmasse bestehen, zwischen denen sich einiges Erdreich angesammelt hat; die Felsguava, eine Species der Capparis und einige Gräser bilden gewöhnlich ihre Vegetation. Zwischen den Felsen, die dem Wasser des Stroms ausgesetzt waren, wuchs die kleinere Weya, *Lacis dichotoma;* und noch waren wir nicht lange in ihren Bereich eingefahren, als auch schon die Indianer den ersten Pacu schossen. Alles erinnerte uns an die untern Fälle, mit denen sich die gegenwärtigen sowohl an Höhe, als auch an Ausdehnung messen konnten. Die Landschaft, die uns umgab, war im höchsten Grad malerisch, und das ermunternde Geschrei der Indianer bei dem Hinüberziehen der Boote

gab diesen unbewohnten Gegenden ein ihnen sonst fremdes Leben.

Nachdem wir auf diese Fälle gestossen, schwanden auch nach und nach alle die Zweifel, die ich bisher noch über die Existenz des grössern Katarakts gehegt hatte. Einige Indianer, denen Mahanarva diese Nachrichten mitgetheilt, hatten mir schon früher gesagt, ich würde, ehe ich an den grossen Katarakt käme, erst eine ganze Reihe kleinerer zu übersteigen haben. Seit einigen Nächten bemerkte ich, dass mehre abgefallene Blätter mit einem phosphorartigen Lichte überzogen waren, und ihre Anzahl hatte sich während der letzten Nacht bedeutend vermehrt. Ich hatte dieses Phosphoresciren früher noch nie bemerkt und musste es einer cryptogamen Pflanze zuschreiben, die der unablässige Regen hervorgerufen haben mochte. Der Boden um unser Zelt herum war ganz erleuchtet, nicht allein Blätter, sondern auch kleine Zweige, die auf dem Boden lagen, zeigten dieses weissliche Licht. Dies war aber nicht das einzige wundervolle Erzeugniss des Regens; er hatte auch die Zungen des ganzen Froschgeschlechts in der Nachbarschaft gelöst, und nach den verschiedenartigen Melodien zu urtheilen, die sie hören liessen, musste die Anzahl ihrer Arten bedeutend sein. Einige blöckten wie die Kälber, andere zirpten wie junge Vögel, wieder andere schnatterten wie die Enten, und sogar die rauhe und tiefe Stimme des Menschen fehlte nicht unter ihnen; der bemerkenswertheste des sonderbaren Volkes war der „Ruderer", dessen quakende Stimme dem regelmässigen Schlage eines Ruders in einem so hohen Grade glich, dass sie einen meiner Freunde gänzlich täuschte, als er sie zum erstenmal

auf der Station am Essequibo hörte. Mehre Morgen erzählte er uns, er habe während der Nacht ein Boot vorüberfahren hören. Der Stationscommandant war erstaunt, dass weder er noch sein Wächter etwas davon gemerkt, und der letztere erhielt wegen seiner vernachlässigten Dienstpflicht einen strengen Verweis. Die grosse Anzahl der vorüber fahrenden Boote aber klärte bald den Irrthum auf, und es zeigte sich, dass es der „Ruderer" war, wie wir den Frosch seitdem nannten. Er lebt auf dem Lande und soll die Grösse der *Rana paradoxa* haben. Er hat lange gelbe Beine, einen braunen, schwarzgefleckten Körper; seine Wohnung ist gewöhnlich ein alter Baum, bis ihn die Nacht zum Herumstreifen und zur Ausübung seiner Sängerkunst einladet.

Als wir am nächsten Morgen rasch um eine Landzunge herumfuhren, sahen wir am gegenüber liegenden Ufer auf einer grossen Felsplatte einen Jaguar (*Felis onca*). Er sass wie ein Hund auf seinen Hinterfüssen und sah unserer Ankunft ganz ruhig entgegen, bis das vorderste Corial vielleicht noch 50 Fuss von ihm entfernt war; da erhob er sich langsam und kehrte ruhig in den Wald zurück. Es war der erste, den ich auf meiner Reise gesehen hatte. Die Stromschnellen wurden jetzt immer häufiger, und die angestrengte Arbeit ermüdete meine Leute ungemein. Berge von etwa 200 Fuss Höhe, an ihrer Basis mit Holz, oben mit Gras bewachsen, umgaben die Stromschnellen wie ein Amphitheater. Sie waren meist kegelförmig und zeigten an ihren Abhängen Granitwände, die sich oft 50 — 60 Fuss senkrecht erhoben. Zwei bemerkenswerthe Berge lagen in einiger Entfernung von dem rechten Fluss-

ufer, und waren vielleicht 500 Fuss hoch; kleinere Hügel erstreckten sich bis dicht an den Rand des Wassers. Als wir an ihnen vorbeifuhren, schallte uns aus den hohen Bäumen ein eigenthümlicher Schrei entgegen, der so schrillend war, dass er durch Mark und Bein drang; es war die Stimme eines Affen, den die Indianer Quatta nannten, und der zum Brüllaffen gehört.

Wir frühstückten heute auf einer fast ganz mit Curuva-palmen bedeckten Insel. Auch hier musste ich wieder die Schönheit dieses Baumes bewundern. Seinen Blättern, so wie dem allgemeinen Aeussern nach, gleicht er dem Cocusnussbaum, übertrifft ihn aber sowohl an Grösse, als auch durch seine mächtigen Schwingen, denn so kann man seine schön geformten Blätter füglich nennen. Einer dieser Bäume hatte Früchte, und ich zögerte keinen Augenblick, ihn niederhauen zu lassen, um diese zu bekommen. Sie sind nicht essbar; können aber vielleicht dazu dienen, den wissenschaftlichen Namen des Baumes festzustellen, wenn die Species überhaupt schon beschrieben sein sollte. Eben so entdeckte ich auch zwei oder drei Exemplare der Ubati der Wapisianas, ein Beweis, dass diese Palmart nicht bloss auf die höhern Gegenden beschränkt ist.

Am Abend des 4ten März lagerten wir nur noch eine Meile von dem grossen Katarakt entfernt. Dabarro, der einzige Indianer, nicht allein unter meinen Leuten, sondern auch in der ganzen Umgebung von Anai, der behauptete, ihn einmal in seiner Kindheit besucht zu haben, und an welchen wir daher tausend Fragen über die Entfernung und die Lage des Katarakts gerichtet hatten, war zuletzt

ganz verwirrt geworden, so dass er auch jetzt, wo es keinem Zweifel mehr unterlag, dass irgend ein grosser Wasserfall vor uns liegen müsse, nicht gewiss war, ob dies wirklich der Platz sei, welchen wir suchten. Kurz nachdem wir gelandet waren und unsere leichten Hütten aufgeschlagen hatten, brach ein fürchterlicher Gewittersturm los, wobei der Regen die ganze Nacht anhielt. Der Fluss verengte sich bedeutend, die Hügel traten von beiden Seiten mehr gegen einander heran, und die Einschnitte und Einbiegungen der einander gegenüberliegenden Ufer stimmten so miteinander, dass das Bett mehr ein Werk der Kunst zu sein schien. Das Wetter, als wenn es uns für die in den letzten Tagen zugefügten Leiden entschädigen wollte, klärte sich zum Theil auf; der Nebel, welcher noch rings an den Gipfeln der Berge hing, und einzelne Sonnenstrahlen, die durch die dunkeln Wolkenmassen ihren Weg fanden, warfen das mannigfaltigste Licht über die Landschaft hin, wodurch die Schönheit derselben nur noch erhöht wurde.

Als wir am Morgen des 5ten März noch eine Viertelstunde weiter gerudert waren, lag der grosse Katarakt des Essequibo vor uns. Eine Menge kegelförmiger Granitberge, von ungefähr 300 Fuss Höhe, mit üppigem Grün bedeckt, drängen den Fluss bis auf 50 Yards zusammen. Hier stürzt die ungeheure Wassermasse einen jähen Abhang von 14 Fuss hinab, schäumt dann gegen 20 Yards über ein rauhes Felsbett, und wälzt sich wieder 10 Fuss tief in das untere Flussbecken hinab — rings herum wuchert die Vegetation in der ganzen Ueppigkeit eines tropischen Clima's. — Granitmassen springen in den Fluss vor

und drängen ihn in seine engen Grenzen; die schäumenden Wogen im Hintergrund reissen Alles mit sich fort, was sich ihnen entgegenstellt. Es war dies die schönste und malerischeste Scene, die ich während meiner ganzen Reise gesehen hatte. Da alle Indianer darin übereinstimmten, dass noch kein Weisser vor uns diesen Fall erreicht hatte, und da ich ungeachtet meiner vielfältigen Fragen keinen Landesnamen für ihn erhalten konnte, so glaubte ich mich hinlänglich gerechtfertigt, wenn ich ihn zu Ehren Sr. Majestät, des Patron's der königl. geographischen Gesellschaft, König Wilhelm's Katarakt nannte. Demgemäss verrichteten wir, zum grossen Erstaunen und Vergnügen unserer Indianer, nach einander alle die hergebrachten Ceremonien.

Die Bergkette, durch welche sich hier der Essequibo mit Gewalt seinen Weg bahnt, scheint die östliche Fortsetzung des Tariponagebirges zu sein. Sie erhebt sich nicht über 500 Fuss.

Wir wagten uns mit dem Kanoe so nahe an den Fall heran, als es unsere Sicherheit nur irgend erlauben wollte, und erklimmten dann die Felsen am untern Falle, wobei wir einige Tausend Schwalben in die Flucht trieben (wahrscheinlich die *Hirundo melba*, sie hatte einen weissen Ring um den Nacken). Später kletterten wir mit mancher Gefahr die Felsen an der Seite des obern Falles hinauf, von wo wir gegen Süden sehen konnten. Der Fluss kam von Süd-West her, immer noch in sein enges Bett eingezwängt, und bildete eine ganze unabsehbare Reihe von Stromschnellen. Obgleich das Wasser erst einen Fuss über seinem niedrigsten Niveau stand, so ge-

lang es uns doch nicht, trotz aller Hülfsmittel, auch nur das kleinste Corial über den Fall hinwegzuziehen. Die vorspringenden Felsmassen, auf denen die Indianer hätten Fuss fassen können, waren auf keine Weise zu erreichen.

Hätten wir die Fahrt den Essequibo aufwärts fortsetzen wollen, so würden wir ein Lager am östlichen Ufer haben aufschlagen, einen Pfad über den Berg bahnen und auf diesem Gepäck u. s. w. zu dem obern Strome hinüberschaffen müssen; aber die Regenzeit machte unser weiteres Vordringen, selbst wenn unsere Gesundheit und Kräfte es erlaubt hätten, unmöglich. Ich musste mich daher mit den Nachrichten begnügen, die ich von den Indianern über den Lauf des Flusses einziehen konnte. Sie behaupteten, der Strom sei von seinen Quellen an bis dahin, wo sich seine Fluthen zu einem grossen See ausbreiteten, nur höchst unbedeutend; bald aber, nachdem er aus diesem See wieder herausgetreten, wachse er schnell an und behalte seine Breite auch bis zu dem Katarakte. Der Grossvater des Häuptlings Jacobus hatte nicht weit vom Ausflusse dieses See's gewohnt; und auch Mahanarva, der letzte Kazike der Indianer, sollte dort eine Zeit lang seine Residenz aufgeschlagen gehabt haben. Wunderbare Geschichten erzählte man mir von diesem See: er sei die Wohnung des bösen Geistes, der dort in der Gestalt einer Schlange hause, und was dergleichen mehr war. Nachdem wir Alles, was wir überhaupt unter unsern jetzigen Verhältnissen und in unserer Lage thun konnten, gethan, vergruben wir eine Flasche mit dem Datum unsres Besuches, und richteten unser Corial wieder stromabwärts.

Während der Nacht hielten wir eine Meile Nord 28° Ost von dem Falle, und eine befriedigende Meridianhöhe des Canopus gab mir 3° 14½′ nördl. Br. für die Lage des Katarakts. Die westliche Länge von Greenwich, abgeleitet von den Mondentfernungen zu Anai, war 57° 43′; denn ehe der Mond aufgegangen, fiel der Regen wieder in Strömen, was mich hinderte, die Länge hier zu beobachten.

Als wir am Morgen des 7ten März unser Lager verliessen, schien der Himmel seine Schleusen förmlich geöffnet zu haben, unablässig stürzte den ganzen Tag hindurch der Regen nieder. — Mit reissender Schnelligkeit fuhren wir den Essequibo hinab und hatten bald die untern Fälle erreicht, die sieben Meilen nördlich von dem grossen Katarakt entfernt liegen. Da unsere Indianer mir keinen Namen für sie angeben konnten, so wagte ich sie nach Sir Georg Murray zu benennen, der, als der Plan zu dieser Reise entworfen wurde, Präsident der geographischen Gesellschaft war. Einige Meilen weiter, und wir hielten wieder an dem Smyth's-Fluss.

Durch den anhaltenden Regen war der Strom beträchtlich gestiegen. Als wir ihn hinaufstiegen, hatten wir auf einer Bank, die bedeutend in den Fluss vorsprang und durch eine mit dem Ufer in Verbindung stehende Felsschicht gebildet wurde, gefrühstückt. Auch heute wollten wir diese wieder zu dem Zwecke benutzen, die Felsen aber waren unter dem Wasser verschwunden. Nach einer mässigen Abschätzung musste der Fluss innerhalb 72 Stunden wenigstens 9 Zoll gestiegen sein. Die vermehrte Strömung begann schon die Ufer zu unterwüh-

len. Etwa hundert Yards vor uns, sahen wir einen riesigen Baum wanken, und unmittelbar darauf stürzte er unter fürchterlichem Krachen in den Fluss. Sobald der Baum die Oberfläche des Wassers berührte, brachen alle kleinere Aeste in zahllose Stücke und wurden augenblicklich von der Strömung mit fortgeführt.

Um den Pfad aufzusuchen, welcher nach dem Demerara und Corentyn führen sollte, schlugen wir für die Nacht unser Lager in der Bucht Primoss auf. Alles war mit dichtem Gebüsch überwachsen und keine Spur von ihm zu entdecken. Nachdem wir mehre Stunden herumgewandert waren, standen wir plötzlich vor einem Morast voller Gebüsch und Stechpalmen, und unsere Führer mussten gestehen, dass sie irre gegangen. Da der Regen noch immer in Strömen herabfiel, so nahmen wir gern unsern Weg wieder nach dem Lagerplatz zurück.

Die Indianer wollten den Weg in ihrer Jugend oft gegangen sein, wo er durch die Stämme, die die Ufer beider Flüsse bewohnten, sehr belebt gewesen sei. Nach und nach hatte dieser Verkehr abgenommen und endlich ganz aufgehört, als unter den Cariben, die zwischen dem Rupununi und dem Katarakt des Essequibo wohnten, viele starben und die andern sich zurückzogen. Wir liessen den Pfad auf sich beruhen, denn das höchst ungünstige Wetter und die Kraftlosigkeit meiner Leute, die, wie wir selbst, geschwollene Füsse hatten, machten jede Fussreise misslich.

Von dem Veteran meiner Indianer, Dabaero, einem Cariben, erfuhr ich, dass es von der Bucht bis zum Tokutu ein Tagemarsch (ungefähr 15 Meilen) sei; an den

Ufern dieses Flusses hätten früher gewöhnlich die Reisegesellschaften ihr Nachtlager aufgeschlagen und wären dann am nächsten Morgen, nach einem dreistündigen Marsche, an dem Demerara angekommen, der da, wo ihn der Pfad durchkreuzte, nur wenige Yards breit sei. Der Demerara sollte nach seiner Angabe in einem Dickicht von Wallababüschen (*Panzera* und *Dimorpha*), ungefähr 12 Meilen südlich vom Uebergangspunkt, entspringen. Von hier aus hätten dann die Indianer den Corentyn gewöhnlich am dritten Tag erreicht[1].

Indem wir vorher nach dem Pfade gesucht hatten und dabei in den Wald eindrangen, hatten wir eine Menge Cacaobäume (*Theobroma cacao*) mit Früchten von jeder Grösse bedeckt gefunden. Sie erstreckten sich über eine Meile vom Fluss aus in den Wald hinein und hatten, obwohl von grössern Bäumen überschattet, doch eine Höhe von 30—40 Fuss; der üppige Wuchs und die zahllosen Früchte zeigten, dass der Baum ganz seinen Boden gefunden hatte. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass die Bäume ursprünglich von den Indianern gepflanzt worden waren; aber aus ihrer bedeutenden Anzahl und ihrer weiten Entfernung vom Ufer musste ich schliessen, dass die Früchte durch Thiere vertragen, und die Bäume so verbreitet worden waren. Hat die Frucht ihre Reife erlangt, dann fällt sie ab und wird eifrig von dem Peccari oder

1 Wie sich mir auf meiner spätern Reise den Berbice hinauf ergab, so waren die Angaben, die ich von Dabaero erhielt, falsch. Unter dem Demerara muss er ohne Zweifel den Berbice gemeint haben, und von dem Tokutu fand ich, als ich vom Berbice nach dem Essequibo ging, auch nicht die geringste Spur.

Buschschweine (*Dicoteles torquatus*) gesucht. Die grössere Anzahl der Waldbäume besteht in Crabholz (*Aublet's Carapa guianensis*), dessen Früchte den Boden förmlich bedecken. Die Indianer pressen ein Oel aus der Nuss, das ungemein rein brennt, aber meistentheils zum Salben der Haare verbraucht wird. Die indianischen Frauen, so berühmt wegen der Schönheit und des besondern Glanzes ihres Haares, machen beständig Gebrauch davon. Treten sie eine Reise an, so befindet sich sicherlich eine mit Craböl gefüllte Kürbisflasche unter dem Gepäck.

In der Kolonie hat man ein Mittel entdeckt, demselben seinen eigenthümlichen Geruch zu nehmen, und es befindet sich seitdem auf der Toilette mancher schönen Kreolin oder Europäerin. Auf unserm Wege durch das Gehölz fanden wir einen höchst merkwürdigen Baum, den die Cariben Mussara (*Aspidospermum excelsum*) nannten; nicht nur sein unterer Stamm hat wie die Mora und der Seidenbaumwollenbaum Auswüchse, sondern der ganze Baum (5—6 Fuss im Durchmesser und vielleicht 50—60 Fuss hoch, bevor er sich in Zweige theilt) war von oben bis unten ausgekehlt und hatte ganz das Ansehn, als wäre er aus den Stämmen sehr vieler schwacher und schlanker Bäume zusammengesetzt. Eine Passionsblume, die sich um ihn herumschlang, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ihr holziger Stamm war unten zweimal so dick als ein Mannsarm, und ihre schönen Blüthen, auswendig scharlachroth und inwendig blau, traten in Büscheln hervor und wuchsen nur wenige Fuss über dem Boden aus dem Stamme heraus. Zwanzig Fuss von der Wurzel fanden sich die ersten Blätter, und da ich wegen meiner ge-

schwollenen Füsse nicht im Stande war, den Baum zu erklimmen, so konnte ich sie auch nicht näher untersuchen. Sie waren indessen oval, schienen rauh zu sein und glichen am meisten denen der *passiflora quadrangularis*. Eben so fand ich auch das Grünherz, eins der schönsten Zimmerhölzer; das kostbare Buchstabenholz, das die Indianer Burracurra nennen, und die Hucuya oder das Eisenholz.

Bald trafen wir wieder in unserm Lager an der Mündung des Rupununi ein und fanden Alles in bester Ordnung vor, luden unser Gepäck ein und verliessen den Rupununi am 9ten März, um nach der Küste abzureisen. Wenige Stunden nachher begegneten wir einer grossen Schar Accawais in sieben Corials und Borkkähnen. Da ihr Cassadavorrath in der Heimath erschöpft war, so hatten sie die Absicht, den Macusis auf dem Pacaraimagebirge einen längern Besuch abzustatten und dort so lange zu bleiben, bis ihr Cassadafeld zur Ernte reif sei. Sie hatten ihre Boote mit Zuckerrohr, Fischen und Wildpret beladen, aber weder einen Bissen Brod, noch eine Yamswurzel, oder eine süsse Patate. Da wir an ersterem Ueberfluss hatten, es uns dagegen an Fischen und Wild mangelte, so handelten wir um letzteres und gaben ihnen Brod, Messer und Angelhaken.

Wir besuchten die verlassene Caribenniederlassung Murre-murre-pati, berühmt auf der grossen Strasse des Essequibo wegen der Menge Zuckerrohr, das dort, man möchte sagen, wild wächst. Die Ansiedlung gehörte früher unserm Freunde Jacobus. Er blieb aber, wie er uns sagte, nur einige Jahre dort, da er so unglücklich war,

mehre seiner Leute durch Krankheit zu verlieren; und obgleich er gegen die übrigen Indianer einen bedeutenden Schritt in der Civilisation gethan hatte, so konnte er sich doch noch nicht von dem Aberglauben seines Stammes losreissen, der ihm von Kindesbeinen an eingeprägt war, und verliess die neue Ansiedlung, als sie ihm eben Vortheil zu bringen versprach. Das Zuckerrohr war ohne alle Pflege aufgewachsen, und obgleich mehre Jahre vergangen waren, fanden wir es doch von gleicher Grösse mit dem in der Kolonie und ausgezeichnet süss. Die noch übrigen leeren Räume in den Corials waren schnell damit ausgefüllt. Die Accawais, denen wir am vorigen Morgen begegnet waren, hatten hier mehre Tage sich aufgehalten. Ein neu aufgeworfenes Grab unter einem Schutzdache sagte uns, dass sie einen ihrer Freunde an diesem Orte zurückgelassen.

Viele der indianischen Stämme, vorzüglich die Cariben, Macusis und Accawais, pflegen ihre Todten entweder in der Hütte zu begraben, in der sie lebten, oder, sollte einen ihrer Stammverwandten der Tod auf einer Reise übereilen, ein mit Palmenblättern bedecktes Schutzdach über den Grabhügel zu errichten, um das böse Wetter zu verhindern, den Körper, welcher unter ihm ruhet, zu belästigen.

Jetzt hatten wir die Achramucra, jene Granitpfeiler, auf die wir bei unserer Reise den Fluss aufwärts mit Bewunderung und Ehrfurcht blickten, erreicht. Da wir schon früher geäussert, dass wir Murre-murre-pati besuchen wollten, so hatte unser Häuptling in der Absicht, den gewöhnlichen Kanal auf einem der Nebenarme zu gewin-

nen, die von den Inseln gebildet wurden, einen andern Weg gewählt. Leider fanden wir aber, dass einer jener Riesen des Waldes, eine Mora, eben erst über diesen Nebenarm gefallen war und jeden weitern Fortschritt in dieser Richtung unmöglich machte. Es würde uns einen halben Tag gekostet haben, wenn wir auf dem Wege, welchen wir gekommen, hätten zurückkehren wollen, um den schiffbaren Kanal zu erreichen; unser Führer entschloss sich daher, sich einen Weg durch ihm unbekannte Kanäle zu bahnen — ein Unternehmen, das nicht allein die grösste Arbeit nach sich zog, sondern auch allen unsern Corials mit dem Untergange drohte: denn wir mussten uns über vier Meilen hindurch zwischen zahllosen Felsendämmen und Blöcken, durch Inseln von jeder Gestalt und Form, die den Fluss in zahllose Stromschnellen zertheilten, winden. Viele der Felsen waren mit Lichen, Parasiten und einem groben Gras bedeckt; einige von ihnen zeigten sogar Büsche oder einen Balsambaum (*Clusia spec.?*), der dicht mit seinen schönen wachsähnlichen Blüthen bedeckt war. Am 11ten März kamen wir an dem Katarakt von Uropocari an. Hier mussten wir unsere Boote abermals ausladen und das Gepäck über die kleine Insel tragen, auf welcher wir den merkwürdigen Felsen beobachteten, der so ganz einem gothischen Thurme glich, und den ich schon früher angeführt habe. Alle Boote erreichten glücklich den Fuss der Fälle, aber es gab Augenblicke tiefer Herzensangst, wenn wir von unserm Standpunkte am Ufer aus, die Boote von der obern Strömung fortgerissen, sich durch die gekrümmten Stromschnellen hinwinden und nur eben die Gefahren vermeiden sahen, die ihnen spitze Fel-

sen von beiden Seiten drohten, ehe sie den Fuss der Fälle erreichten.

Am östlichen Ufer erhoben sich einige Berge, die ihren Namen von einem Flüsschen erhielten, das an ihrem Fusse hinströmt und so schwarz ist, dass es die Indianer Siroppabach nannten, weil sein Wasser dem Syrup des Zuckers an Farbe, wenn auch nicht an Süssigkeit gleicht. Der Indianer ist nie über einen passenden Namen in Verlegenheit. Wahrscheinlich wurden sie mit dem Flüsschen erst bekannt, als die ersten Ansiedler schon angekommen waren und das Zuckerrohr gebaut hatten. Sie sahen den Syrup, und indem sie bemerkten, dass die trägen Wasser des Baches dieselbe Farbe hatten, hängten sie einen Vocal an das fremde Wort und indianisirten es.

Sie waren daher auch nie über die Benennung von Geräthschaften in Verlegenheit, die sie zuvor noch nicht gesehen hatten; augenblicklich erhielten diese einen indianischen Namen: die Bratpfanne, ein nützliches Hausgeräth, in dem wir unsere Kuchen aus Purumoh oder Cassadamehl buken, erinnerte sie seiner Gestalt nach an den Stachelrochen und hiess von da Sipari.

Die widersprechenden Nachrichten, welche ich über den Fluss Burre-Burre, einen Nebenfluss des Siparuni, erhalten hatte, veranlassten mich, den letztern bis zur Mündung des Burre-Burre hinaufzufahren. Das Wetter wurde täglich schlechter, der Thermometer stand gewöhnlich gegen Sonnenaufgang auf 72° Fahrenh. und erreichte während des wärmsten Theils des Tages selten mehr als 80°, wobei der Regen fortwährend in Strömen herabstürzte. Nass bis auf die Haut, konnten wir nicht einmal

unsere Kleider trocknen, so dass wir gewöhnlich der Nacht mit einem gewissen Schauder entgegensahen. Unsere Decken hatten verschiedene Löcher und hielten daher den Regen nicht mehr ab; die Hütten, welche unsere Indianer bauten und mit Palmenblättern bedeckten, widerstanden wohl einem mässigen Regenschauer, aber keinem tropischen Regenstrom; und trotz der Feuer, die wir unter unsern Hängematten anzündeten, konnten wir uns doch nicht warm erhalten und brachten häufig den grössten Theil der Nacht mit Auf- und Abgehen zu. Der Fluss schwoll täglich mehr, und um die Zeit, wo wir den Siparuni erreichten, stieg er jeden Tag 8 — 9 Zoll. Wegen des hohen Wasserstandes fingen auch unsere Indianer keine Fische mehr, und da zugleich der Regen jeden Jagdausflug unmöglich machte, so lebten wir von den Fällen zu Rappu an bis zu unserer Ankunft unter den Farbigen am Essequibo allein von Cassadabrod.

Den grössten Theil der Mannschaft liessen wir an der Mündung des Siparuni zurück, und da der Tag noch nicht weit vorgerückt war, nahmen wir eins der kleinern Corials und brachen nach dem Burre-Burre auf, den wir noch heute zu erreichen hofften. Die Wasser des Siparuni haben eine röthliche Farbe; seine Ufer sind mit hohen Bäumen umsäumt, unter denen ich vorzüglich die Wallaba (*Dimorpha spec.?*) in grosser Anzahl bemerkte. Der Boden scheint noch fruchtbarer zu sein, als der am Essequibo. Derselbe Granitwall, welcher den Essequibo bei Uropocari durchkreuzt, versperrt auf gleiche Weise den Siparuni wenige Meilen von seiner Mündung. Da wir die Stromschnellen nicht mit dem Kanoe überschreiten

konnten, mussten wir uns einen Kanal durch das Gebüsch hauen, welches den Fluss, der zum Ueberfliessen voll war, überhing. Nach einer Stunde Arbeit (wobei der Regen in ungeheurer Menge herabfiel), erreichten wir den Scheitel des Falles.

Die Stille, die hier herrschte, war fast drückend. Der Fluss, welcher an seiner Mündung nur 150 Yards breit war, hatte sich hier noch viel mehr verengt; das dichte Laubwerk der Bäume und Gebüsche, die das Ufer besäumten, und eine vorübergehende Stille nach dem heftigsten Regenguss, Alles vereinigte sich, um uns glauben zu machen, die Natur sei in tiefen Schlaf versunken. Die Schläge des Spechtes, die gleich dem schweren Falle einer Axt durch den Wald dröhnten, waren uns herzlich willkommen, denn sie gaben mir und meinem Reisegefährten neuen Stoff zur Unterhaltung. Es ist in der That zum Erstaunen, welch einen lauten Ton die grösste Art dieser Spechte (*Picus multicolor*) hervorbringen kann, und man sollte es für unmöglich halten, dass dieser Ton von einem Vogel herrühre. Der Vogel selbst hat ein herrliches Gefieder, und die dunkle Farbe seines Körpers contrastirt auf das Lebhafteste mit dem Orange des Kopfes und Nackens. Am nächsten Morgen erreichten wir die Mündung des Burre-Burre. Die beiden Flüsse sind hier von gleicher Breite und ähnlicher Färbung; der Siparuni kommt von Westen, der Burre-Burre von Süd-Süd-Westen. Ihre Breite beträgt ungefähr 70 Yards. Unmittelbar oberhalb ihrer Vereinigung treten beide aus einer Bergkette hervor, und nach den Nachrichten, die ich zu Anai und Pirara einzog, haben sie ihre Quellen an dem westlichen Winkel

des Pacaraimagebirges. Wir verfolgten den Burre-Burre eine Strecke aufwärts; da uns aber bald wieder Stromschnellen entgegentraten, die zu ersteigen wir gerade keine Lust verspürten, so wandten wir die Spitze unsers Kanoes um und kehrten nach unserm Lager zurück.

Erstaunen muss der Scharfsinn erregen, mit welchem der Indianer die Guana (*Iguana delicatissima*), und sollte sie auch ganz unter dem dicken Laubwerk der Büsche verborgen liegen, zu entdecken weiss. Während uns die Strömung des Flusses oft mit der grössten Schnelligkeit hinabriss, spürten doch unsere Cariben die arme Guana aus, die entweder von den Blättern ihres Lieblingsbaumes, einer Mimose, frass, oder auf Insecten lauerte. Hätte unsere Mannschaft eine Goldmine entdeckt, sie würde keine grössere Freude haben zeigen können, als es jedesmal der Fall war, wenn sie ein solches harmloses Thier erspäht. Die Bogensehnen wurden schnell befestigt, und der Pfeil, gut gerichtet, verfehlte selten sein Ziel; leider aber geschah es oft, dass das Thier sammt dem Pfeil in das Wasser stürzte und versank, bevor der Indianer Zeit hatte, über Bord zu springen, und mit der getäuschten Hoffnung auf einen delicaten Bissen ging nebenbei auch noch der Pfeil verloren. Diese Guanajagd kostete viel Zeit, und ich hatte strenge Befehle gegeben, dass ausser dem Jagdboote keins anhalten sollte, um auf die Guana zu schiessen; unser Mangel an Nahrungsmitteln zwang mich aber bald, meine frühern Befehle zurückzunehmen; leider war es jetzt zu spät. Die Guanas schienen mit den Fischen im Bunde zu sein: alle unsere Versuche, uns die einen oder andern zu verschaffen, waren vergeblich.

Am folgenden Abend zogen einige Gegenstände, die sich in ziemlicher Entfernung vor uns auf dem sandigen Ufer hin und her bewegten, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Jedermann in unserm Boote war der Ansicht, es müssten Menschen sein, und da sie weiss gekleidet waren, so schlossen wir, es wären Farbige vom Essequibo, die einen Fischzug unternommen.

Die Accawais, die, wie der Leser sich erinnern wird, uns nicht weit von der Mündung des Rupununi begegnet waren, hatten uns von einer epidemischen Krankheit erzählt, welche in der Kolonie ausgebrochen sei und bedeutende Verheerung unter den Weissen, Farbigen und Indianern angerichtet haben sollte; wir waren daher doppelt begierig nach Nachrichten von dort her. Unsere Bootsmannschaft schien unsere Gefühle zu verstehen, und die Ruderschläge rauschten mit verdoppelter Schnelligkeit durch die Fluthen. Wir naheten uns dem Ufer; aber wer beschreibt unsere Gefühle, als wir statt menschlicher Wesen drei Jabirus (*Mycteria americana*) fanden, die ruhig auf und nieder wanderten. Die Täuschung war zu hart, um belacht zu werden. Ausser den Nachrichten, die wir so sehr gewünscht, hatten wir auch noch gehofft, von den Neuangekommenen einige Nahrungsmittel zu erhalten. Die Jabirus mochten wohl unsere halbverhungerten Gesichter und unsere böswilligen Absichten auf ihr Leben merken; denn bevor wir auf Flintenschussweite herankommen konnten, schwangen sie sich auf und flogen davon, und so kam zu der frühern auch noch eine zweite Täuschung. Dieser grosse Vogel gleicht in vieler Hinsicht unserm Storche und ist oft 6 Fuss hoch, nur dass sein

Schnabel aufwärts gekrümmt ist. In der Nähe des Pacaraimagebirges sahen wir ihn oft in ganzen Scharen, und an den sandigen Ufern des Rupununi und Essequibo trafen wir sie gewöhnlich zu Dreien und Vieren beisammen. Ihr abgemessener Schritt und die aufrechte Haltung hatte meinem militärischen Begleiter schon früher viel Vergnügen gemacht, da sie ihn lebhaft an die Wachparade erinnerten; er konnte es daher auch nie unterlassen, diesen gefiederten Rekruten, wenn wir an den flachen Ufern hinfuhren, die Commandoworte zuzurufen, so dass sie späterhin unter uns nur seine Rekruten genannt wurden.

Am nächsten Tage begegneten wir zwei Borkkähnen[1] mit Macusis, die von einem Besuche am Berbice zurückkamen. Sie hatten den Demerara den Tag vorher verlassen und die Nacht unterwegs zugebracht, woraus ich schloss, dass jener Fluss ungefähr 20 Meilen vom Essequibo entfernt sein müsse. Der Pfad stösst dem Comutigebirge gegenüber auf den Essequibo. Hier hatten sie auch auf ihrer Hinreise die Kähne verborgen gehalten, waren dann nach einer der indianischen Ansiedlungen am Demerara gegangen und hatten den Berbice am dritten oder vierten Tage nach ihrer Abreise vom Essequibo erreicht.

Am nächsten Tage fuhren wir an dem Twasinkigebirge vorüber und vermieden auf einem Seitenkanal den grossen Katarakt Yucurit oder Cumacka-toto, auf dem wir unsere Briefe, Zeitungen und Lebensmittel verloren hatten.

1 Borkkahn (Woodskin) ist die buchstäbliche Uebersetzung des indianischen Namens eines kleinen ganz aus Baumrinde verfertigten Kanoes.

Um den gefährlichen Wasserfall, den die Cariben Apu-coyahan nennen, zu umgehen, schlug Jacobus einen der Nebenwege ein, die von den zahlreichen Inseln gebildet werden. Bald aber bemerkten wir, dass ihn unser Führer nicht gekannt hatte; da jedoch nach der starken Strömung zu schliessen, der Kanal einen Ausweg haben musste, so setzten wir unsern Weg fort. Bald lagen einige Stromschnellen vor uns, und da das Wasser kein gefährliches Aeussere darbot, so lenkten wir das Corial in den Strudel hinein, das nun mit Blitzesschnelle gegen den Sturz hingerissen wurde, der, wie wir jetzt zu spät entdeckten, zum wenigsten sechs Fuss senkrecht hinabstürzte. Rückkehr war unmöglich, nichts konnte das Boot mehr zurückhalten, und der nächste Augenblick musste über unser Schicksal entscheiden; das Schweigen des Grabes herrschte in unserm Boote; die wenigen Befehle, die in solchen Fällen nöthig waren, hatte Jacobus mit fester Stimme gegeben, und von dem Steuermann über uns hing Leben oder Tod ab. Jetzt hatten wir den Scheitel erreicht, und mit doppelter Gewalt vorwärts gerissen, senkte sich das Boot zum Fall, sprang über den leeren Raum hinweg, begrub sein Vordertheil in die Brandung am Fusse und sich wieder über die schäumenden Strudel erhebend, gehorchte es der festen Hand des Steuermanns; ein gleichzeitiger Freudenschrei löste sich aus der Brust Aller, die im Kahne waren. Das zweite Boot hielt es nicht gerathen, dem Anführer zu folgen, und so wurden wir einen Tag von einander getrennt.

Unter den Indianern, die uns bei unserer Abreise von Curassawak um die Erlaubniss baten, in unserer Ge-

sellschaft reisen zu dürfen, war auch James, der Häuptling der Macusiansiedlung von Waraputa. Mangel an Lebensmitteln und noch mehr die gefürchtete Rache eines Stammes der Accawais, den er beleidigt hatte, bewogen ihn, einen Abstecher nach dem Macusilande zu unternehmen, wie man die Gegend um das Pacaraimagebirge gewöhnlich nennt. Er kehrte jetzt mit seinem Weibe und seinen Anhängern in einem grossen Kanoe und einem Corial zurück. Während wir den Essequibo und Siparuni hinauffuhren, war er langsam vorausgefahren, und bei unserer Ankunft an der ersten Niederlassung oberhalb Waraputa, trafen wir ihn wieder, wo er denTag vorher angekommen war. Der Regen verhinderte Nachmittags unser Weiterfahren und wir waren erfreut, einen Grund zum Anhalten zu haben, um so mehr, als die indianischen Hütten uns Schutz gegen den peitschenden Regen und ein paar Stunden gesunden Schlafs versprachen. Wie der letztere möglich war, bleibt mir heute noch ein Räthsel. Die vereinigte Mannschaft des Macusi-James und unserer Corials betrug 50 Menschen: ein zahlreiches Heer zänkischer Hunde und kreischender Papageien, dann der Knüttel des wüthenden Indianers, der seine Schläge mitleidslos unter die armen Bestien austheilte, welche heulend davon flohen und Schutz in dem anstossenden Walde suchten: dies waren die Umgebungen, unter denen wir geschlafen.

Am nächsten Morgen trennten wir uns von Macusi-James, der nach seiner Ansiedlung zu Waraputa zurückkehren wollte.

Die Stromschnellen gleiches Namens lagen glücklich hinter uns, und wir schickten die übrigen Kanoes voran,

und mein Begleiter und ich gingen zum Fuss des grossen Falles, den wir auf einem Seitenkanal vermieden hatten. Dieser Katarakt ist nicht nur wegen seiner Grossartigkeit, sondern auch wegen einer Anzahl von Figuren berühmt, die die Indianer in die Felsen eingehauen, welche eine kleine Insel an seinem Fusse bilden. Solche Felsen mit Inschriften sind ungemein zahlreich. Die Figuren, welche ich hier fand, glichen jenen, die ich auf St. John's, einer der Jungfrauinseln, gesehen hatte, und welche ohne Zweifel ein Werk der Cariben sind, die früher die Insel bewohnten. Vergebens suchten wir nach den Inschriften, die nach Humboldt, Hortsmann an den Ufern des Rupununi gefunden haben sollte, und ich war daher um so froher, die eben erwähnten entdeckt zu haben. Gern hätte ich ein Stück des Felsens, der die Inschriften trug, mit mir genommen; leider aber war ich so vom Fieber erschöpft, dass die Schläge meiner grossen Axt den harten Felsen nicht spalten konnten, und weder Drohungen noch Versprechungen konnten einen meiner Indianer bewegen, auch nur einen Schlag gegen diese Monumente der Civilisation und Ueberlegenheit ihrer Altvordern zu führen. Sie schreiben sie dem grossen Geist zu, und ihre Existenz war allen Indianern, mit denen ich zusammentraf, bekannt. Meine Verwegenheit rief die grösste Seelenangst unter der armen Mannschaft hervor. Hier in der Wohnung der Geister selbst, erwarteten sie jeden Augenblick Feuer vom Himmel herabfallen zu sehen, um unsere Tollkühnheit zu bestrafen. Da es mir nicht gelang, einen der Felsen zu spalten, so musste ich mich mit einer genauen Zeichnung der merkwürdigsten unter ihnen begnügen.

Als wir zufällig unsere Blicke rückwärts wandten, sahen wir zu unserm Erstaunen, dass uns Macusi-James folgte, was uns um so mehr auffallen musste, als er ausdrücklich geäussert, er würde sich nicht direkt nach der Stadt begeben; das Räthsel löste sich bald auf. Bei seiner Ankunft in der Ansiedlung hatte ihm ein altes Indianerweib, das er auf dem Platze zurückgelassen, erzählt: während seiner Abwesenheit sei eine starke Abtheilung Accawais zu Waraputa gewesen, um ihn zu suchen, und da sie ihn nicht getroffen, hätten sie sich weiter nach dem Demerara hin begeben, um Rache an dem Häuptling Simon zu nehmen, welcher vor einigen Jahren mit seinem Gefolge eine ihrer Abtheilungen, die sich friedlich am Essequibo gelagert hatte, überfiel und sieben Mann aus derselben erschlug. Macusi-James fürchtete daher, sie würden zurückkehren und hielt es für rathsamer, seine Abreise zu beschleunigen.

So lange wir noch in der Nähe der Pfade waren, die nach dem Demerara führten, hielt er sich dicht hinter uns, und erst als wir mitten unter den ersten Stromschnellen waren, liess er in seiner Anstrengung nach und blieb etwas zurück.

Der Potaro oder schwarze Fluss gibt dem Essequibo seine dunkle Farbe wieder, welcher so seine Färbung viermal wechselt. Bei dem Wilhelmskatarakt ist sein Wasser dunkelbraun, das sich aber erhellt, sobald er den weissen Rupununi aufgenommen; weiter nördlich wird er durch die rothen Wasser des Siparuni abermals gefärbt, und noch weiter nach Norden gibt ihm der Potaro seine frühere Farbe zurück, die er auch nun bis zu seiner Vereini-

gung mit dem Mazaruni und Cuyuni beibehält, worauf er wieder die Farbe annimmt, die er nördlich vom Rupununi hatte. Die Abwechselungen in der Färbung sind auffallend.

Wir hatten uns mit der Hoffnung geschmeichelt, dass unterhalb der Arissaroberge das Wetter günstiger sein würde, da es allgemein bekannt ist, dass die Berge, vorzüglich aber solche, die mit Wald bewachsen sind, die mit Regen beladenen Wolken anziehen; leider fanden wir uns aber getäuscht. Die Menge des Regens, die täglich fiel, war bedeutender, als ich mich je zu dieser Zeit erinnern konnte, und wir sahen uns genöthigt, schon gegen Mittag ein Lager am Fusse des Arissaro aufzuschlagen. Der Regen fiel in Strömen, und um uns nur etwas zu erwärmen, machten wir mehre Feuer unter und in der Umgebung unserer Hängematten an. Der Thermometer stand am Nachmittag um 3 Uhr auf 72°, und sprachen wir mit einander, so konnten wir deutlich unsern Athem sehen. Ein grausiger Krach weckte mich aus meinem ersten Schlaf, das Gekreisch vieler Stimmen und der Schrei eines Kindes schreckte mich auf. Ein Baum war mitten in unser Lager gestürzt. Glücklicherweise hatten nur die äussersten Aeste die Hütte getroffen; der Schlag war aber dennoch stark genug, um sie niederzuschmettern. Hätte sich der Baum ein Yard weiter seitwärts gewandt, so würden die Bewohner schwerlich der Vernichtung entgangen sein.

Am nächsten Morgen kamen wir an der Mündung des kleinen Flusses Mucu-Mucu vorüber, der eine der besuchtesten Durchfahrten zwischen dem Essequibo und Demerara bildet. Folgt der Indianer auf seinem Wege

zur Stadt dem Laufe des Essequibo, so ist er genöthigt, an der Meeresküste hin zu fahren, und obgleich er ohne Furcht die Wasserfälle und Stromschnellen passirt, die viel gefährlicher sind als die Brandung der See längs der Küste, so erweckt in ihm das Ungewohnte einer Seefahrt doch solche Furcht, dass er es vorzieht, sein Kanoe am Ufer des Essequibo zu lassen und zu Fusse zum Demerara hinüber zu gehen. Da der Mucu-Mucu von Süd-Osten herkommt, so wird er bald verlassen, und der Pfad führt dann durch dichten Wald und theilt sich etwa 10—12 Meilen vom Mucu-Mucu in drei Arme, von denen der südlichste nach Pai-awatanni, der zweite nach der Station Seba und der dritte zu einer Ansiedlung noch weiter nördlich führt. Man legt die Reise gewöhnlich in anderthalb Tagen zurück, und da der Boden hier ganz eben ist, so kann dieser Uebergangspunkt später reiche Vortheile gewähren. Wenige Meilen weiter südlich vom Mucu-Mucu strömt der kleine Fluss Cortuaharo, von wo ebenfalls ein Pfad nach dem Demerara führt.

Die Entfernung zwischen den beiden Flüssen beträgt kaum mehr als 18—20 Meilen, und ein Verbindungskanal kann ohne viele Schwierigkeiten gezogen werden.

Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, war das Wetter immer noch feucht, und Nachmittags bemerkten wir bloss unser grosses Corial hinter uns, was uns weiter nicht beunruhigte, da die Mannschaft des dritten Bootes einen andern Kanal gewählt, oder ihr Eifer, es uns im Rudern gleich zu thun, nachgelassen haben konnte. Zum erstenmal seit unserer Reise brachten wir eine Nacht von einander getrennt zu. Die Hütten schlugen wir am Fusse

des Katarakts von Itaballi auf, den wir viel leichter überfahren waren, als ich nur irgend erwartet hatte. Da die Signale, die wir am Abend und Morgen mit unsern Gewehren gegeben, unbeantwortet blieben, so schlossen wir, dass die Boote schon voraus wären. Der Fall von Taminett oder Arisaro lag vor uns; wir hatten bei der Hinauffahrt dort keine Schwierigkeiten gefunden; wie gross war daher unser Erstaunen, als der Fluss, so weit nur unser Auge reichte, eine einzige schäumende Wassermasse bildete; Strom kämpfte mit Strom, überall schäumende Wirbel und Strudel! Unser Steuermann, übermüthig durch das Glück, mit welchem er das Corial bisher geleitet, wurde tollkühn, und ehe wir bemerken konnten, was er im Schilde führte, waren wir bereits mitten in der Stromschnelle, und die Wellen schlugen, gleichsam wüthend über unsere Tollkühnheit, gewaltsam gegen das Boot, und im nächsten Augenblick erhob sich eine derselben, die den andern vorausgeeilt war, zu einer beträchtlichen Höhe, kräuselte ihr Haupt und gegen den Bug anprallend, füllte sie das Boot, und wenig fehlte, so wäre es gesunken. Jacobus wurde hart über seine Tollkühnheit getadelt, nicht allein von denen, deren Leben er in Gefahr gebracht, sondern auch von den Farbigen am Essequibo, welche es für Scherz hielten, als wir ihnen erzählten, dass wir den Taminett hinabgefahren wären. Am Morgen des 18ten März passirten wir die letzte Stromschnelle und näherten uns nun den Wohnungen der Civilisation.

Mit welchem Dank war mein Herz gegen den Allmächtigen erfüllt, der uns so wunderbar durch die mannigfachsten Gefahren geführt und „uns geleitet auf dem

rechten Weg, um zu kommen zur Stadt der Wohnungen.“ Bei der Besitzung des Herrn Bradford landeten wir. Sein Haus liegt auf einer vorspringenden Landzunge, von wo aus man die herrlichste Aussicht über die zahllosen Inseln und Felsen, welche in dem Fluss zerstreut herum liegen, geniesst. Fährt man den Fluss aufwärts, so sind diese Felsen zugleich die ersten Anzeichen, dass man sich den Stromschnellen nahet. Oft wandte ich mich rückwärts und liess mein Auge den Fluss aufwärts streifen, aber den Gegenstand, den ich suchte, fand ich nicht, und wir mussten ohne die vermissten Boote zu entdecken, nach Hipaia abfahren, wo wir bei unserer Hinauffahrt eine Nacht in dem noch nicht beendeten Gebethause zugebracht hatten. Die Bewohner der Ansiedlung sind theils Farbige, theils Indianer; die Kinder derselben werden sowohl in dem Christenthum als auch im Lesen unterrichtet.

Einer der Missionare von Bartika-Point hält hier zwei oder drei Mal im Monate Gottesdienst. Das Bethaus, wozu man eine zierlich ausgebaute Hütte geweihet hat, die aus Pfosten des benachbarten Waldes errichtet und mit den Blättern der Truly und andrer Palmen gedeckt ist, gewährte uns auch jetzt Schutz und liess uns Ruhe für die Nacht hoffen. Die Freude, wieder einmal ungestört durch Regen und Sturm des Schlafes geniessen zu können, war gross.

Da wir gern hier die vermissten Boote erwarten wollten, und das böse Wetter unsere Weiterreise zugleich verhinderte, so hielten wir schon um 11 Uhr an, und gewannen dadurch Zeit, endlich einmal unsere Hängematten und Kleider an grossen Feuern trocknen zu können, die

die Freundlichkeit der Einwohner für uns angezündet hatte. Weniger glücklich waren wir in dem Bemühen, uns Lebensmittel zu verschaffen; denn wie es schien, so litt die Ansiedlung selbst Mangel daran. Der anhaltende Regen verhinderte die Männer am Fischen und Jagen, und obschon mehre noch Cassadawurzel auf dem Felde hatten, so konnten sie diese doch nicht nach ihren Hütten schaffen, da der Weg zum Felde überschwemmt war.

Wir hatten uns bei unsern Cassadamahlzeiten mit der Hoffnung getröstet, dass es bald in unserer Gewalt stehen würde, unser Mahl nach Belieben zu wählen, und erfreuten unsern Gaumen schon in Gedanken mit einer reichen Auswahl von Leckerbissen. Eitle Hoffnung! Nicht einmal das Nothwendigste war zu bekommen, und ein paar Stücke frisches Cassadabrod für unsern alten harten Vorrath war die einzige Abwechselung an unserm Frühstückstisch; am Nachmittag schickte uns ein mitleidiges Herz ein Stück Wildpret nach der Ansiedlung, das unter dem herzlichsten Danke verzehrt wurde.

Am Nachmittag endlich kamen auch die vermissten Boote an, ausser einem, das noch ganz neu war, und zum erstenmal den Essequibo befuhr. Ich hatte es der Leitung Hermanus, eines Cariben, anvertraut, und da es am Morgen an unserm Jagdboote vorüber gefahren, so erregte sein Nichterscheinen Besorgniss. Da aber Hermanus allgemein als ein tüchtiger Mann bekannt war, der mit den Kanälen und Katarakten vertraut war, so schlossen wir, dass er uns nach der Station vorausgeeilt sei. In dem Corial befanden sich 11 Indianer, Männer, Weiber und Kinder, ein Theil meiner Sammlungen indianischer

Merkwürdigkeiten, meine sämmtlichen geologischen Sammlungen, die Rinde verschiedener merkwürdiger Bäume, Harze und viele Sämereien. Mit innerer Herzensfreude hiessen wir das Erscheinen der Station, die während unserer Abwesenheit nach Ampa verlegt worden war, willkommen. Während des ganzen Morgens waren wir in einer aufgeregten Stimmung gewesen. Die Leute, welche das westliche Ufer des Flusses bewohnten, hatten ihre Hütten verlassen und standen gruppenweise am Ufer, Hüte und Tücher schwingend. Obgleich wir ihnen und sie uns ganz fremd waren, so hatte unsere Reise doch ihr Interesse rege gemacht, und der geschwächte Gesundheitszustand, in welchem die Farbigen unserer Schiffsmannschaft uns zu Anai verliessen, hatte sie befürchten lassen, dass wir sämmtlich als Opfer der Krankheit gefallen wären. Die frühern Bootsleute der beiden Corials, Maconochie und Bentham, zeigten eine solche Freude, uns wieder zu sehen, dass wir Herzen von Stein gehabt haben müssten, hätten wir nicht davon ergriffen werden sollen. Der Stationscommandant, Herr Richardson, und seine Familie empfingen uns mit allen möglichen Beweisen der Güte und Gastfreundschaft, und nur die Ungewissheit über das Schicksal von Hermanus und den Leuten in seinem Boote warf einen Misston in unsere Freude. Dieser und der folgende Tag vergingen; Boote wurden nach verschiedenen Richtungen ausgesandt, da wir erfahren hatten, dass ein Corial mit Indianern vorbeigefahren, und als sie ohne Nachrichten zurückkehrten, war das Wehklagen unter den Verwandten der Vermissten allgemein. Am dritten Tage endlich wurde ein Boot erspäht; es nahete sich der Station

und die Freude, die uns erfüllen musste, als wir in der Mannschaft unsere Freunde erkannten, bedarf keiner Beschreibung. Die Leute befanden sich in dem Fahrzeuge des Macusi-James; das Corial mit seiner Ladung war auf dem Wasserfalle von Itaballi gescheitert. Hermanus hatte einen Borkkahn, der mit Hängematten und andern Handelsartikeln beladen war, und da er zwei Mann zu seiner Führung erforderte, welche die andern Corials recht nöthig brauchten, so hatten wir ihn mehremal aufgefordert, seine Sachen in einen von unsern Kähnen zu bringen und den Borkkahn zurückzulassen, wogegen ich ihm den vollen Werth seines Fahrzeuges erstatten wollte; seine indianische Hartnäckigkeit war aber nicht zu besiegen und war zugleich Ursache, dass ich noch am Ende meiner Reise einen herben Verlust erlitt. Am Morgen nach unserer Trennung war der Borkkahn, der sich bei dem Corial befand, zuerst die Stromschnelle hinabgefahren; Nachlässigkeit oder Zufall hatte ihn gegen einen Felsen anrennen lassen, wodurch er umgestürzt war. Hermanus, der dicht hinter ihm folgte, wollte ihn retten, kam zu nahe an die Felsen, das Corial war nicht mehr zu lenken, wurde von der Strömung fortgerissen, schlug gegen einen halbverdeckten Felsen und spaltete mitten aus einander; das Leben der armen Mannschaft war in der grössten Gefahr. Die Frau von Hermanus verschwand zwei Mal unter dem Wasser, und nur die Geistesgegenwart eines Macusi, der nach ihr untertauchte, rettete ihr Leben. Zum Glück hatte es sich Macusi-James, der es jetzt unterhalb der Fälle nicht mehr für gefährlich hielt, den Accawais zu begegnen, bequemer gemacht und war langsamer als wir vorge-

rückt. Bei seiner Ankunft zu Itaballi fand er die armen Leute und nahm sie in sein Boot auf. Ueber die Freude, Alle gerettet zu sehen, vergass ich anfänglich den Verlust meiner geologischen und übrigen Sammlungen, leider aber hat dieser Verlust eine Lücke gelassen, die nicht so leicht auszufüllen ist, und der Schmerz darüber, dass so viele Mühe nutzlos verschwendet ist, drängt sich oft in meine Freude. Zu häufig ist dies das Loos des Reisenden. Nachdem er Schätze für die Naturkunde aufgehäuft und jede Mühe angewandt, diese zu erhalten, beraubt ihn Witterung, Zufall, Nachlässigkeit oder böser Wille der Früchte seiner Arbeit. Wie oft war ich genöthigt, jede Ueberredungskunst anzuwenden, um die Indianer zu bewegen, die geologischen Gegenstände, welche wir auf unsern Fussreisen gesammelt hatten, mitzunehmen. Ich hätte sie mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. überladen können, sie würden nichts dagegen eingewandt haben; aber ihre Last zu vermehren, indem ich Steine hinzufügte, das, meinten sie, könnte nur aus bösem Willen geschehen. Ich war daher auf meinen Wanderungen in den Savannen zwischen dem Pacaraimagebirge und Pirara oft genöthigt, die Steinexemplare selbst zu tragen, wobei mich mein Gefährte[1] thätig unterstützte; und — beinah die ganze Sammlung (denn nur acht Exemplare wurden gerettet) war dem Untergange geweihet, nachdem sie schon die obern und gefährlichen Fälle glücklich passirt war. Doch dies war nicht der einzige empfindliche Verlust, den ich erlitt. Eine grosse Menge getrockneter Pflanzen verdarben

1 Lieutenant Haining vom 65sten Regiment.

mir in Folge des anhaltenden Regens; mehre Thiere aus meiner Menagerie starben ebenfalls wegen der Nässe und geringern Sorgfalt, die man auf sie verwandte, und es gehörte eine gewisse Kraftanstrengung bei mir dazu, um meinen Missmuth zu bekämpfen und mich zu bewegen, wenigstens den Versuch zu machen, das zu retten, was noch zu retten war, als wir auf der Station angekommen.

Mein zweiter Begleiter[1], begierig seine Verwandten zu sehen, verliess mich zu Ampa und reiste nach Georgetown ab, während ich meine Büchsen und Kasten auspackte, um den Inhalt an der Luft auszubreiten. Es war herzzerreissend, den Zustand zu sehen, in welchem sich die Sachen befanden. Ungeachtet der Oellappen, Palmblätter und andern Umhüllungen hatte, wenn auch nicht der Regen, doch die Feuchtigkeit ihren Weg in die Kasten gefunden, und zum zweitenmal hatte der Moder die grössten Verheerungen unter Pflanzen und Vogelhäuten angerichtet.

Am 28sten März verliess ich in meinem Corial, das ich mit zwölf der besten und geschicktesten Indianer bemannt hatte, die Station. Da die meisten von ihnen die Reise nach der Stadt zum erstenmal unternahmen, so war ich begierig, den Eindruck beobachten zu können, den der Anblick unserer Schiffe, Gebäude u. s. w. auf sie ausüben würde. Zeno selbst hätte nicht gleichgültiger sein können als diese Wilden. Ich beobachtete einen Atovaiknaben, der am Vorderbug sass: er warf einen gleichgültigen Blick auf den Gegenstand, der ihm neu war, aber kein Wechsel

1 Herr Brotherson.

zeigte sich auf seinen Gesichtszügen; im nächsten Augenblick war sein Auge wieder auf die Spitze des Corials gerichtet. Selbst das Dampffährboot, welches von einem Ufer zum andern fuhr, erregte ihre Aufmerksamkeit nicht, und ich sah mich höchlich getäuscht. Bei meiner Ankunft in Georgetown wurden mir alle nur möglichen Beweise der Freude über meine glückliche Rückkehr zu Theil. Ich eilte, mich dem Gouverneur Sir James Carmichael Smyth vorzustellen, der mich auf die verbindlichste Weise empfing, und diese Beweise der Theilnahme liessen mich bald die Leiden der verflossenen sechs Monate vergessen.

Würde ich gefragt: — ist die Gegend an den Ufern des Rupununi der Kolonisation günstig? so müsste ich ohne Zögern: nein! antworten. Obgleich die Landschaft für das Auge etwas ungemein Gefälliges hat, so bestehet der Boden doch meist aus trocknem Sande auf einer Thongrundlage und ist unfruchtbar. Bäume bilden nur hie und da einen Saum längs dem Flusse und seinen Zuflüssen, verschwinden aber dann in einiger Entfernung vom Ufer entweder ganz oder treten nur als Krüppelholz auf. Nur auf dem Rücken der Gebirge und längs ihren Abhängen ist der Boden fruchtbar; aber auch hier würde er bald erschöpft sein, denn schon die Indianer sind gezwungen, ihre Felder alle drei bis vier Jahre zu wechseln. Die Savannen leiden meist Mangel an Wasser, und wo es sich findet, ist sein Genuss der Gesundheit nachtheilig[1].

1 Während unseres Aufenthalts zu Anai (im November 1835) gruben wir Löcher in die Savannen, die sich sparsam mit einem weisslichen Wasser anfüllten, welches einen unangenehmen Geschmack hatte und sich, sobald es einige Zeit der Sonne ausgesetzt wurde, mit einem

Die Indianer löschen ihren Durst mit Paiwari, wozu sie das Wasser abkochen, wodurch dasselbe wahrscheinlich seinen verderblichen Einfluss verliert. Das Gras, welches diese trockene Savanne hervorbringt, ist von verschiedener Art und taugt nicht immer zum Viehfutter, da es meistentheils zu dem Genus *Elymus, Festuca* und *Cyperus* gehört, weshalb sich diese Savannen zu Weideplätzen nicht eignen. Obgleich die Savannen von Anai mit denen von Pirara verbunden sind, auf welchen zahlreiche Herden wilder Rinder grasen, so hatte man diese doch noch nie in der Gegend von Anai gesehen.

Das Klima ist keineswegs so gesund, als man vermuthet hat. Ich schliesse dies nicht aus dem Umstande, dass unsere ganze Gesellschaft, während unseres Aufenthaltes dort, mehr oder weniger von Krankheiten zu leiden hatte, sondern die Indianer selbst litten am Fieber. Wir fanden ganze Familien davon ergriffen, als wir im Januar vom obern Rupununi zurückkehrten. Ebenso wütheten auch die Masern unter den Eingebornen, die, sobald sie von dieser Krankheit ergriffen werden, ungeachtet unserer Warnung, sich nicht der Erkältung auszusetzen, es für das beste Kurmittel hielten, sich in das Wasser zu stürzen.

grünlichen Schleim bedeckte. Um daher frisches Wasser zu erhalten, mussten wir beinahe 5 Meilen zum Bache Anai senden. Als wir über die Savannen von Pirara gingen, erregte die drückende Hitze der Atmosphäre einen fast unerträglichen Durst, und wir tranken das Wasser des Pirara, sowie einiger Pfuhle, in ungeheurer Menge; die Folge davon war, dass die rothe Ruhr in einem erschreckenden Grade unter uns ausbrach. Ich selbst war in 24 Stunden so geschwächt, dass mich die Indianer in einer Hängematte von Pirara nach dem Rupununi tragen mussten.

Es gab keine Familie, die wir besuchten, welche nicht den Verlust von Verwandten zu beklagen hatte.

„Was aber", wird man nach diesen Bemerkungen fragen, „kann die Indianer, diese einfachen Kinder der Natur, bewogen haben, diese Gegenden zu ihrer Wohnung zu wählen?" Und oft habe ich selbst diese Frage an sie gestellt, ohne aber je eine befriedigende Antwort zu erhalten. Die Liebe zu dem Lande ihrer Geburt kann wohl eine Ursache sein, die aber gleichwohl dem Aberglauben weichen muss: denn sollte der Tod seine Wohnung unter den einflussreichern Gliedern der Ansiedlung aufschlagen, dann wird jeder Einzelne seine Hütte verlassen; das Feld mag reif zur Ernte oder nur eben bepflanzt worden sein—nichts kann ihre Furcht besiegen, sie glauben, ihr ferneres Bleiben an dem Orte missfalle dem Kanaima, dem Erzfeinde des Menschengeschlechts, und das Dorf steht einsam und öde.

Gleichwohl können auch diese Savannen für den unternehmenden Kolonisten gewinnbringend werden. Die grossen Herden wilder Rinder und Pferde, die auf den Savannen am Rio Branko und dessen Nebenflüssen, dem Takutu und Mahu weiden, würden, brächte man sie nach dem britischen Guiana, leicht Absatz finden. Das brasilianische Pferd, obgleich klein, ist jedoch schnell, von Jugend auf an das tropische Klima und an Mühseligkeiten gewöhnt, welche Eigenschaften es nur für den Käufer empfehlen müssen.

Am leichtesten würde man sie nach der Küste schaffen, wenn man sie quer über die Savannen und Berge an den Fuss des Makarapangebirges brächte, bis wohin sich

der Reise wenig oder gar keine Schwierigkeiten entgegenstellen. Von hier müsste man sie nach dem rechten Ufer des Rupununi und dann über den Essequibo schwimmen lassen, von wo dann ein Weg zu den grossen Savannen zwischen dem Demerara und Berbice zu eröffnen wäre. Den Fuss des Makarapangebirges kann man von dem brasilianischen Fort San Joaquim in acht Tagen erreichen, ohne gerade Leute und Pferde sehr anzugreifen. Aus den Nachrichten, die ich sammeln konnte, weiss ich, dass die Ebenen zwischen dem Berbice und Demerara eine grosse Ausdehnung haben, aber ich bin nicht im Stande, die Richtung vorzuzeichnen, in welcher sie am bequemsten zu erreichen sind; jedenfalls würde die Eröffnung einer solchen Verbindung bedeutenden Gewinn bringen.

Die Gegenden im Süden der Inseln an der Mündung des Essequibo bis zu der zweiten Kataraktenreihe, möchten sich am besten zur Kolonisation eignen. Der Boden ist sehr verschiedenartig und höchst fruchtbar; die Kosten, welche die Reinigung des Bodens erheischen würde, müsste der Werth des gefällten Bauholzes hinlänglich decken, und Bartika-Point würde dann der Mittelpunkt des Binnenhandels werden. Kanäle könnten den Ort mit den obern Regionen verbinden, während diese durch eine Verbindung mit dem Demerara, den Markt für ihre Produkte nach Willkür wählen könnten.

Die hier aufgestellten Ansichten würden durch Proben von dem Boden, die ich längs der ganzen Strecke von Bartika-Point am Cuyuni an bis nach dem Wilhelm's Katarakt am Essequibo und am Cortatan am Rupununi

sammelte, vollkommen bestätigt worden sein; der Verlust dieser Proben auf den Fällen von Itaballi, machte mir den Verlust meiner geologischen Sammlungen nur noch empfindlicher.

Einige Worte muss ich noch über die Karte sagen. Der Leuchtthurm von Georgetown am Demerara liegt 6° 49′ 20″ nördl. Br. und 58° 11′ 30″ westl. Länge von Greenwich nach der Bestimmung des Kapitain Owen im Jahre 1833, und der Lauf des Demerara beruht auf seiner schätzbaren Untersuchung jenes Flusses in demselben Jahre, die sich bis zum grossen Katarakt erstreckte; die allgemeine Küstenlinie stützt sich auf die Admiralitätskarte; die Mündung des Orinoko auf die besten spanischen Berichte und die Documente des Kolonial-Archivs; der untere Essequibo, bis zur Vereinigung mit dem Cuyuni, gründet sich auf die holländischen Karten des Major von Buchenröder, verbessert nach den besten Berichten, die ich erhalten konnte. Von Bartika-Point aufwärts sind der Essequibo und Rupununi nach meinem Tagebuche über die zurückgelegten Strecken, Entfernungen und Lagen entworfen, das regelmässig während der ganzen Reise geführt wurde — wie sie auch durch die astronomischen Beobachtungen berichtigt worden ist, sobald diese das Wetter erlaubte. Die Längenentfernung von Anai, durch eine Reihe von Mondentfernungen gewonnen, bildet einen festen Punkt für den Rupununi und den obern Essequibo. Der Mazaruni ist punktirt worden, um seine

relative Lage zu bezeichnen, sie beruht auf der Autorität des Herrn Hillhouse; der Cuyuni ist noch nie untersucht worden, und von dem Berbice und Corentyn wissen wir nur wenig.

So unvollkommen auch die Karte sein mag, so ist sie doch die einzige unter den Karten von britisch Guiana, die einigen Anspruch auf Genauigkeit hat.

Nach dem täglichen Verzeichniss der Lufttemperatur im Schatten gegen Norden, zwischen 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends vom October 1835 bis 31sten März 1836, zwischen den Parallelkreisen 2° 36′ und 6° 49′ nördl. Br., ergab sich mir folgendes Resultat:

Nach Fahrenheit.

	Oct.	Nov.	Dec.	Jan.	Febr.	März.		
Höchster Stand.	87.5	89	86.5	88.9	85.9	84		
Mittler —	79.1	82	80.1	82	81	76.5		
Niedrigster Stand.	68	72	68.5	75	74	69		
Zahl der Regentage mit geringen Abwechselungen.	12	2	11	6	12	27	Summa	70
Tage mit wenig Regen	9	10	11	16	12	4	—	62
Schön ohne Regen	10	18	9	9	5	0	—	51

Die Temperatur des Flusswassers wurde bei jeder Gelegenheit untersucht, und es ergab sich, dass:

Um 6 Uhr Morgens: das Wasser gewöhnlich von 8°—10° wärmer war als die Luft.

Um 2 Uhr Nachmittags: die Luft gewöhnlich von 1°—2° wärmer als das Wasser.

Um 6 Uhr Abends: das Wasser gewöhnlich von 2°—3° wärmer als die Luft.

Nachdem ich den tropischen Winter in Georgetown durchlebt, wurde der Wunsch in mir lebendig, auch noch einige der übrigen grossen Flüsse Guiana's zu bereisen, da ich hoffte, dass es mir vielleicht auf einem derselben gelingen könnte, in das Innere nach der Sierra Acarai vorzudringen. Mit diesem Hauptzweck meiner neuen Reise verband sich zugleich die Absicht, die Ertragsfähigkeit der Flussufer und der umliegenden Länderstriche zu untersuchen, die bei der sich weiter verbreitenden Kolonisation in der Zukunft von Gewicht sein könnten, und so wählte ich, mit Uebereinstimmung des Sir J. Carmichael Smyth, den Corentyn als Ziel meiner nächsten Reise.

Die allgemeine Unkenntniss, welche über diesen Fluss unter den Kolonisten herrschte, so wie die unbestimmten Nachrichten derer, die gelegentlich das untere Gebiet desselben besucht hatten und die alle darin übereinstimmten, dass er sich ganz zur Kolonisation eigne, schienen eine genauere Erforschung desselben nur um so wünschenswerther zu machen. Um daher den Hauptzweck meiner neuen Expedition ungestörter verfolgen zu können, engagirte ich einen gewissen Herrn Vieth als Ornithologen, und Herrn Heraut als Zeichner, der mich auch schon auf meiner Reise auf dem Essequibo begleitet hatte; Lieutenant Losack vom 69sten Regiment und die Herren Cameron und Reiss schlossen sich mir als Volontairs an.

Den 2ten September 1836 verliessen wir demnach Demerara und fuhren nach Berbice ab, wo wir aber den Corentyn so ausser aller Communication fanden, dass ich mich vergebens nach einer Gelegenheit umsah, mit der ich dorthin hätte kommen können, weswegen ich auch genö-

thigt war, mir in Berbice einen Schooner zu miethen, der uns nach der Pflanzung Skeldon, auf dem westlichen Ufer des Corentyn, bringen sollte, wo wir auch am 9ten September landeten und von dem Eigenthümer derselben, Herrn Ross, mit der grössten Liebe und Gastfreundschaft aufgenommen wurden. In Folge des Uebereinkommens, das ich schon früher mit dem Stationscommandanten Herrn von Wolff getroffen, hatte ich gehofft, auf der Pflanzung Mary's-hope (Maria's Hoffnung) eine hinlängliche Anzahl Indianer zu finden, die mich nach der Station geleiten sollten. Mary's-hope liegt an der Mündung des Corentyn, und da mir viel daran gelegen war, die geographische Lage der Pflanzung zu bestimmen, so reiste ich am nächsten Morgen dahin ab, fand aber zu meinem Verdruss nur eine geringe Anzahl Indianer, die auf keine Weise hinreichte, meine Corials zu bemannen. Dieser Umstand zog eine Verzögerung der Fortsetzung der Reise von mehren Tagen nach sich, die ich dazu anwandte, die geographische Lage von Mary's-hope festzusetzen. Nach meinen Beobachtungen liegt es unter $6^0\ 2'\ 15''$ nördl. Br. und $57^0\ 1'\ 47''$ westl. Länge.

Nachdem wir am 19ten September den Corentyn auf seinem Seebereiche, der ungefähr eine Durchschnittsbreite von 1 Meile haben mag, 40 Meilen hinaufgefahren waren, erreichten wir die Station Oreála. Bis hierher sind die Ufer des Flusses meist niedrig, dabei jedoch ungemein fruchtbar und ganz zum Anbau der Stapelprodukte geeignet. Ausser zwei Holzfäller-Etablissements auf der britischen Seite, sind sie ganz unbewohnt, und von der Pflanzung Skeldon bis einige Meilen vor der Station, ist jede

Spur der Cultur verschwunden. Ganze Striche des fruchtbarsten Landes liegen unbenutzt da und dienen nur dem Jaguar und Rothwild zum unbestrittenen Schlupfwinkel. Doch nicht allein die Fruchtbarkeit empfiehlt diesen Strich ganz besonders zur Urbarmachung, sondern auch die leichte Verbindung, welche durch den Canje, einen Zufluss des Berbice, mit dem Corentyn an dieser Stelle hergestellt werden könnte.

Bis in die Nähe der Station, wo sich der Corentyn etwas östlich wendet, ist der Lauf desselben meistentheils rein südlich. Von hier an ändert sich der Boden und eine Kette niederer Hügel, denn sie erheben sich kaum 50 Fuss über die Ebene, tritt auf dem westlichen Ufer bis an den Fluss heran. Sie werden wegen ihrer weissen Oberfläche Kreideberge genannt.

Auf einem dieser Hügel ist die Station erbaut, in der wir einige Tage verweilen wollten, um uns die zur Bemannung der Corials nöthige Mannschaft zu verschaffen. Leider war dies aber nicht so leicht, als ich geglaubt hatte. Denn ausser den Krankheiten, die eben unter den Indianern grassirten, gab sich auch unter ihnen eine allgemeine Abneigung kund, mich an den obern Corentyn zu begleiten, weil dieser Theil des Flusses von Allen für die Behausung böser Geister angesehen wird, wozu sich noch die Furcht vor den Cariben gesellte, die der Schrecken aller übrigen Stämme sind. Mancher Kunstgriff war daher erforderlich, um sie dahin zu vermögen uns zu folgen.

Mehre Niederlassungen der Indianer stehen hier unter dem Schutz des Stationscommandanten, und die Zahl

der Bewohner dieser Gegend mag sich auf 650 belaufen, von denen ungefähr 300 zum Stamme der Arawaaks, 250 zum Stamme der Warraus und 90 zu dem der Cariben gehören. Wie beinah alle Indianer erbauen auch diese bloss soviel, als gerade zu ihrem Lebensunterhalt erforderlich ist, jagen und fischen, und verleben den übrigen Theil ihrer Zeit, welches freilich der grössere ist, in der Hängematte. Nur erst seit Kurzem haben sie sich bequemt, den Holzfällern beim Niederhauen der Bäume und beim Spällen der Fassdauben beizustehen, wofür sie entweder einen monatlichen Lohn, oder eine für eine gewisse Anzahl Dauben oder zugehauener Bäume festgesetzte Summe erhalten.

Leider mag der leichtgläubige Indianer von manchem gewissenlosen Holzfäller nur zu oft dadurch betrogen werden, dass der letztere seine Arbeit entweder zu gering anschlägt, oder den Lohn in Artikeln auszahlt, die ihm einen ungeheuren Gewinn gewähren. Entdeckt der Indianer später den Betrug, so findet sein Hang zur Trägheit hierin ein hinlängliches Entschuldigungsmittel zu seiner geliebten Hängematte zurückzukehren, und der Sache der Civilisation wird dadurch mehr Abbruch gethan, als irgend die Freunde und Beförderer derselben wieder gut machen können. Sollte es daher nicht heilige Pflicht sein, die Indianer gegen solche Betrügereien der Kolonisten zu schützen?

Nach dem Chronometer liegt die Station unter 5° 16′ 38″ nördl. Br. und 56° 53′ 31″ westl. Länge. Um die Hügel näher zu untersuchen, die von den Arawaaks Oreála, von den Warraus dagegen Alivavara genannt werden,

stieg ich durch eine Höhlung, die die Regengüsse gebildet hatten, herab und fand, nachdem ich am Fusse angekommen, einen Querschnitt, bei dem die ganze Formation zu Tage lag. Sie bestand aus horizontalen Lagern eines kieselartigen Conglomerats, untermischt mit rothem Sandstein, kleinen Körnern abgerundeten Quarzes, schieferhaltigem blauen Thon, lockern Sandlagern und einer Substanz, die viel Aehnlichkeit mit Schieferthon hatte[1]. Vorherrschend war überall der fette, blaue, schieferhaltige Thon; nirgends aber konnte ich organische Ueberreste entdecken. Diese Klippen erstrecken sich ungefähr drei Meilen von Norden nach Süden. Hinter ihnen breiten sich ungeheure Savannen aus, die mit kurzem Gras bedeckt sind und nur unfruchtbaren Boden besitzen, der bald erschöpft sein würde. Oreála unmittelbar gegenüber, auf dem östlichen Ufer, liegt Semira, in früherer Zeit eine Mission der mährischen Brüder, und vierzig Meilen weiter aufwärts, auf dem westlichen Ufer, findet sich die verlassene Stelle einer zweiten Niederlassung dieser standhaften und frommen Christen.

Während meines Aufenthalts zu Oreála trat die Herbst Tag- und Nachtgleiche ein, wo ich es nicht verfehlte, während des 21sten und 22sten Septembers, eine Reihe metereologischer Beobachtungen niederzuschreiben, die ich alle Stunden nahm. Der Stand des Barometers gab 100 Fuss über dem Meere an.

1 Kalk findet man in Guiana fast gar nicht und Dr. Hancock bemerkt, dass er am Essequibo, Parme und Orinoko nie auf Erdarten gestossen sei, die durch Säuren aufbrausten.

Da wir am 25sten September alle unsere Vorbereitungen beendet hatten, verliessen wir an diesem Tage Oreála. In der Nähe der Besitzung des Herrn Layfield, die unter 5° 15′ nördl. Breite liegt, fand ich die Breite des Flusses bei hohem Wasserstande, zu 1230 Yards; die durchschnittliche Höhe der Fluth betrug 6 Fuss, und die Schnelligkeit der Strömung wird durch die Ebbe um etwa 3 Meilen in der Stunde erhöht; die Temperatur des Wassers zeigte 85° . 5 Fahrenheit. Eine Meile östlich von der Besitzung des Herrn Layfield, stösst man im Fluss auf zwei Inseln, von denen die kleinere Bunjabanabú, die grössere Killikagro genannt wird. Von der östlichen Spitze der letztern zieht sich eine beträchtliche Sandbank nach dem westlichen Ufer des Flusses hin, am östlichen Ufer dagegen befindet sich ein Kanal, der tief genug ist, um Schiffe von 50 Tonnen Last zu tragen. Indem wir uns Asirikani oder Longeiland näherten, schwoll das Wasser plötzlich um drei Fuss an und schlug mit Gewalt gegen seine Ufer an; dies wiederholte sich drei Mal. Diese Erscheinung tritt gewöhnlich mit dem ersten Aufspringen der Fluth ein und erreicht zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche ihre grösste Höhe. Die Eingebornen nennen dieses plötzliche Steigen des Wassers Abapúri, die Kolonisten Bore[1]. Ungeachtet der zwei Inseln ist doch der Fluss keineswegs eingezwängt, nur eine halbe Meile weiter nördlich bildet er eine scharfe Krümmung, wodurch auch

1 Solche Boren sind mehren Flüssen Guiana's eigenthümlich, wie auch die Dordogne eine ähnliche Erscheinung darbietet, wo man sie Mascara oder Mascaret nennt.

Uebersetzer.

das plötzliche Steigen bei der aufspringenden Fluth hervorgerufen werden mag.

Wir bemerkten den Abapúri auf Asirikani gegen 4 Uhr 45 Minuten Nachmittags, und nach der Berechnung musste die Fluth an der Mündung des Corentyn um 11 Uhr 50 Minuten aufgesprungen sein. Ist daher das Anschwellen der Wogen ein Anzeichen der aufspringenden Fluth, so durchläuft eine Woge, die durch die Fluth hervorgerufen wird, in fünf Stunden einen Weg von 60 Meilen, mit Einrechnung der Windungen des Flussbettes. Unterhalb Asirikani zeigt sich im Corentyn keine ähnliche Erscheinung, wohl aber 14 Meilen weiter aufwärts, unmittelbar dem Indianerdorf Wasiappo gegenüber, wo sich die Bore 5 Fuss erheben soll. Vor dem Eintritt der Nacht erreichten wir den zweiten Zug der thonhaltigen Hügel, den die Indianer Siprúta nennen. Sie erheben sich nicht so hoch als die erstern und nach ihrer Formation, denn bei meiner Rückkehr von den Wasserfällen unterwarf ich sie einer genauern Untersuchung, müssen sie Kohlenlager enthalten. Andere Anzeichen bestärkten mich in meiner Annahme und da ich nicht zweifle, dass sich dieselben geologischen Merkmale bis nach Berbice erstrecken, so kann ihre Bildung dort leichter untersucht werden und zu einer Entdeckung führen, die für die Kolonie von unberechenbarem Nutzen sein müsste. Die Erdschichten sind abwechselnd aus Thon, Schiefer und Sand, wie ich schon früher angab, zusammengesetzt, und stimmen der Analogie nach ganz mit den Kohlenlagern in Polen überein; zerstreute Stücke einer bituminösen Substanz, die ich auf den Sandbänken des Flusses fand, zogen zuerst meine

Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand; später hoffe ich denselben genauer untersuchen zu können.

Bei Siprúta wird der Fluss etwas durch die Hügel eingezwängt und nimmt aus demselben Grunde eine nordöstliche, später eine südliche und endlich eine südöstliche Richtung an[1], wodurch er beinah einen Zirkel beschreibt. Schlägt man von Siprúta südlich den Landweg ein, so erreicht man Pärurú, das jenem unmittelbar gegenüber liegt, in $^3/_4$ Stunden, während man 6 Stunden braucht, um denselben Ort auf den Windungen des Flusses zu gewinnen. Je weiter wir vordrangen, um so mehr schien auch die üppige Vegetation zuzunehmen, und mit innigem Vergnügen untersuchte ich das herrliche Bauholz, an welchem Guiana einen wahren Ueberfluss hat und durch das es sich so vortheilhaft vor andern Kolonien auszeichnet. Der Boden ist, wenn nicht besser, doch ohne Zweifel dem des Essequibo gleich zu stellen und lagert auf einer thonigen Unterlage. Die Ufer in der Nähe von Pärurú bestehen aus ocherhaltigem Thon.

Der Fluss wendet sich jetzt entschieden nach Westen, und nimmt etwas über zwei Meilen westlich von Pärurú das Flüsschen Epira auf, das von vielen Arawaakindianern bewohnt wird. Wir besuchten diese auf unserer Rückreise, mussten aber, ehe wir die Niederlassung erreichen konnten, durch eine Menge Sümpfe waten und den Fluss selbst einigemal durchkreuzen. Die Manicolpalme ist fast der einzige Baum, der in dem sumpfigen Boden,

1 Es muss bemerkt werden, dass der Leser bei dieser Richtung des Flussbettes immer in Augen behält, dass ich den Fluss von der Mündung nach seinen Quellen hin verfolgte.

welcher sich zwischen dem Flusse und der Niederlassung hinzieht, gedeiht. Ihre Hütten haben sie auf einigen zwanzig Fuss hohen Sandhügeln erbaut, die sich nach Süd-Westen hin erstrecken. Ich halte diese Sandhügel für einen Ausläufer der Sandberge bei Kai′iwa. Die Zahl der hier lebenden Indianer beläuft sich ungefähr auf 150, und durch Wege, die über die Savannen führen, stehen sie mit denen, die in der Nähe der Station Oreála wohnen, in ununterbrochenem Verkehr. Bei der ersten Niederlassung der Cariben, Kai′iwa (fester Sand), wo wir uns entschlossen bis zur Abwechselung des Wasserstandes und bis zum Eintritt der Fluth zu verweilen, fanden wir, dass die volle Fluth um 11 Uhr 5 Minuten Statt fand; folglich würde sie zur Zeit des Vollmondes und Neumondes um 10 Uhr 39 Minuten eintreten und zwar 5 Stunden später als an der Mündung des Flusses, welche 70 Meilen von hier entfernt ist; die Fluthhöhe belief sich etwas über 30 Zoll.

Die Niederlassung, auf einem Sandhügel von ungefähr 100 Fuss Höhe unmittelbar am Flusse erbaut, liegt unter $5^0\ 4'\ 10''$ nördl. Breite. Die Hügel selbst erstrecken sich in südwestlicher Richtung landeinwärts. Ungefähr eine Meile von Kai′iwa bemerkten wir einen andern Abhang, etwa 50 Fuss hoch, bei dem Thon und Moorboden die vorherrschenden Erdarten waren. Der Thon ist von der feinsten Art, und kann mit dem Pfeifenthon in eine Classe gestellt werden. Die Indianer bewahren eine Sage, nach welcher diese Hügel von einer ungeheuren Schlange bewohnt werden, die von Zeit zu Zeit hervorkommt, um aus den Fluthen des Corentyn zu trin-

ken, wobei sie die Abhänge aller Vegetation beraubt habe. An dem südöstlichen Fusse dieser Hügel wendet sich der Fluss, nachdem er vierzig Meilen (fährt man ihn abwärts) hindurch einem rein östlichen Lauf gefolgt, plötzlich nordwestlich, und verfolgt nun in ununterbrochenen Windungen dreissig Meilen hindurch seinen Lauf nördlich, indem er oft Krümmungen von 6 Meilen im Durchmesser bildet. Die Ufer des Flusses behielten bei unserm Aufsteigen fortwährend ihre gewöhnliche Höhe von ungefähr 12 Fuss bei. Das Flüsschen Matappi verbindet sich in dieser Krümmung von Osten her mit dem Corentyn. Es soll mit dem Fluss Copename in Verbindung stehen, und dadurch unterhalten die Maron - Neger eine fortwährende Communication mit dem Copename und Corentyn.

Dreizehn Meilen weiter aufwärts, unter der fünften nördlichen Breitenparallele, bemerkten wir die ersten Sandsteinfelsen zu Tage und fuhren kurz darauf an mehren felsigen Inseln vorüber. Auf dem rechten oder südlichen Ufer verbindet sich der Cabalaba, den ich so weit er schiffbar war hinauffuhr, mit dem Corentyn. Der Cabalaba ist an seiner Mündung ungefähr 100 Yards breit und zeigt die ganze üppige Fülle eines reichen Bodens. Zahlreiche Sträuche des wilden Arnatto besäumen seine Ufer und die glänzenden Blumen der *Cassia Calyantha* erheben sich hoch über das Grün des Arnatto. Der Fluss bildet eine Menge Krümmungen und erweitert sich ungefähr sechs Meilen von seiner Mündung um ein Beträchtliches. Das Wasser hat eine ocherartige Farbe und ist scheinbar trüber als das des Corentyn, obschon es ganz klar erscheint, sobald man es in ein Glas füllt; seine durchschnittliche

Tiefe beträgt 12 Fuss. Ueberall ergab sich mir, dass das Wasser dieser beiden Flüsse 5° — 10° Fahrenh. wärmer war, als die Luft. Der Cabalaba erinnerte mich wegen der Farbe seines Wassers, seiner zahlreichen kurzen Biegungen, seiner spitzen Sandbänke und der ähnlichen Fische, wozu auch der Stachelroche gehört, lebhaft an den obern Rupununi. Ungefähr 12 Meilen von seiner Mündung stiessen wir auf einige Hügel, die sich gegen 60 Fuss erheben, und die zerstreut herum liegenden Felsblöcke wurden nun immer häufiger, wie wir auch hie und da eine kleine felsige Insel fanden, die mit ihrem gewöhnlichen Begleiter, der aromatischen Guava, üppig überwachsen war. Zahlreiche Sacki-Winkis (*Callithrix sciureus*) hüpften mit Behendigkeit von Zweig zu Zweig. Der Wasserhase (*Hydrochaerus capybara*), eine Species der *Cavia*, fand sich eben so häufig an den Ufern und stürzte sich bei unserm Herannahen mit Geräusch in das Wasser. Das Getöse eines Wasserfalls zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem wir die Mündung eines Nebenflusses in Süd-Osten entdeckt hatten, erzwangen wir uns einen Weg durch das Gebüsch, das beinah den Eingang gänzlich verbarg, und fanden eine Kaskade von ungefähr 20 Fuss Höhe, welche die Indianer Itáfe nannten. Die Felsen gehören der Sandsteinformation an und waren von einzelnen Stücken Feldspath durchzogen. Eine Anzahl feinkörniger, weisslicher Sandsteinblöcke, die ich aber leider nicht bis zum Mutterfelsen verfolgen konnte, setzten mich in Erstaunen. Die Indianer benutzen sie als Schleifsteine; sie sind von ausgezeichneter Güte und würden jedenfalls die Mühe lohnen, brächte man sie nach der Kolonie.

Während wir damit beschäftigt waren, auf einer spitzen Sandbank unsere Zelte für die Nacht aufzuschlagen, hörten wir nach Osten hin den Knall eines Gewehres, das, wie unsere Indianer meinten, von den Maron-Negern abgefeuert sein musste, wie es ihre Aussenposten gewöhnlich zu thun pflegten, um den Lagern anzuzeigen, dass Fremde in der Nähe seien. Zugleich erzählten die Indianer, dass diese Maron-Neger häufig den Cabalaba besuchten, um in ihm zu fischen, wie sie überhaupt durch diesen Fluss und seine Nebenflüsse, und durch die Zuflüsse des Copename und Saramaca, in beständiger Verbindung mit dem Corentyn ständen.

Um ihnen zu zeigen, dass auch wir auf unserer Hut wären, liess ich eine kleine Kanone abfeuern, und war nicht wenig erstaunt, als ich von Herrn Vieth, der mit dem Rest meiner Expedition zu Tomatai, das 11 Meilen von hier entfernt lag, zurückgeblieben war, bei meiner Rückkehr vernahm, dass er den Schall unserer Kanone ganz deutlich gehört habe.

Da ich gern das Ziel unseres Ausfluges, den Wasserfall von Avanavero heute noch erreichen wollte, so brachen wir am 4ten October ziemlich früh von unserm Lager auf. Der Morgen war neblig und wir konnten kaum 20 Yards vor uns sehen. Der Thermometer stand um 6 Uhr auf 77^0 Fahrenh., während das Wasser 82^0 zeigte.

Bald stiessen wir auf eine Menge kleiner Felseninseln, deren Massen auf einander geschichtet waren; ihre Unterlage senkte sich 65^0 nach Süden und gehörte augenscheinlich der Trappbildung an. Noch nirgends sah ich die schwarze Kruste des Braunsteinoxyds in solch dicken

Lagen auf den Felsen als hier. Sandzungen, die in den Fluss vorspringen, sind immer die ersten Anzeichen, dass man sich Felsen oder Inseln nähert. Auf diesen Sandbänken bildet sich gewöhnlich jener vegetabilische Niederschlag, den man gemeinhin Pegass nennt, und der aus halbverrotteten vegetabilischen Stoffen von Blättern und Gras besteht, die durch die jährlichen Ueberschwemmungen vom Lande fortgespült werden. Zwei Meilen weiter aufwärts zieht sich eine Hügelkette, die sich ungefähr 200 Fuss erhebt, von Osten nach Westen hin, durch welche sich der Fluss gewaltsam einen Weg gebahnt hat; zugleich zwingt sie ihn, einen spitzen Winkel von seiner bisherigen nordwestlichen Richtung nach Osten zu schlagen. Sie bestehen aus Granitblöcken, die sich auf einander gethürmt haben und deren Zwischenräume mit Erde angefüllt sind. Eine üppige Vegetation und das beste Bauholz bedeckt jetzt diese Granithaufen. An ihrem Fusse stürzt sich der Cabalaba über einen Felsendamm und bildet den Wasserfall von Avanavero, der ungefähr 25 Fuss hoch sein mag. Die Granitblöcke mögen sich etwa eine Meile weit hinziehen, und der Fluss wälzt sich auf dieser ganzen Strecke über sie hin; seine Breite beträgt 200 Yards. Nach den Beobachtungen, die ich die Nacht vorher auf der Sandzunge hatte machen können, liegt der Avanavero unter 4^0 47′ nördl. Breite und 57^0 13′ westl. Länge.

Bei unserer Rückkehr nach Tomatai hatte sich jedes nur mögliche Hinderniss eingestellt, um unsere Abreise zu verzögern. Die Schwierigkeiten, welche mit dem Transport des Gepäckes verbunden sind, hatten mich ge-

nöthigt, den Vorrath der Lebensmittel soviel als nur irgend möglich zu beschränken und das um so mehr, als ich sicher hoffte, die Indianer würden mich mit Cassadabrod versorgen können. Ehe ich von Tomatai nach dem Cabalaba abreiste, hatten sie mir versprochen, bei meiner Rückkehr eine hinlängliche Quantität in Bereitschaft zu halten. Jetzt brachten sie hundert Entschuldigungen vor, weswegen sie ihr Versprechen nicht hätten erfüllen können und baten mich, nur noch drei Tage zu warten, wo ich endlich von ihnen acht oder zehn Kuchen erhielt. Dies aber war kaum auf einen Tag hinreichend. Weder Drohungen noch Versprechungen konnten sie vermögen, uns mehr zu verkaufen; und obgleich sich die Indianer, welche mich von der Station aus begleiteten, besser versorgt hatten, so waren doch die Vorräthe auf keine Weise für eine längere Zeit berechnet; ausserdem betrugen sich auch die Cariben ungemein herrisch gegen die übrigen Indianer und verweigerten ihnen jede Unterstützung an Lebensmitteln, die sie in Ueberfluss besassen. Diesen Umständen konnte ich es nur einzig und allein zuschreiben, dass vier meiner Arawaakindianer heimlich ein Corial wegnahmen, und auf und davon gingen; leider wurde ich dadurch nur noch mehr in die Hände unserer rohen Cariben gegeben. Ihre Anzahl ist keineswegs bedeutend; das Dorf Kai'iwa, welches auf der britischen Seite liegt, zählt kaum mehr als 30 Bewohner, während Tomatai, Pacuima und Maijari, die alle drei auf dem holländischen Ufer stehen, etwa 100 Einwohner haben; viele unter ihnen gehören dabei noch zur gemischten Race, und sind Abkömmlinge eines Cariben und einer Afrikanerin; sie stehen mit den Cariben

an den Flüssen Copename und Wayomba in beständigem Verkehr.

Nach den alten Karten bildet der Fluss Maratika das Verbindungsglied zwischen dem Corentyn und Nickerie; aller Mühe ungeachtet, konnte ich über diesen Punkt keine nähere Belehrung einziehen, und da die Cariben, die die Niederlassungen am Corentyn besuchen wollen, diesen Fluss als den gewöhnlichen Weg benutzen, so ist wohl anzunehmen, dass sie keinen andern kennen, indem sie sonst gewiss den kürzern Weg wählen würden. Zu Tomatai fanden wir drei Macusifrauen, die von den Cariben als Sclavinnen gebraucht wurden. Kurz vor unserer Ankunft hatte eine dieser Armen die Flucht versucht, war aber wieder eingeholt worden; welches Schicksal ihr geworden, konnte ich nicht erfahren, ich erfuhr nur, man habe sie nach Copename gebracht. Dieser schändliche Handel bestehet daher immer noch, und aus einzelnen Aeusserungen, die die Cariben fallen liessen, musste ich nur zu sehr befürchten, dass eben jetzt wieder ein neues Unternehmen gegen die Macusis im Werke war; andere Umstände, wie sich später herausstellen wird, zeigten auch nur zu deutlich, dass unsere Befürchtungen wohl begründet waren. Tomatai liegt unter 4^0 $59\frac{1}{2}'$ nördl. Breite und 57^0 $16'$ westl. Länge.

Ich war erstaunt, als ich am 11ten October bemerkte, dass uns drei Corials mit Cariben, die gar nicht zu meiner Expedition gehörten, folgten; und obschon sie sich anfänglich weiter hinter uns zurückhielten, so hatten sie sich doch am folgenden Tag an meine Leute angeschlossen. Ich durchschaute ihre Absicht nur zu gut; sie bildeten

jetzt die grössere Anzahl, da ich dies aber nicht verhindern konnte, so musste ich jede nur mögliche Vorsichtsmassregel ergreifen, um ihre schlechten Absichten unschädlich zu machen. Ich liess daher jede Nacht meine Kähne mit Ketten aneinander schliessen, während ich am Tage mit meinem Corial, das ich mit Warraus bemannt hatte, stets den Nachtrab bildete. Die Anzahl meiner Begleiter belief sich, mit Einschluss der unwillkommenen Gäste, auf 58 Personen. Während der nächsten zwölf Meilen behielt der Corentyn seinen westlichen Lauf bei. Oberhalb Tomatai fanden wir den Fluss mit Felsenblöcken bedeckt, und einige Hügel, die sich ungefähr 150 Fuss erhoben, zogen sich längs seinem nördlichen Ufer hin. Ich halte sie für einen Ausläufer der Twasinkigebirge, die ich im Jahre 1835 am Essequibo unter beinah derselben Parallele überschritten hatte; ihr geologischer Charakter ist jenem Gebirge ziemlich gleich. Der Assiprua, ein kleiner Strom, verbindet sich hier von Norden her mit dem Corentyn. Südlich von der Insel Alapalissa zogen sich die Felsen plötzlich von Norden nach Süden, und erinnerten mich, vermöge ihrer gigantischen Formen, lebhaft an die Achramucra am Essequibo. In der Nähe der Insel Alavarlae erheben sich die Ufer von 10—12 Fuss; sie bestehen aus einer Thonart, welche die Indianer Alina oder Akurú nennen und die sie zugleich zur Bereitung ihres Töpfergeschirrs benutzen. Das Substrat bestand aus einem ocherhaltigen Thon, der mit reicher Dammerde bedeckt war, in welcher Bäume und Pflanzen üppig zu gedeihen scheinen. Die wilde Baumwolle, die hier wuchs, war von so feinem Faden, dass die Proben, welche ich mit nach

der Kolonie nahm, dort allgemein bewundert wurden. In der Nacht vom 11ten October wurden wir von einem solchen Ungewitter heimgesucht, dass der innerhalb 11 Stunden gefallene Regen, der mit dem Geräusch eines Wasserfalls herabstürzte, die ungeheure Masse von 5,7 Zoll betrug. Am folgenden Morgen stiessen wir in der Nähe der Insel Bacacai, ungefähr 70 Meilen in gerader Entfernung vom Meere, auf die erste Stromschnelle von Bedeutung. Nachdem wir die Insel einige Zeit in Rücken hatten, bemerkten wir, dass sich der Boden anfing zu heben, bevor wir aber diese erhöhte Stelle erreichten, zeigte der Fluss ganz dieselbe Scene der Verwirrung, die man in den Strömen Guiana's so häufig antrifft; viele von den Felsenblöcken waren 40 Fuss hoch, und ein grosser umgestürzter Baumstamm, den der Strom während der Ueberschwemmung quer über zwei oder drei hingetrieben hatte, wo er als Brücke dienen konnte, zeigte, dass sich der Corentyn hier während der Regenzeit wenigstens 20 Fuss über seinen gegenwärtigen Wasserstand erheben musste. Jemehr wir uns den Bergen, die wir in der Entfernung gesehen hatten, näherten, um so reissender wurde auch der Strom, welcher jetzt durch Hügel, die wir auf 120 Fuss Höhe schätzten, eingeengt wird. Eine leichte Krümmung des Flusses vergrösserte seine Strömung nur noch mehr, und es verging beinah eine Stunde, ehe wir ihrer Herr werden konnten. Die Strömung betrug vier bis fünf Knoten. Um zu frühstücken hielten wir am Fusse der Hügel an, die sich von Nord-Westen nach Süd-Osten hinziehen. Die Felsen waren undeutlich aufeinander geschichtet, ohne dass man die Richtung der Massen genau ermitteln konnte, und ent-

hielten ungemein viel Eisen. Dieser Hügeldamm zwingt den Fluss seinen südlichen Lauf zu verlassen, und sich etwa 40 Meilen hindurch östlich zu wenden: eine ungemein auffallende Eigenthümlichkeit des Flusses, von welcher man auf den frühern Karten durchaus nichts angeführt findet; denn der obere Theil des Corentyn fliesst für die nächsten 50 Meilen um einen Meridian westlich von einem grossen Theil des obern Berbice, während der vorige mehr als zwanzig Meilen östlich von der Mündung des letztern in das Meer fällt.

Einige der Cariben sagten mir, dass von hier aus ein Pfad, theils über Savannen, theils durch Wälder, nach dem Berbice führte, den sie gewöhnlich, wenn sie nur irgend rasch zuschritten, binnen 1½ Tag erreichten. Wir fuhren jetzt an mehren Inseln vorüber, von denen sich eine Menge weisser Sandbänke in den Fluss hineinstreckten, die wir während unserer Reise meistentheils zu unserm Nachtlager wählten. Der Sand, der während des Tages durch die Strahlen der Sonne erhitzt wird, behält auch lange nachdem diese schon untergegangen ist, seine hohe Temperatur bei; acht Uhr Abends war die Luft gewöhnlich 77°; der Thermometer stieg aber, sobald wir ihn in den Sand stellten, schnell auf 85° 3. Ich wiederholte diese Versuche mehrmals, fand aber stets eine Differenz von 5—8° Fahrenh.; während des Nachmittags stieg dieser Unterschied oft bis auf 40°, und zu Tomatai zeigte der weisse Sand um 3 Uhr Nachmittags eine Temperatur von 128°, während die Atmosphäre nur 85° enthielt. Um die Formation der Felsen zu untersuchen, hielten wir an einer Stelle, wo der Fluss auf der einen Seite

durch zahlreiche Sandsteinblöcke, von der andern dagegen, durch eine Sandbank eingezwängt wurde. Diese Blöcke stimmten ihrer Formation nach ganz mit jenen überein, die ich zu Itafé und in dem Cabalaba gesehen hatte; nach ihrer dichten und feinkörnigen Structur müssen sie sich ganz besonders zu Schleifsteinen eignen. Die Blöcke haben oft eine Höhe von 10—12 Fuss bei demselben Umfange. Sollte man später Bausteine bedürfen, hier würde man solche in Ueberfluss finden. Die Felsen liegen unter 4° 43′ nördl. Breite und 57° 40′ westl. Länge, wo sich gerade der Corentyn, in soweit ich ihn untersuchen konnte, am meisten nach Westen wendet.

Am nächsten Tag, den 14ten October, konnten wir nur sehr langsam nach Süd-Süd-Osten vordringen. Die Felsen und Inseln waren so zahlreich, dass unsere Führer oft eine Menge Durchfahrten vergebens untersuchen mussten, bevor eine ausfindig gemacht wurde, die wir mit unsern Corials befahren konnten. Diese gigantischen Blöcke sind eine besonders charakteristische Eigenthümlichkeit des Corentyn, und wenn sie mich schon früher, wo ich den Essequibo hinauffuhr, in Erstaunen setzten, so sind sie im Corentyn doch noch viel häufiger und keineswegs geringer an Höhe und Umfang. Nur wenige sind eckig, die meisten Sphäroide oder kuppelförmig gebildet, alle aber mehr oder weniger mit jenem metallischen, glasigen Ueberzug bedeckt, der von dem Braunsteinoxyd entstehen soll. Wo mehre kleinere Blöcke aufeinander gehäuft waren, da hatten sich auch die Zwischenräume mit jenem sonderbaren krystallinischen Stoffe gefüllt, den ich schon auf dem Essequibo bemerkt hatte, und der nach meiner

Ansicht nur vulkanischen Ursprungs sein kann. Die Umgebung ist ungemein lieblich; das Chaos der Felsen, das Getöse des Wassers, die zahlreichen Inseln, durch welche das Bett des Flusses über eine Meile ausgebreitet wird, Alles hat sein besonders Anziehendes, am meisten aber setzte mich ein förmlicher Wald der *Lacis* in Erstaunen. Diese herrliche Wasserpflanze stand in voller Blüthe; der hellbraune Stiel, der dichte Blüthenstand mit seinem röthlichblauen Farbenspiel, bildeten einen strengen Contrast gegen den übrigens kahlen Granitfelsen. Tausende hatten eben ihre Blüthen erschlossen und zeigten durch ihre Ueppigkeit, welch trefflichen Boden sie gefunden. Ich mass eins der lanzetförmigen Blätter und fand es 3 Fuss 2 Zoll lang und 2 Fuss breit. Unser Nachtlager hatten wir auf einer kleinen felsigen Insel ausgewählt, die die Cariben Akalikatabo nannten, und die unter $4^0\ 40\frac{1}{2}'$ nördl. Breite und $57^0\ 39'$ westl. Länge lag.

Am Morgen des 15ten Octobers fuhren wir an einem höchst merkwürdigen Felsen vorüber, den die Cariben Timehri nennen. Er zeichnet sich nicht nur wegen seines Umfangs, sondern auch wegen einer Anzahl riesenhafter Figuren aus, die auf ihm eingegraben sind; eine dieser Figuren mass mehr als 10 Fuss[1]. Während der nächsten zehn Meilen war der Fluss immer noch mit Felsen und Inseln bedeckt, und behielt dabei seine südöstliche Richtung bei, bis er endlich seine frühere Breite wieder erhält und sich nun beinah 15 Meilen rein südlich wendet.

1 Eine Zeichnung und ausführliche Beschreibung dieser Figuren sind an die geographische Gesellschaft gesandt worden.

Indem wir am 17ten October eine Krümmung umfahren waren, bemerkten wir auf beiden Ufern mehre Hügel, und nach einer halben Stunde befanden wir uns in einem anscheinend weiten Bassin, das von Hügeln eingeschlossen wurde, die sich von 60—100 Fuss erheben mochten. Der Strom war in eine Menge Giessbäche verwandelt; die weissen Schaumflocken, die uns entgegen schwammen, gleichsam als wollten sie uns den Willkommen bringen, das donnerähnliche Getöse des herabstürzenden Wassers und eine dichte Nebelwolke, die über den südlichen Hügeln hing, Alles verkündete uns mit lauter Stimme, dass wir uns einer grossartigen Scene näherten. Dass unsere Reise hier eine Verzögerung erleiden würde, war augenscheinlich und ich befahl daher, unsere Zelte aufzuschlagen. Während wir noch damit beschäftigt waren, äusserten auf einmal die Cariben, alles weitere Vordringen habe hier ein Ende, denn, obschon es einen Weg über diese Fälle gäbe, so sei dieser doch nur in der Regenzeit, wo das Bett des Flusses voll sei und sich dann weniger Hindernisse entgegenstellten, zu befahren. Es kam mir wunderbar vor, dass ich jetzt zum erstenmal von der Unmöglichkeit, die Fälle vor uns passiren zu können, hören musste. Die in den letzten zwei Tagen geäusserten Andeutungen hatten nicht angegeben, worin denn eigentlich die Schwierigkeiten bestanden, und da ich auf meiner frühern Expedition häufig auf ähnliche Weise bedroht worden war, und die Hindernisse doch alle durch Beharrlichkeit überwunden hatte, so hoffte ich auch hier auf einen gleich glücklichen Erfolg.

Am Morgen des 18ten Octobers untersuchten wir da-

her die Umgebungen, und nachdem das Corial über ein Felsenbett gezogen worden war, durchfuhren wir die vor uns liegende Stromschnelle in schräger Richtung und hielten bald darauf vor einem Haufen von Felsen, die bei vollem Fluss das Bett eines Wasserfalls bilden; — jetzt rieselte nur ein unbedeutender Wasserstreifen über ihre geschwärzte Oberfläche. Von unserem Lagerplatz aus hatte ich sicher geglaubt, dass wir gerade an dieser Stelle die Corials würden hinüber ziehen können, aber mit jedem Schritt, den ich vorwärts that, sank auch meine Hoffnung. Ungeheure Felsenpallisaden legten selbst unserm Vordringen zu Fusse fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Jetzt öffneten sich Klüfte zu unsern Füssen, die wir nur durch einen kühn gewagten Sprung überschreiten konnten, oder wir mussten durch einen Strom waten, der sich seinen geschlängelten Lauf durch die Felsen gebahnt hatte; — plötzlich war er wie durch Zauberkraft verschwunden, bis ein unterirdisches Getöse uns verkündete, dass er unter unsern Füssen hinrollte, und eben so plötzlich erschien er dann auf einmal an einer Stelle wieder, wo wir es am wenigsten vermutheten, und wo wir uns sein Erscheinen auf keine Weise erklären konnten. Einige der Felsen bildeten Bänke, andre zeigten runde Höhlungen, die theilweise mit runden Quarzstücken gefüllt waren. Ich mass eine der grössern Vertiefungen und fand sie 3 Fuss tief und 10 Zoll im Durchmesser. Viele der Felsen waren wieder mit zahlreichen Pflanzen bedeckt, unter denen sich besonders eine Orchidee und Agave auszeichnete; ganze Büschel glänzend gelber Blumen schmückten die erstere, während der lange, zierliche, mit Tausenden

von Blüthen besetzte Schaft der letztern, das üppige Wachsthum selbst auf so unfruchtbaren Felsen bekundete. Zu unserer Rechten vernahmen wir plötzlich das donnerähnliche Gebrause eines Wasserfalls, über dem eine dichte Nebelwolke hing; eine unzählbare Menge von Schwalben durchkreuzten diese Wolke, indem sie sich in ihrem unregelmässigen Fluge bald in die Höhe hoben, bald wieder niedersenkten, gleichsam als ergötzten sie sich an dem feinen Wasserstaube, der von dem Schaum emporstieg.

Später besuchten wir auch diesen Wasserfall noch. Er übertraf an Grossartigkeit alle, die ich bis jetzt in Guiana gesehen hatte; die reissende Schnelligkeit, mit welcher sich die Wassermassen über den Felsenrand in eine senkrechte Tiefe von einigen dreissig Fuss herabstürzen, verwandelt den Schaum in jene Wolke, die wir schon früher bemerkt hatten, bevor wir noch die Ursache ihres Entstehens entdecken konnten.

Kurz vorher, ehe ich zu diesem Falle kam, der zugleich der westlichste Katarakt ist, bis zu welchem ich auf dem Corentyn gelangte, war ich einigen Indianern gefolgt und hatte nach unsäglicher Mühe und nach vielfachem Waten einen Arm des Flusses erreicht, der sich in zwei Kanäle theilt; der westliche bildet einen Katarakt, und die offene Aussicht über seinen Scheitel hin setzte mich durch ihre Schönheit in Erstaunen. Das Wasser stürzte sich unter einem Winkel von 60 Grad in ein Thal, das durch riesige Felsenhaufen gebildet wurde, die wir den Tag vorher für Hügel gehalten hatten, vorzüglich da wir sie mit grossen Bäumen bedeckt sahen; das aufgewühlte Wasser schäumte zu unsern Füssen, wobei es seine ungeheuren

Schaumflocken gegen die Felsen schleuderte, die sich seinem Laufe entgegenstellten. Die herrlichste Scenerie aber bildete eine Kaskade an der entgegengesetzten Seite des Schlundes; die Felsen, über welche sich das Wasser herabstürzte, waren mit der *Lacis* überdeckt und von den herabhängenden Zweigen, die oft eine Länge von 5—6 Fuss hatten, überzogen, so dass das Ganze das freundlichste Bild eines reichen Teppichs darstellte; die verschiedenen Abstufungen des Grüns, das einen scharfen Contrast gegen die Blüthen bildete, der Schaum des Wassers, der sich über diesen glänzenden Teppich hin ergoss: dies Alles vereint, erhob die Lieblichkeit der Umgebung nur noch mehr. Wir mussten die Höhe des Falls auf 25 Fuss schätzen, während der, auf welchem ich eben meinen Standpunkt hatte, sich 30 Fuss herabstürzte. Die beiden Fälle liegen sich unmittelbar gegenüber. Nach der Strömung und Bewegung des Wassers zu schliessen, musste es aber in der Nähe noch einen dritten Fall geben, der uns wahrscheinlich durch einen vorspringenden Felsen, welcher sich vor uns erhob, von hier aus verborgen wurde. Anfänglich war ich über den Weg, den ich nach ihm einzuschlagen hätte, verlegen; doch ein bedeutender Umweg, mehrmaliges Durchwaten von Stromrinnen, krönte endlich meine Mühe mit glücklichem Erfolg, und ich ward reich für meine Anstrengung entschädigt. Drei abgesonderte Kanäle vereinigten sich hier auf dem Scheitel des Falles; ungeheure Granitblöcke halten die Wassermasse in ihrem Laufe auf, bis sie sich einen neuen Weg gebahnt und nun in einen vierzig Fuss tiefen Schlund hinabstürzt. Interessant ist auch ein sich einzeln erhebender

Felsen, der einen Schenkel darstellen soll. Der westlichste dieser Fälle übertrifft die beiden übrigen um Vieles. Was ihnen aber an Grösse gebricht, wird im reichen Masse durch die liebliche Umgebung und die herrliche Staffage ersetzt, die eben diese letztern auszeichnet. Die Indianer nennen diese Reihe Wasserfälle Mavari Wonotopo. Den westlichen nannten wir nach Sir John Carmichael Smyth, den letztern nach Sir John Barrow, dem damaligen Präsidenten der geographischen Gesellschaft zu London.

Weiter östlich findet sich noch ein Wasserfall, den wir, hätten wir nicht die erstern früher gesehen gehabt, für gross gehalten haben würden. Auf den Felsen des östlichen Ufers fanden wir eine Menge indianischer Hieroglyphen eingehauen. Oberhalb der Fälle theilt sich der Fluss in zahlreiche Kanäle, die nach ihrer Vereinigung neben einander jene Wasserfälle bilden.

Wie gross auch der Genuss war, den uns diese herrliche Scenerie gewährte, so wurde mir dieser doch vielfach durch die Gewissheit verkümmert, dass mir keine Hoffnung blieb, die Felsen mit den Corials zu überschreiten; dieser niederschlagenden Gewissheit ungeachtet hegte ich doch noch immer eine leise Hoffnung, einen andern Pfad aufzufinden, auf dem ich die Felsen umgehen könnte. Ich rief daher die Cariben, die den grössern Theil meiner Mannschaft bildeten, und die mir zugleich als Führer dienten, da sie unter allen Nationen die einzigen sind, welche den obern Corentyn kennen, zusammen, und frug sie auf das Genaueste über den Gegenstand, von dem allein mein weiteres Vordringen abhing; was ich aber so sehnlich wünschte, erfuhr ich nicht. Sie stellten zwar nicht in Ab-

rede, dass während der Regenzeit ein Pfad existire, auf dem sie diese Hindernisse vermeiden könnten, und wo sie dann zu einem Wege gelangten, der sich zwei Tagereisen oberhalb der Katarakte befände und nach dem Essequibo führe, jetzt aber sei dies unmöglich. Um sie mehr zum Nachsuchen anzuspornen, setzte ich einen Preis für den aus, welchem es gelingen würde, eine Stelle aufzufinden, an der wir einen Pfad aushauen könnten, um auf ihm Boote und Ladung weiter zu schaffen; für die Farbigen in meiner Begleitung hatte ich den Preis noch bedeutend erhöht. Täglich wurden jetzt Ausflüge unternommen; aber je genauer ich die Umgebungen untersuchte und kennen lernte, um so mehr drängte sich mir die Ueberzeugung auf, dass es unmöglich sei, selbst bei dem festesten Willen und den bereitwilligsten Händen, in weniger als sechs bis acht Wochen einen Weg zu bahnen, auf dem ich meine Reise fortsetzen konnte; dass aber meine Indianer keineswegs zu den Willigen gehörten, dafür erhielt ich ieden Tag neue Beweise. Die Cariben, welche, wie ich schon früher angab, den grössern Theil meiner Mannschaft ausmachten, und die sich vom Anfange an auf eine Weise benommen hatten, von der ich bis jetzt noch nicht den Zweck hatte durchschauen können, fingen nun an zu drohen, uns zu verlassen; verlangten dieselben Provisionen wie die übrigen Indianer, obgleich ihre Cassadafelder, wenn sie nur den Willen dazu gehabt hätten, uns Unterhalt für sechs Monate geliefert haben würden. Da mich aber meine Lage nöthigte, jeden Streit mit ihnen zu vermeiden, so war ich gezwungen, ihnen ebenfalls ihre Ration in Reis und andern Lebensmitteln zu geben; wollte

ich auch die Cariben entlassen, so waren meine Vorräthe doch schon so weit aufgezehrt, dass sie kaum noch drei Wochen ausgereicht haben würden. Meine Begleiter drangen daher ungestüm auf die Umkehr, und ich musste mit schwerem Herzen einstimmen. Eine längere Berathung, die ich über diesen Gegenstand anstellte, erregte in mir die Hoffnung, dass ich vielleicht mittels des Berbice, der zahlreicher von freundschaftlichen Indianern bewohnt wird, das Ziel meiner Wünsche, das durch die Fälle mir wieder in die Ferne gerückt war, nämlich bis zu den Gebirgen vorzudringen, die unter der zweiten Breitenparallele liegen, erreichen könnte. Die nächst folgenden Tage war ich damit beschäftigt, das Bett des Flusses von dem untern Bassin bis dahin aufzunehmen, wo er uns die ersten Hindernisse entgegenstellte. Als Resultat dieser Messung, bei welcher ich die Entfernung durch die Fortpflanzung und Schnelligkeit des Schalles aufnahm, ergab sich mir, dass sich dieser Felsengürtel ungefähr 5½ Meilen von Norden nach Süden ausdehnt, und wahrscheinlich mit jenen Steinblöcken am Essequibo, unter derselben Parallele, in Verbindung steht. Durch die ganze Abdachung folgt sich Stromschnelle oder vielmehr Fall auf Fall, ja wir konnten sogar an einer Stelle vier Kaskaden übersehen, von denen sich immer eine unmittelbar an die andere reihete. Kurz nach 12 Uhr erreichten wir den Punkt wieder, an welchem der Fluss, bei einer Breite von 900 Yards, ruhig und sanft dahin fliesst. Nach einer Messung mit Englefield's Barometer, fand ich diese Stelle 100 Fuss über unserm Lager, das, nach einer kurz vorher genommenen Beobachtung, 430 Fuss über dem Meeresspiegel

lag. Die Früchte meines längern Verweilens an den Fällen bestanden nicht allein in der genauern Kenntniss des Landes oberhalb der Fälle selbst, sondern erstreckten sich auch auf die Entdeckung mehrer neuen Orchideen und einiger Cactus, die mir bisher noch unbekannt gewesen. Dazu kam noch, dass ich die bedeutende Verzweigung der Granitblöcke genauer kennen lernte, über deren geologischen Charakter ich bei einer andern Gelegenheit weitläufiger sprechen werde. Das Mittel mehrer Beobachtungen gab mir als Lage unseres kürzlichen Aufenthaltes 4^0 $21\frac{1}{2}'$ nördl. Breite und 57^0 $35\frac{1}{2}'$ westl. Länge.

Am Morgen des 23sten October traten wir nothgedrungen und mit schwerem Herzen unsere Rückreise an. Als wir zu Tomatai, der Niederlassung der Cariben, ankamen, verliessen uns mehre derselben und nur einige, mit ihrem Häuptling Smith, begleiteten uns nach der Station Oreála. Noch waren wir nicht lange dort an das Ufer gestiegen, als auch ein grosses Corial (ungefähr 40 Fuss lang) mit Cariben vom Fluss Wayomba landete, welche einen Pass von den Behörden zu Nickerie, einer holländischen Niederlassung an der Mündung des Corentyn, vorwiesen.

Wir hörten zu unserm grössten Erstaunen, dass sie beabsichtigten, den Fluss hinaufzusteigen, um von da über das Land nach dem Essequibo und dem Lande der Macusis vorzudringen, und sich dort Sclaven zu holen. Diesen Zweck ihrer Reise verheimlichten sie auch keineswegs; ja sie zeigten uns sogar die Flinten und andere Tauschartikel, die sie mit sich nahmen, wobei sie uns versicherten, dass sie die Cariben am Corentyn begleiten würden, in

welcher Absicht der Häuptling Smith schon vor einigen Monaten bei ihnen gewesen sei, um die Expedition einzuleiten. So fanden wir denn unsere frühern Befürchtungen bestätigt und Alles, was uns bis jetzt in dem Betragen der Cariben noch dunkel geblieben war, hatte nun seinen Aufschluss gefunden. Da Smith mit den Seinigen glaubte, wir würden denselben Weg einschlagen, so war in ihnen die Befürchtung rege geworden, wir könnten ihrem Unternehmen störend entgegentreten und sie wandten daher jede nur mögliche List an, um uns an der Ueberschreitung der Katarakte zu hindern. Zugleich entdeckten wir auch, dass sie einen Pfad vor uns verborgen gehalten hatten, auf dem wir mittels eines Flusses die Fälle hätten passiren, und auf dem man selbst grössere Corials bis zu der Stelle, wo der Corentyn wieder schiffbar war, hätte fortschaffen können. Nachdem wir uns darüber berathen, ob wir nochmals nach den Fällen zurückkehren und die Cariben zwingen sollten, uns den Weg zu zeigen, leuchtete es uns nur zu deutlich ein, dass sie jetzt Alles aufbieten würden, um uns einen glücklichen Erfolg zu vereiteln, und da wir nun auch der Küste schon so nahe waren, blieb ich meinem frühern Entschluss, den Berbice hinaufzusteigen, getreu, wodurch noch der Vortheil gewonnen wurde, dass ein anderer Fluss von britisch Guiana genauer untersucht werden würde, und sich mein Vorsatz, nach der Sierra Acarai vorzudringen, vielleicht unter weniger Schwierigkeiten könnte ausführen lassen.

Obgleich ich durch meine Expedition den Corentyn aufwärts nicht das erreicht hatte, was ich mir als Hauptzweck und Endziel derselben gesteckt, so war doch man-

ches wichtige Resultat dadurch gewonnen. Ich hatte den Fluss genau kennen lernen, hatte gefunden, wie geeignet seine Ufer zur Kolonisation sind, hatte die mineralogischen Formationen in seiner Nähe untersucht und die Möglichkeit entdeckt, dass Guiana wahrscheinlich Kohlenlager in seinem Innern birgt. Auf den frühern Karten wird der Corentyn immer als ein untergeordneter Fluss angegeben; so weit ich ihn aber bereisen konnte, ist er dem Essequibo ganz gleich zu stellen. In jenen Karten findet man seine Quellen gewöhnlich unter 5⁰ nördl. Breite verzeichnet, was jedoch eben so falsch ist, denn da, wo er seine Quellen haben soll, ist er 900 Yards breit. Wäge ich alle Umstände genau gegen einander ab, so befestigt sich meine Vermuthung immer mehr, dass die drei Hauptströme von britisch Guiana wahrscheinlich ihre Quellen in einem und demselben Gebirgszuge, nahe aneinander, haben, oder vielleicht gar in einem See, von dessen Existenz ich durch die Indianer neue Nachrichten erhielt. Leider sind solche Berichte oft nur zu unbestimmt, und widersprechen sich meistentheils zu sehr, als dass man Vertrauen darauf setzen könnte.

Von den Cariben hintergangen, fast ohne Lebensmittel, und in dem Versuche die Katarakte zu übersteigen getäuscht, waren wir gezwungen, Anfang Novembers nach Berbice zurückzukehren. Bei meiner Ankunft in New-Amsterdam verlor ich keine Zeit, um alle nöthigen Anstalten zu treffen, die meine neue Expedition, den Berbice aufwärts, der fast eben so wenig wie der Corentyn bekannt war, erheischte. Denn bei der schon so weit vorgerückten Jahreszeit war mir keine andere Wahl gelassen.

Durch die Erfahrung von Neuem belehrt, liess ich es mir besonders angelegen sein, mich mit einem doppelten Vorrath von Lebensmitteln zu versorgen, da gerade die Ergänzung dieser, eine der grössten Schwierigkeiten für den Reisenden in Guiana darbietet. Meine Begleiter waren, mit Ausnahme des Lieutenant Losack, dieselben geblieben. Die Bootsmannschaft bestand aus Arawaaks, Warraus und drei Cariben, kaum aber reichten sie hin, um die vier Corials zu bemannen.

Am 25sten November verliessen wir mit Eintritt der Fluth New-Amsterdam, und durchschnitten unter eifrigem Rudern den Seebereich des Flusses ungefähr drei Meilen in einer südlichen Richtung, wo sich dann der Fluss plötzlich nach West-Süd-West wendet; bis hieher mag seine durchschnittliche Breite etwa ½ Meile betragen. Als sich am folgenden Morgen die Sonne erhob und den Nebel, der sich über die Umgegend gelagert hatte, zerstreute, zeigten die Ufer des Flusses eine ununterbrochene Linie der Cultur. Tausende von Spottvögeln (*Oriolus persicus*) erhoben sich von einem weitästigen und alten Orinokbaum (*Erythrina spec.?*), wo sie die Nacht über gerastet, und zerstreuten sich nach allen Richtungen hin. Bei unserm weitern Vordringen fanden wir zwar das östliche Ufer immer noch angebaut, auf dem entgegengesetzten aber hatte die Natur ihr Eigenthum wieder in Anspruch genommen. Welch ganz anderes Aeussere aber zeigen die Ufer jetzt gegen die frühere Zeit, besonders gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts! Damals reihete sich bis Savonette, die letzte Besitzung der holländisch westindischen Compagnie, ungefähr 60 Meilen von

dem Meer entfernt, Pflanzung an Pflanzung; jetzt findet man kaum noch Spuren ihres frühern Daseins! Doch nur freie Arbeit und hinlängliche Kapitalien sind erforderlich, um das frühere freundliche Bild der Kultur wieder in das Leben zurückzurufen, auf das dann auch die Sclaverei nicht mehr ihren trübenden Schatten werfen würde.

Kurz vorher ehe der Fluss den sechsten Breitengrad erreicht, bildet er einen kreisförmigen Bogen von etwa einer Meile Durchmesser, an dessen nordwestlicher Biegung sich zwei kleine Nebenflüsse in ihn ergiessen. Dort ist auch die Stelle, wo einst die so berühmte Pflanzung Daagerad lag, jetzt freilich nur noch eine Wildniss. Dieser Ort ist wegen der Höhe und Stärke des Abapúri oder der Bore allgemein berüchtigt, die sich hier oft gegen 12 bis 15 Fuss erheben soll, und in der schon Mancher Leben und Eigenthum verlor. Die eigenthümliche Krümmung des Flusses soll der Grund ihrer Stärke sein. Die Tiefe des Kanals, der hier ungemein durch eine Schlammbank zusammengedrängt wird, die sich von dem südöstlichen Ufer, auf dem Daagerad liegt, in den Fluss hinein erstreckt, und volle drei Viertel des Bettes einnimmt, beträgt 25 Fuss. An der südwestlichen Krümmung verbindet sich ein kleiner Strom oder Abzugskanal, der mit dem Abari, welcher einige Meilen westlich vom Berbice fliesst, in Verbindung steht, mit dem letztern. Er führt den Namen Abari-Itabú; Itabú aber bezeichnet Bucht oder Ausdehnung des Wassers und entspricht dem Worte Kirahagh der Cariben am Essequibo. Während der Nacht hielten wir an einer einzelnen Hütte, die den Namen Noytgedacht (unerwartet) führt, was sie auch für uns war, da wir sehr zufrieden sein konnten, ein

Obdach gefunden zu haben, indem uns ein Ungewitter überraschte, das bis zum Morgen anhielt. Der Eigenthümer dieser kleinen Besitzung beschäftigte sich unter glücklichem Erfolg mit der Reiscultur, und es fehlten ihm nur die Arbeiter, um bedeutenden Gewinn daraus zu ziehen; die Proben, welche er mir zeigte, waren ausgezeichnet schön. Hier, wie während unserer ganzen Reise auf dem Berbice, wurden wir mit der grössten Gastfreundschaft von den Bewohnern aufgenommen; ein Fremder zu sein, ist hinreichend, um auf das Herzlichste willkommen geheissen zu werden.

Am 28sten November stiessen wir unter 5° 50′ nördl. Breite auf eine zweite Krümmung des Flusses, die er nach Nord-Westen einschlägt. In dem südlichen Winkel derselben lag einst das Fort Nassau, die frühere Hauptstadt vom Berbice unter den Holländern. Die Entfernung vom Meere beträgt mit Einschluss der Krümmungen des Flusses 45 Meilen. Der Ankerplatz der frühern Hauptstadt ist ungemein günstig und enthält 6 Faden Tiefe, ist sehr geräumig wie das Fort den Fluss auch ober- und unterhalb desselben beherrscht; die Strömung des Berbice beträgt hier 2½ Stunden in der Stunde. Bei unserm weitern Vordringen verengerte sich das Bett immer mehr und mehr, behielt aber stets eine Tiefe von 5—7 Faden bei. Erst an dem südlichen Winkel dieser Krümmung, dreissig Meilen von der Küste entfernt, stiessen wir auf die ersten Erhebungen des Bodens, die durch mehre kleine Hügel aufgehäuften Sandes, wahrscheinlich die frühere Grenze eines nach und nach zurückweichenden Meeres, gebildet wurden; die Hügel mögen 50 Fuss hoch sein und werden

von den Indianern Hitia genannt. Diese Hügel zwingen den Fluss seinen frühern nördlichen Lauf zu verlassen und unmittelbar eine südöstliche Richtung einzuschlagen. Früher lag hier eine Station, während jetzt nur noch einige Arawaaks die Gegend bewohnen. Vier Meilen südlich von dieser Sandhügelkette verbindet sich der Bach Kaderbisi mit dem Berbice von Westen her. Durch diesen Bach soll man, mit Ausschluss einer kurzen Portage, auf den Abari gelangen können, während der Heruni den Abari mit dem Maiconi verbindet. Vom Kaderbisi führt ein kurzer Weg über die Savannen nach dem Waironi. Vor dem Eintritt der Ebbe drangen wir noch fünf Meilen aufwärts und erreichten die Mündung des Flusses Moschieba: die glockenartigen Töne der Campaneros oder Schellenvögel (*Ampelis carunculata*), der Daras der Indianer, vernahmen wir nach allen Richtungen hin; ausgenommen in dem Canukugebirge am Essequibo, hatte ich noch nie eine solche Menge beisammen gesehen. Mehre Arawaaks leben in der Umgebung des Flusses. Ein Pfad führt von hier nach der Mündung des Waironi, den man in einer Stunde zurücklegen kann, während wir auf dem Flusse beinah fünf Stunden dazu brauchten. An der Mündung des Waironi, unter 5° 42′ nördl. Breite, wendet sich der Berbice plötzlich nach Süd-Osten, behält diese Richtung fünf Meilen hindurch bei, und nimmt dann seinen frühern nördlichen Lauf wieder an. An der nordöstlichsten Spitze des Zusammenflusses liegt eine alte Verschanzung und eine Kirche; der Fluss hat immer noch seine frühere Tiefe von sieben Faden. Bei Peereboom, eine Meile weiter südlich, trifft man wieder Sandhügel, in ihrem Rücken

erstreckt sich eine ausgedehnte Savanne nach Westen hin. Peereboom ist die Niederlassung des Herrn Duggen, eines betriebsamen Holzfällers, der uns mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft aufnahm und uns jeden nur möglichen Beistand gewährte. Da ich die Untersuchung des Waironi bis zu meiner Rückkehr verschieben wollte, so brachen wir nach Wicki, das ungefähr zehn Meilen weiter südlich liegt, auf. Es ist auf dem westlichen Ufer in der Nähe der Vereinigung des Flusses gleiches Namens mit dem Berbice erbaut. Unmittelbar hinter Wicki zieht sich ein ausgedehnter Sumpf hin, dann stösst man auf mehre Sandhügel, die sich etwa 40 Fuss erheben mögen und den Sumpf von der Savanne trennen. Wicki gehört einem Herrn M'Cullum, der hier einen ausgedehnten Hau im Betrieb hat. Da ich gern den Gang meines Chronometers ermitteln wollte, so landeten wir hier. Die Sandhügel erheben sich an dieser Stelle vereinzelt und bestehen aus einem feinen, weissen Sand; organische Ueberreste hat man bis jetzt noch nicht gefunden. Sie erinnerten mich lebhaft an die Sandhügel, welche längs der nordwestlichen Küste der Insel Anegada durch Wogen und Brandung gebildet werden. Die Wallaba (*Dimorpha spec.?*) eignet sich vor allen Bäumen zu Pfosten, Schindeln und Fassdauben; sie beherrscht hier beinah ausschliesslich den Boden. Als ich aus dem Walde heraus trat, zog sich, ungefähr zwei Meilen weiter westlich von der Niederlassung, eine grosse wellenförmige Savanne hin, die theilweise mit Wald bestanden war. Bald darauf stiess ich auf ein Dorf der Arawaaks von fünf oder sechs Hütten. Die Männer waren abwesend und mit Holzfällen beschäftigt, und

die Weiber schienen nicht wenig über mein Erscheinen in Furcht versetzt zu werden. Ich bat um etwas Wasser, das man mir auch bereitwillig in einer Kürbissflasche reichte, aber kaum hatte ich es genommen, als sie sich auch eilig wieder in den Winkel zurückzogen, den sie früher eingenommen. Als ich den Kindern einige kleine Geschenke gegeben, setzte ich meinen Weg über die Savanne fort, bis der Bach Etoni meinem weitern Vordringen Einhalt that. Mit einigen interessanten Pflanzen beladen, die ich auf der Savanne gefunden hatte, kehrte ich nach unserer Wohnung zurück. Während meiner Abwesenheit hatten die Indianer eine Conocoushie oder Buschmeister, die gefährlichste Schlange, welche Guiana besitzt, erschlagen. Sie mass etwas über sechs Fuss und ihre furchtbaren Fangzähne waren beinah einen halben Zoll lang. Herr M'Cullum sagte mir, dass schon mehre seiner Leute von ihnen gebissen worden wären; er durchschneide dann gewöhnlich die Haut mit einer Lanzette, um die Zähne, welche meistentheils in der Wunde abbrechen, herausziehen zu können und schröpfe dann die Wunde mittelst eines Glases, in welchem er etwas Spiritus anbrenne; Oel und starke Purganzen werden ebenfalls angewandt.

In dem ausgedehnten Haue des Herrn M'Cullum sind gewöhnlich 200 Indianer und über 50 Neger unausgesetzt beschäftigt die Bäume zu fällen und zuzuhauen, die Zeit abgerechnet, die sie zur Bearbeitung des Stück Feldes bedürfen, das ihnen ihre Lebensmittel liefert. Da Herr M'Cullum schon seit einer ganzen Reihe Jahre hier als Haupt des Geschäftes wohnt, unter dessen Aufsicht

das Ganze betrieben wird, so muss auch sein Urtheil über den Werth des Indianers und Negers als Arbeiter, von Gewicht sein. Er äusserte sich darüber gegen mich: „immer habe ich gefunden, dass der Indianer mit gutem Willen an die Arbeit geht und dabei aushält, bis er sein Tagewerk beendet hat, was meistentheils zwei oder drei Stunden früher der Fall ist als bei dem Neger. Damit jedoch ist der Indianer noch nicht zufrieden, er fährt auch in den Stunden fort zu arbeiten, die sein eigen sind, wodurch sich mancher unter ihnen, ausser seinem gewöhnlichen Lohn, wöchentlich noch zwei bis drei Dollars verdient; wie sie auch nach meinen gewonnenen Erfahrungen sich immer ehrlicher bewiesen haben als die Neger. Wird der Indianer gut behandelt, dann ist er ein unschätzbarer Arbeiter.“ Dass sie Herr M'Cullum gut und menschenfreundlich behandeln muss, beweist die grosse Anzahl, die er um sich versammelt hat; leider aber ist dies nicht bei Allen der Fall, die sie beschäftigen. Um sich einen Indianer als Arbeiter zu sichern, hat man zu guten und schlechten Mitteln seine Zuflucht genommen; man gab ihm Artikel, oft bis zu bedeutenden Summen, auf Credit, vorausgesetzt, dass er arbeiten konnte, und war überzeugt, dass sich der Indianer so lange verpflichtet hielt für seinen Schuldherrn zu arbeiten, bis die Schuld abgezahlt wäre. Eine Menge Holzfäller aber wandten jedes Mittel an, um diesen Zustand nie eintreten zu lassen, indem sie ihm immer wieder von Neuem mit Artikeln versahen und ihm immer mehr von jenem Gifte, dem Rum, reichten, wodurch der arme Indianer fortwährend in einer Art Knechtschaft gehalten wurde. Dieser betrügerische Handel ist

zugleich die ergiebigste Quelle von Missverständnissen unter denen, die den Indianer als Arbeiter beschäftigen; denn hat letzterer auf obige Weise Geld oder andere Gegenstände von zwei oder mehren Kolonisten, die man ihm gewöhnlich während der Trunkenheit mit Gewalt aufdringt, erhalten, so entstehen unter den erstern meistentheils Streitigkeiten; das Zutrauen, welches der Indianer bisher gegen seinen Brodherrn hegte, ist erschüttert, er ahnet, dass er betrogen ist, findet sich gequält, und wenn man es am wenigsten erwartet, ist Hütte und Feld verlassen — er wandert in eine andere Gegend, wenn nicht in eine andere Kolonie. Die Wanderlust hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen, und ist besonders nach Surinam gerichtet. Herr M'Cullum äusserte gegen mich: — „Geben Sie mir einige Tausend Gulden, um sie als Geschenke verwenden zu können, und ich will jeden Indianer am obern Berbice, wenn es anders in meinem Plane liegt, dahin vermögen, mir nach Surinam zu folgen.“ Ich selbst weiss aus Erfahrung, dass nur wenig dazu gehört, den Indianer zu dem Entschluss zu bringen, seine Wohnung zu verlassen; er ist bei Weitem weniger an seinen Geburtsort gefesselt als viele andere uncivilisirte Nationen, und da er das Herumstreichen mit der Muttermilch eingesogen zu haben scheint, so überlässt er sein Feld den wilden Thieren des Waldes und baut seine Hütte bei der geringsten Veranlassung irgend wo anders auf.

Ich erwähnte schon früher die ungemeine Wanderlust der Indianer; und während meines Aufenthalts zu Wicki erhielt ich einen neuen Beweis dafür an Kanaima, einem

Häuptling der Macusis, den ich in einem hübschen Hause zu Anai ganz bequem eingerichtet verlassen hatte. Damals dachte er an nichts weniger als seine Wohnung und sein reiches Ackerfeld am Fusse des Pacaraimagebirges zu verlassen — jetzt fand ich ihn zu meinem Erstaunen Bäume fällen, und er mühte sich ab, ein kleines Stück Waldland zum Anbau seines Unterhaltes herzurichten. Werden nicht bald Schritte gethan, den guten Willen des Indianers auf das Bessere hinzuleiten, so läuft die Kolonie Gefahr, noch viele ihrer schätzbaren Bewohner zu verlieren. Kann und darf es der Kolonist nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn die indianische Bevölkerung für ihn verloren geht, so ist dies nur dadurch zu verhindern, dass ein Schutzherr der Indianer ernannt wird, der die Macht besitzt, die Erfüllung jedes gerecht geschlossenen Kontrakts zwischen dem Indianer und seinem Arbeitsherrn zu erzwingen. Der Indianer von britisch Guiana ist noch Heide; und während dem Eingebornen aller übrigen Kolonien und Länder religiöser Unterricht dargeboten wurde, ist er allein vernachlässigt worden; denn mit Ausnahme der Mission zu Bartika-Point am Essequibo, die freilich nicht im Interesse der Indianer errichtet wurde, hat die Kolonie von Guiana nicht eine einzige Anstalt aufzuweisen, die auf den Unterricht und die Bekehrung der Eingebornen hinzielte. Welchen Kontrast bildet dagegen das benachbarte Colombien, wo der Fortschritt, der dort in der Civilisation gewonnen ist, einzig und allein den Anstrengungen der katholischen Missionaren zugeschrieben werden muss, die dadurch zugleich deutlich genug gezeigt haben, dass der Indianer fähig ist, religiöse Belehrung

aufzunehmen, ja dass er sie sogar mit Freuden ergreifen wird, wenn sie ihm nur dargeboten wird!

Das Wetter war während unsers Aufenthalts zu Wicki für astronomische Beobachtungen höchst ungünstig; das Mittel von sechs Beobachtungen gab mir als nördl. Breite 5° 33′ 47″, während ich die westl. Länge vermittelst des Chronometers zu 57° 38′ fand. Die Breite des Flusses betrug, bei einer durchschnittlichen Tiefe von 5½ Faden, 145 Yards, die hohe Fluth erhob sich bis 5½ Fuss. Während wir hier hielten, waren wir Zeugen von der Schnelligkeit eines Corials, das 26 Meilen den Fluss aufwärts fuhr, und schon in 24 Stunden wieder zurückgekehrt war.

Wir verliessen Wicki am 4ten December und kamen vier Meilen weiter aufwärts nach Paripi, wo sich dieselben Sandhügel oder vielmehr Sandbänke, bis dicht an das westliche Ufer des Flusses herabziehen; auf ihrem Rücken liegt eine Niederlassung der Arawaaks. An der Mündung des Kabiribiri, der wegen seines kalten Wassers bekannt ist, hielten wir an, konnten aber den Unterschied nicht so auffallend finden, als ich nach den Angaben darüber erwartet hatte; um 5 Uhr des Morgens zeigte die Luft eine Temperatur von 80° Fahrenh., das Wasser des Berbice 80° 2′ und das des Kabiribiri 77°.

Den 6ten December landeten wir schon ziemlich früh bei Moracco, wo Herr M'Cullum seinen Hau betreibt. Als wir um 5 Uhr des Morgens aufgebrochen waren, hatte der Thermometer 68° gezeigt, während das Wasser des Flusses 11° wärmer war, nämlich 79°. Die Bäume in der Umgebung von Moracco bestehen hauptsächlich in ver-

schiedenen Species der Wallaba[1] (*Dimorpha falcata*), untermischt mit Grünherz, Siperi, Mora, Yaruri, Ruder- oder Walzenholz, Kakaralli und Wamara. In einer Entfernung von zwei Meilen vom Flusse beginnen die Savannen, die sich nach dem Demerara hinziehen. Sie sollen von einem Indianerstamm bewohnt werden, der ausser aller Verbindung mit den Kolonisten steht. Durch Tauschhandel verschaffen sie sich von den übrigen Indianern, die nach der Küste hinabkommen, Pulver, Schrot, Messer, Salempores[2] u. s. w., und geben diesen Hängematten, gesponnene Baumwolle und Craböl dafür. Leider konnten mir die Indianer, von denen ich diese Nachrichten erhielt, die Anzahl der Savannenindianer nicht angeben, obschon ich aus ihren Angaben entnahm, dass sie ungefähr 30 Dörfer bewohnten und sich auf 500 Individuen belaufen mochten. Bei Monbacca, einige Meilen oberhalb Moracco, gewinnt der Fluss ein ganz eigenthümliches Aeussere. Er windet sich in einer Menge kurzer Biegungen, die kaum eine halbe Meile im Durchmesser haben, und wird von beiden Seiten so durch ein grobes langes Gras (*Panicum*) und Mocco-moccos (*Caladium arborescens*) eingeschlossen, dass es scheint als habe er gar keinen Abfluss; durch den spitzen Winkel, der etwas weiter oben gebildet wird, treten die beiden Ufer bis auf 35 Yards zusammen, während sie an andern Stellen wieder so auseinander gehen, dass der Fluss mehr einem See gleicht. Von hier an be-

1 *Eperua* des *Aublet*, *Panzeria* des *Willdenow*.

2 Salempores sind ein ostindisches Zeug, gewöhnlich mit Indigo gefärbt. Uebersetzer.

ginnen auch die Buchten, die die Indianer gewöhnlich Itabú nennen, und die, je weiter man vordringt, auch um so häufiger werden. In der Mitte der ersten Bucht liegt eine kleine Insel, auf welcher die eigenwillige Natur eine Anzahl Trompetenbäume (*Cecropia peltata*) in regelmässigen Reihen hat wachsen lassen. Sie waren vom Fuss bis zum Gipfel mit einer Species des Convulvulus bedeckt, wobei das Unterholz ebenfalls diese Bekleidung trug. Bei Monbacca liegt auf dem südlichen Ufer ein Indianerdorf. Später stiessen wir auf einige jähe Sandberge, die sich etwa 100 Fuss erheben mochten; es waren dies die höchsten, die ich von dieser Formation bisher gesehen hatte. Ich erkletterte sie und wurde reich für meine Mühe entschädigt. Mein Auge schweifte weiter als 15 Meilen über einen Wellenboden hin, der sich nach Süd-Ost erstreckte, und eine Menge Berge derselben Formation als der, auf welchem ich stand, bedeckt mit dichtem Wald, bildeten eine der lieblichsten Waldansichten, wie sie sich die Phantasie nur irgend malen konnte. Unmittelbar zu meinen Füssen breitete sich der ruhige Strom in einen weiten See aus und spiegelte hell und klar die herrlichen Bäume wieder, welche seine Ufer umsäumten. Jenseits erstreckte sich ein ungeheurer Wald, der alle Abstufungen der Belaubung, von der glänzend gelbblühenden *Hakea*, bis zum dunklen Grün der Mora zeigte. In der Ferne wurde die Aussicht durch einen parallel laufenden und mit dichtem Wald besetzten Hügelzug begrenzt; in unserm Rücken breitete sich eine ungeheure Savanne mit der lieblichsten Abdachung aus, die mit saftigem Grün und freundlichen Baumgruppen bedeckt war. Etwas weiter aufwärts wurde

der Fluss bis auf 30 Yards zusammengedräng wodurch sich seine Strömung bedeutend steigerte, bis er ich später wieder erweiterte und mehre kleine Inseln bildete. In der Nähe des kleinen Flusses Yuacari führt ein Pfad nach dem Demerara, der viel von den Indianern besucht wird. Sie folgen gewöhnlich zwei Tage lang den Krümmungen des Flüsschens und gehen dann eine Tagereise über das Land.

Während meines Aufenthalts zu Wicki hatte ich eine Accawaifamilie gedungen, die mich begleiten sollte; sie bestand aus dem Häuptling Andres, zwei Männern, vier Knaben und drei Frauen. Die Männer vertheilte ich auf die Corials, während die Frauen und drei der Knaben ihre eignen Fahrzeuge, von denen das eine ein kleines Corial, das andre ein Borkkahn war, führten. Der letztern bedienen sich die Arawaaks und Accawais des obern Berbice meistentheils statt der Corials. Sie bereiten dieselben aus einem einzigen Stück Rinde der Murianara, die eine ansehnliche Grösse erreicht, indem sie einen so langen Einschnitt in den Baum machen, als gerade der Borkkahn werden soll, worauf sie dann die Rinde durch Eintreiben von Keilen abschälen. Ist sie vom Baume abgelöst, so wird sie durch Querhölzer offen erhalten, worauf man an den beiden Enden zwei Balken unterstämmt, um diese Theile der Rinde in die Höhe zu treiben. Verticale Einschnitte von je zwei Fuss Länge und einige Zoll Tiefe verhindern, dass sich die Seiten nicht zusammenrollen. Nachdem man es einige Tage der Witterung ausgesetzt hat, wird es in Gebrauch genommen. Obgleich ein solcher Borkkahn so unsicher ist, dass auch die geringste Bewegung der darin

Sitzende... ihn der Gefahr des Umwerfens aussetzt, so habe ich dieselben doch oft mit drei Menschen und ihrem Gepäck beladen gesehen. Ihr grösster Vortheil besteht darin, dass man, da sie ungemein flach sind, mit ihnen auch solche Stellen befahren kann, wo dies selbst mit den kleinsten Corials nicht möglich ist; ausserdem sind sie auch so leicht, dass sie ein Mann ganz bequem auf dem Kopfe über die Katarakte tragen kann. Gebraucht ihn nur ein Mann, so setzt er sich in die Mitte des Kahns und rudert von beiden Seiten. Vorzüglich muss beim Ein- und Aussteigen grosse Vorsicht angewandt werden, da der Kahn, vermöge der specifischen Schwere der Rinde, leicht sinkt. Die zwei Knaben, welche den Borkkahn leiteten, waren vielleicht kaum acht Jahr alt, und doch mussten wir die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher sie bei der Leitung des Fahrzeuges zu Werke gingen. Das Boot schien gleichsam durch das Wasser zu fliegen, und die jugendlichen Steuermänner hatten seinen Lauf so in ihrer Gewalt, dass es niemals aufstiess, obgleich es über Stellen hinfuhr, die kaum 8—9 Zoll Wasser hielten. Gleiche Geschicklichkeit besassen sie auch in der Führung des Bogens und der Pfeile, und wo sie nur immer hoffen durften, dass ihnen ihr Pfeil einen kleinen Zuschuss zu ihrem Mahl verschaffen könnte, wurde der Kahn angehalten, der Bogen gespannt, hin flog der spitze Pfeil, und zogen sie ihn wieder aus dem Sande heraus, der nur unbedeutend vom Wasser bedeckt wurde, dann schnellte gewiss jedesmal ein Fisch an seiner Spitze und bemühte sich vergebens die Freiheit wieder zu erlangen. Um aber durch diesen Zeitverlust nicht hinter uns zurückzubleiben, so suchten sie uns ge-

wöhnlich gegen die Zeit des Frühstücks und Nachtlagers, einen Vorsprung abzugewinnen.

Am Morgen des 8ten Decembers hielten wir einige Minuten an einer Niederlassung, die eben eine Waccawaifamilie aufgebaut hatte, und ich war nicht wenig erstaunt, in dem Häuptling Philander einen alten Bekannten wieder zu finden, der mich auf meiner Reise am Essequibo begleitet hatte. Damals hatte er sich unter den Macusis zu Waraputa niedergelassen und jetzt traf ich ihn an den Ufern des Berbice. Es ist dies ein neuer Beleg für die Wanderlust des Indianers und für den Mangel an Anhänglichkeit gegen bestimmte Oertlichkeiten. Er hatte sich eben erst ein Stück Land urbar gemacht, und noch lagen die Stämme und Aeste der gefällten Bäume in grösster Unordnung herum. Wie gewöhnlich hatte auch er indianisches Korn, Kürbisse u. s. w. gepflanzt, und obschon das erstere erst einige Monate alt war, so konnte es doch mit jedem wetteifern, das ich in Virginien gesehen. Er hoffte schon binnen drei Wochen seine erste Ernte einbringen zu können, und war eben damit beschäftigt, die unentbehrlichen Bedürfnisse einer indianischen Niederlassung, Cassadawurzeln und Zuckerrohr zu pflanzen. Als wir bei der Niederlassung der Accawais ankamen, von der Andres Häuptling war, fanden wir uns bedeutend in unsern Erwartungen getäuscht, denn sie bestand nur aus einigen elenden Hütten, die erbärmlicher waren, als ich je zuvor welche gesehen hatte. Die Accawais, oder wie sie sich nennen Waccawais, sind ein Hausirerstamm, der sich beinah beständig auf der Reise befindet und dabei eine Art Tauschhandel betreibt. Wegen des grossen Gewinnes,

den sie aus diesem Handel zu ziehen suchen, stehen sie gerade nicht in dem besten Rufe unter den übrigen Stämmen. Ich konnte Andres nur unter der Bedingung für mich gewinnen, dass ich ihm erlaubte, einige Tage in seinem Dorfe bleiben zu dürfen, um für sich und uns Cassadabrod zu bereiten. Da mir aber der Ort für astronomische Beobachtungen höchst ungünstig lag, so fuhr ich noch eine halbe Meile weiter aufwärts, und schlug mein Lager auf einer grossen Sandbank auf, wo uns aber die Strahlen der Sonne und die gesteigerte Hitze des Sandes höchst lästig wurden. Die Morgen und Abende fanden wir hier meist umwölkt und selbst Regen fehlte nicht, bis gegen 10 Uhr die Wolken zerstreut wurden, und die Sonne mit aller Kraft schien.

Der Thermometer zeigte am 16ten December um 6 Uhr des Morgens 73°; um 3 Uhr Nachmittags 92½°; in der Sonne 98° und im Sande 115°.

Hängematten bilden den Haupthandelsartikel zwischen den Waccawais und den betriebsamen Macusis. Man wirkt sie meistentheils aus in Faden gedrehter Baumwolle, aus denen man ein Netz arbeitet, das vielleicht 6 Zoll grosse Maschen hat. An jedem Ende werden Stricke aus Silbergras oder den handförmigen Blättern der Ita (*Mauritia flexuosa*) eingewirkt. Die Arawaaks und Warraus bereiten ihre Hängematten ganz aus den Faden der Ita, die sie *Ita vissieri* nennen; die Cariben und Waccawais färben sie mit dem Arnatto roth, das sie vorher mit Crabnussöl, welches sie aus den Samen der *Carrapa guianensis* gewinnen, vermischen. Eine thätige Frau sah ich eine gewöhnliche baumwollene Hängematte

in einem Tag beenden. Die Zeit, welche ich den Waccawais zu den nöthigen Reisevorbereitungen zugestanden hatte, war verflossen, und da sich das Wetter für astronomische Beobachtungen höchst ungünstig zeigte, so brachte mir auch ein verlängerter Aufenthalt keinen Nutzen, obgleich ich jede Gelegenheit benutzte, um den Gang meines Chronometers zu ermitteln, der mir nicht richtig zu gehen schien. Die Niederlassung liegt 5^0 $2\frac{1}{2}'$ nördl. Breite und 57^0 $58\frac{1}{2}'$ westl. Länge.

Andres brachte zwei Männer weniger mit als er mir versprochen hatte, und als ich ihn nach den Vorräthen von Cassadabrod frug, die er hatte besorgen wollen, machte er allerlei Ausflüchte. Da ich durch meine frühern Erfahrungen unter den Cariben vorsichtiger geworden war, so hatte ich täglich nach ihren Hütten geschickt, um mich überzeugen zu lassen, ob die Weiber auch damit beschäftigt waren, Brod zu bereiten; meine Boten hatten sie jedesmal dabei angetroffen und auch schon mehre Haufen von Kuchen gefunden: seiner Entschuldigung, dass diese von einer Anzahl Macusis, die bei ihm gewesen, mit fortgenommen worden wären, konnten wir daher keinen Glauben beimessen und gingen deshalb, um uns von der Wahrheit oder Unwahrheit seiner Aussage zu überzeugen, selbst nach der Niederlassung. Ausser einer kranken Frau waren Alle verschwunden; die Borkkähne nirgends zu finden, und die Frau sagte uns, dass die Macusis mit einigen von Andres' Leuten die vergangene Nacht das Dorf verlassen hätten, um nach dem Demerara zu gehen. So waren wir abermals überlistet und gezwungen unsern Weg, ohne diesen Zuschuss von frischen Lebensmitteln, fortzusetzen.

Schon in der Nähe des Waccawaidorfes hatten wir einige Blöcke verhärteten Thons bemerkt, und diesen Morgen stiessen wir unter 5° nördl. Breite, ungefähr 70 Meilen in gerader Entfernung vom Meere, auf die ersten Felsen, welche der Trappformation anzugehören schienen. Sie befanden sich auf dem westlichen Ufer des Flusses, aber nur in geringer Anzahl. Der Fluss selbst war ungemein seicht und an manchen Stellen durch eine Menge Baumstämme, die sich quer über gelegt hatten, ganz unfahrbar gemacht, so dass wir uns oft den Weg erst durchhauen mussten. Je weiter wir vordrangen, um so häufiger wurden auch die Buchten, die wir sogar mehrmals irrthümlich für die Fortsetzung des Flussbettes hielten. Am folgenden Morgen fuhren wir an der Mündung des Yariki vorüber, der ocherhaltiges und dabei viel helleres Wasser als der Berbice hat, der einen scharfen Contrast gegen den hellgelben Yariki bildet.

Nachdem wir eine Strecke weiter vorwärts gedrungen waren, hielt uns plötzlich das Geräusch von herabstürzendem Wasser auf; wir gingen dem Getöse nach und entdeckten bald einen kleinen Wasserfall, der viel Aehnlichkeit mit dem von Itafé am Corentyn hatte, nur dass die Structur der Felsenrippe, über welche das Wasser etwa 10—12 Fuss herabstürzt, von jener am Corentyn verschieden war. Die Waccawais nennen ihn Idure-wadde oder Tivuro-nadde.

Von jetzt an, 4° 55′ nördl. Breite, mit Einschluss der Krümmungen ungefähr 165 Meilen vom Meere entfernt, ist die Einwirkung der Fluth nicht mehr wahrzunehmen, wie wir diese auch kaum noch bei unserm Lager in der

Nähe des Waccawaidorfes bemerken konnten. Plattbodige Kähne, die nicht mehr als 2 Fuss Wasser erfordern, können den Strom bis hierher befahren. Die Krümmungen verschwinden jetzt mehr und mehr, seine Breite beträgt jedoch immer noch 80 Yards. Etwas weiter südlich stiessen wir auf eine Reihe Granitfelsen, an denen wir eine Menge Figuren eingehauen fanden. Sie hatten viel Aehnlichkeit mit den Figuren, die ich zu Waraputa am Essequibo antraf, nur waren sie nicht so regelmässig und nach einem so grossen Massstabe, wie die am Cabalaba und am Corentyn [1], eingegraben. Der Granit ist roth, die Oberfläche glatt und mit einer dickeren Kruste von

1 „Die hieroglyphischen Figuren haben eine viel grössere Ausbreitung, als Sie vielleicht vermuthet haben. Während meiner Expedition, welche die Untersuchung des Flusses Corentyn's zum Zwecke hatte, bemerkte ich einige gigantische Figuren nicht nur am Felsen Timéri (Lat. 4½° N., Long. 57½° W. Grw.), sondern ich entdeckte auch ähnliche in der Nähe der grossen Katarakte des Corentyn's in 4° 21′ 30″ N. Breite und 57° 55′ 30″ W. Länge von Greenwich. Diese Figuren sind mit viel grösserem Fleiss ausgeführt, als irgend welche, die ich in Guiana entdeckt habe. Deren Grösse ist ungefähr 10 Fuss und sie scheinen menschliche Figuren vorzustellen. Der Kopfputz ist äusserst merkwürdig; er umgiebt den Kopf, breitet sich beträchtlich aus, und ist einem Heiligenscheine nicht unähnlich. Ich habe meine Zeichnungen dieser Figuren in der Kolonie gelassen, und werde wahrscheinlich im Stande sein, sie in einer gesammelten Form dem Publikum vorzulegen. Ich habe weniger ausgebildete Figuren gleichfalls am Cuyuwini gesehen, welcher Fluss sich im 2° 16′ nördl. Breite von NW in den Essequibo ergiesst, und später ähnliche Figuren am Essequibo selbst, im 1° 40′ nördl. Breite vorgefunden. Diese Figuren erstrecken sich daher, wirklichen Beobachtungen zufolge, vom 7° 10′ bis 1° 40′ nördl. Breite und vom 57° 30′ bis 66° 30′ westl. Länge von Greenwich. — Die Zone der Bilderfelsen, so weit sie bis jetzt untersucht worden ist, breitet sich daher über eine Fläche von 12000 Quadratmeilen aus (15 Längen-Meilen auf 1 Grad) und begreift die Bassins des Corentyn, Essequibo und Orinoko in sich, ein Umstand, von dem man auf die vorige Bevölkerung dieses Theils des Festlandes schliessen kann." — Briefe an Alexander von Humboldt.

schwarzem Braunsteinoxyd bedeckt, als ich je vorher noch bemerkt hatte. Meiner Ansicht nach hat der Process, der es hervorrief, jetzt aufgehört. An manchen Stellen ist die äussere Kruste durch den Einfluss der Witterung oder durch andere Einwirkungen zersprungen, wodurch das schwarze Oxyd entfernt worden ist; freilich muss seitdem schon eine geraume Zeit verflossen sein, denn wir fanden solche Stellen gewöhnlich mit Lichen, Moosen und wohl gar mit Gebüsch bewachsen. Einige Blöcke, die etwas entfernt vom Ufer liegen und jährlich nur ein Mal von der Fluth, während der Ueberschwemmung, bedeckt sind, waren in gleichem Masse davon überzogen wie die, welche dem Wasser beständig ausgesetzt sind. Die Entstehung dieser schwarzen Bekleidung scheint daher mit der Wirkung, die diese Blöcke hieher brachte, in gleiche Zeit zu fallen.

Bald nachher, am 13ten December, durchschnitten wir die erste Stromschnelle, welche die Waccawais Marlissae nennen, und kurz nachher folgten ihr mehre andere. Gegen 11 Uhr erhoben sich einige Berge vor uns, welche der Fluss offenbar durchbrochen hatte; er krümmte sich beinah in einem rechten Winkel, und die Stelle, an der er sich seinen Weg durch die Berge gebahnt, war so verborgen, dass wir beinah zu der Annahme verleitet worden wären, der Fluss hätte hier sein Ende erreicht. Die Indianer vom Corentyn schienen derselben Ansicht zu sein, denn sie brachen in einen Schrei des Erstaunens aus; nur die Waccawais lächelten, da sie den Fluss aus früherer Zeit kannten und daher auch wussten, dass er sich zwischen zwei Bergen hindurchwindet. Stromschnelle folgte

auf Stromschnelle. Am Nachmittag kamen wir an eine Stelle, wo der eingezwängte Fluss den Eingang zu einem natürlichen Bassin bildet, das mit Hügeln umsäumt war: diesem folgte bald ein zweites, bei dem der durch eine Felsenbarriere gebildete Zugang kaum 18 Yards Breite enthielt. Dieses Bassin breitet sich in der Gestalt eines gekrümmten Rhombus aus, ist über 530 Yards lang, und von Westen nach Osten gegen 300 Yards breit und 10 Faden tief. An seinem nördlichen Ufer stürzt sich der Fluss mit fürchterlicher Gewalt über einen Felsendamm und bildet dort den Katarakt Itabrú. Ich sah augenblicklich, dass es unmöglich war, mit den beladenen Corials über den Fall zu kommen und gab daher die nöthigen Befehle, damit die Boote ausgeladen würden und die Ladung an dem Ufer hin auf den Scheitel des Falles gebracht würde. Vielfache Schwierigkeiten waren mit diesem Unternehmen verbunden. Wir mussten unsere Kisten, Fässer u. s w. an Pfähle binden und sie so über die Steinhaufen, in denen die einzelnen Blöcke oft 10 Fuss hoch und so glatt wie Glas waren, hinwegschaffen. Nachdem nun endlich der Transport des Gepäckes glücklich ausgeführt war, entstand die Frage: wie sollen aber die Corials hinüber geschafft werden? Der beste Weg schien der zu sein, dass wir sie mit Gewalt durch den Strom zögen, womit wir auch am folgenden Morgen mit dem Kanoe „Maconochie" den Versuch machten. Nachdem der kühnste unter meiner Mannschaft, ein Halbindianer oder Cobb, mit Namen Hendrick, nach vielen Gefahren seinen Standpunkt auf einem der Felsen in der Mitte des Wasserfalls eingenommen, wurde ihm das Ende einer Bootsleine zugewor-

fen, worauf er diese nach einer weniger gefährlichen Stelle hinschaffte, die die besten Schwimmer unter meinen Indianern unterdessen erreicht hatten, und so das Corial mit vereinter Kraftanstrengung durch das widerstrebende Wasser gezogen. Der Steuermann, der im Corial geblieben war, lenkte den Lauf desselben durch ein grosses Ruder. Am folgenden Tag begannen wir nun auch das Gepäck der übrigen Boote hinaufzuschaffen, was so schnell von Statten ging, dass am Abend nur noch ein Boot unterhalb des Falles war. Der Ort, an welchem wir unser Lager aufgeschlagen, lag ungemein malerisch, da er uns die Aussicht über das Bassin nach den Bergen hin gewährte, die dasselbe einschlossen. Einer dieser Berge, der ungefähr eine Meile von unserem Standorte entfernt lag, erhob sich gegen 511 Fuss (nach trigonometrischer Messung), während die übrigen, welche bis an das Bassin herabreichten, ungefähr 150—250 Fuss hoch waren. Das Wetter blieb fortwährend für astronomische Beobachtungen ungünstig; nach einigen Sonnenhöhen aber fand ich, dass der Ort 4^0 49′ nördl. Breite lag, während mir eine zwar nicht befriedigende Beobachtung die westl. Länge zu 58^0 angab. Da sich meine Mannschaft bei dem Transport der Corials und des Gepäckes bedeutend angestrengt hatte, so glaubte ich auch der Bitte um einen Tanz, die Andres, der Häuptling der Waccawais, an mich stellte, Gewähr leisten zu müssen. Der Tanz der Waccawais hat ungemein viel Aehnlichkeit mit dem der Cariben; denn derselbe eintönige und klageähnliche Gesang begleitet auch bei ihnen die gleichmässigen Bewegungen. Indem sie mit dem rechten Fusse fortschreiten, bewegen sie sich von der Seite

vorwärts, legen hierbei die rechte Hand auf die Schulter des Nachbars, während die Linke bewegungslos herabhängt, und beschreiben dann in ihren Bewegungen beinah einen Zirkel. Ist der Tanz beendet, so bricht der Vortänzer in einen Schrei aus, der von allen Theilnehmern wiederholt wird.

Am Morgen des 15ten Decembers brachten wir das letzte Corial über den Fall. Hendrick, von dem ich schon vorher erwähnt, dass er den gefährlichsten Posten mitten im Katarakt erwählt hatte, glitt aus und wurde augenblicklich mit fortgerissen; es war ein Moment der grössten Beklemmung, die uns alle ergriff, als er von dem Wasser hinweggerissen wurde, bis wir ihn das Seil ergreifen sahen, das wir ihm zugeworfen. Wäre er nur noch einen Fuss weiter mit fortgerissen worden, dann würde er mit der fürchterlichsten Gewalt gegen einen grossen Felsblock geschleudert worden sein, der sich 10 Fuss über das Wasser erhob und gegen den der Fluss mit der äussersten Kraft anströmte. Der Wasserfall musste schon mehrmals von unternehmenden Kolonisten besucht worden sein, denn wir fanden ihre Namen oder Anfangsbuchstaben in den umstehenden Bäumen eingeschnitten; viel weiter aber mochten sie wohl kaum aufwärts gedrungen sein. Nachdem wir eine zweite und dritte Kaskade von geringerer Höhe überschritten hatten, bemerkten wir nach Süden hin dichtbewaldete Berge von bedeutenderer Höhe, als wir sie irgend am Corentyn gesehen hatten; sie bilden einen Bergrücken, der sich von Süd-Ost nach Nord-West hin erstreckte, und einem riesenhaften Wall nicht unähnlich ist, der im Westen in eine Spitze auslief, die

wir auf 800—900 Fuss schätzten, und Parish-Peak nannten [1].

Die Fahrt auf dem Flusse ist in dieser Gegend, wo Stromschnelle auf Stromschnelle und Fall auf Fall folgt, so schwierig, dass wir nach zweitägiger, höchst ermüdender Arbeit kaum 5 Meilen vom Itabrú entfernt waren. Oft brauchten wir gegen zwei Stunden, um nur 100 Yards vorwärts zu kommen, wozu die vereinten Kräfte der ganzen Mannschaft erfordert wurden. Obgleich meine Leute aus den fünf Hauptstämmen der Indianer von britisch Guiana, aus Arawaaks, Warraus, Cariben, Waccawais und Macusis, zusammengesetzt waren, so herrschte doch immer die grösste Einigkeit unter ihnen. Waren wir auf dem Marsche, so brachten sie natürlich die verschiedenen Dienste, welche einem jeden angewiesen waren, unter einander, kaum aber war das Zeichen zum Halten gegeben, als sich auch die verschiedenen Stämme von einander absonderten und ihr besonderes Lager aufschlugen; nur die Macusis und Waccawais machten hiervon eine Ausnahme, da sie immer zusammen lebten. Schon seit längerer Zeit hatte ich gefunden, dass in ihrem ganzen Betragen gegen uns etwas herrschte, was mir nicht gefallen konnte, und ich entschloss mich daher ein wachsames Auge auf sie zu haben.

Seit wir die Fälle und Stromschnellen hinter uns hatten, wurden die Kaymans oder grossen Alligatoren immer zahlreicher. Wir trafen sie selbst oft mitten in den

1 Nach Sir Woodbine Parish, dem Vicepräsidenten der geographischen Gesellschaft, der an Allem was Südamerika betrifft, den lebhaftesten Antheil nimmt.

Stromschnellen, wo sie gewöhnlich mit dem Kopf über dem Wasser und mit aufgesperrtem Rachen lagen. Meistentheils liessen sie uns ganz dicht an sich heranfahren. Ihr zähes Leben muss Jeden in Erstaunen setzen. Wir schossen nach einem, der auf die eben angegebene Weise herumschwamm; — die Kugel riss ihm den vordern Theil der Nase hinweg, gleich darauf traf ihn eine zweite Kugel in den hintern Theil des Kopfes, die Wirkung gehabt haben musste, und ausserdem waren die Indianer durchaus nicht sparsam mit ihren Keulenhieben. Da wir daher glauben mussten, dass auch der letzte Lebensfunken entflohen sei, so wurde er in den Bug eines der Corials geworfen. Als das Corial durch eine Stromschnelle gezogen werden sollte, lag der Kayman den Leuten im Wege, und da er bisher auch nicht das geringste Lebenszeichen gegeben, fassten sich zwei Arawaaks ein Herz und hoben ihn auf, um ihn an einen andern Ort zu legen; kaum aber hatten sie es gethan, als er mit einem Satze aus dem Corial in den Fluss sprang und vor uns verschwand. Die beiden Indianer standen wie versteinert, und ich konnte sie später nie wieder dahin vermögen, einen Kayman auch nur anzugreifen. Um nun ganz sicher zu gehen, schnitten wir am nächsten Tag ein Stück von drei Zoll Länge aus der Luftröhre eines Kaymans; dessen ungeachtet fanden wir ihn eine Stunde später immer noch am Leben, und wir mussten ihm erst mit Gewalt ein starkes Messer durch die Hirnschale treiben, bevor er starb. Ich würde diese Thatsachen für unglaublich gehalten haben, wäre ich nicht Augenzeuge davon gewesen.

Die Stromschnellen, von denen auch jetzt noch im-

mer eine auf die andere folgte, erheischten fortwährend unsere ganze Kraftanstrengung, wobei sich die Berge immer noch zu unserer Rechten hinzogen; auf dem östlichen oder linken Ufer aber waren sie von geringerer Höhe. Diese Gegend musste der Lieblingsaufenthalt der Reptilien sein, denn eben so häufig wie die Kaymans, waren auch die Guanas. Wurden sie durch unsere Ankunft aus ihren Träumereien aufgeschreckt, dann stürzten sich oft drei zugleich von dem Baume, auf dem sie sich gesonnt hatten, in den Fluss herab. Das Geplätscher, das dadurch entstand, hörte man sogar in einiger Entfernung und rief jedesmal einen Schrei des Missvergnügens bei meinen Indianern hervor, die sich durch jedes Geplätscher eine Gelegenheit entschlüpfen sahen, ihr Mahl mit einem Leckerbissen zu vermehren. Herr Vieth schoss eine Guana, die mit Einschluss des Schwanzes, der 4 Fuss 9 Zoll lang war, 5 Fuss 9 Zoll mass. Mehre andere wurden im Flusse gefangen, wo sie durch Schwimmen ihrem Tod entfliehen wollten. Zwei der leichtern Corials, die uns bei dem Durchkreuzen einer Stromschnelle vorausgeeilt waren, hatten eine Commudischlange (*Boa draco gigas*) entdeckt. Sie lag träge in einem Gebüsch und hatte sich eben gehäutet. Als wir herankamen, schoss Herr Reiss nach ihr, die Kugel musste sie aber nicht tödtlich verwundet haben, denn sie zog sich langsam nach dem Fluss hin. In diesem Augenblick sprang der kühne Hendrick an das Ufer, warf ihr mit grosser Geschicklichkeit eine Schlinge um den Kopf, und war eben im Begriff diese zuzuziehen, als sich die Schlange herumwendete und die Bewegung machte, als wollte sie auf ihn losschiessen; damit war Hendricks gan-

zer Muth verschwunden, denn er sprang mit der grössten Hast über Gebüsche und Felsen in das Wasser. Alle Indianer standen wie versteinert und konnten durch nichts vermocht werden, auch nur die Hand an den Strick zu legen, um die Schlange aus dem Gebüsch zu ziehen, was beinah den Verlust des Strickes nach sich gezogen, wenn nicht Herr Cameron die Schlange noch zeitig genug mit einer Kugel unmittelbar in den Hinterkopf getroffen, und Herr Vieth ihr nicht mit glücklicherem Erfolg eine zweite Schlinge um den Kopf geworfen hätte, worauf wir bald mit ihr fertig wurden und sie ins Boot brachten. Sie mass 16 Fuss und 4 Zoll und hatte 28 Zoll im Umfang. Bei dem Abziehen fanden wir 40 — 50 Eier in ihr, die jedoch noch nicht zur Reife gekommen waren.

Die Flora der Ufer war gerade nicht mannigfaltig, ich fand jedoch einige Pflanzen, die ich bisher nur aus der Beschreibung kannte und die für mich wegen ihres eigenthümlichen Baues von besonderem Interesse waren. Vorzüglich war dies bei einer *Marcgraavia umbellata* und *Norantea guianensis* (*Aublet*) der Fall; die erstere kam ungemein häufig vor. Man kann sie füglich eine holzartige Schlingpflanze nennen, und hängen auch ihre Zweige meistentheils herab, so thun sie dies doch mehr in Folge der schweren Blüthen, deren eigenes Gewicht noch durch die eigenthümlichen Bracteen vermehrt wird. Sie tritt häufig als Parasit auf und ich habe sie in so verschiedenen Formen gefunden, dass ich die jungen Zweige auf den ersten Anblick oft für ein *Lypodium* hielt. Die biegsamen Zweige sind dicht mit wechselseitigen, lanzetförmigen Blättern be-

setzt und laufen in blühenden Dolden aus, welche vermöge ihrer eigenthümlichen Form der Bractee viel Aehnlichkeit mit einem Armleuchter haben. Die Blumen selbst sind unscheinbar, aber wegen des calyptraähnlichen Fortsatzes, mit welchem das Receptaculum bedeckt ist, höchst interessant; nachdem der calyptraähnliche Fortsatz abgefallen ist, folgen die Staubfäden bald nach. Die merkwürdigsten Organe der Pflanze aber sind die beckenförmigen Bracteen, von denen sich gewöhnlich vier oder fünf an dem Blüthenstengel befinden und von den Blumen in langen Peduncúls umgeben werden. Die Bractee ist fleischig, kappenförmig und hohl; die Oeffnung ist am obern Ende weit und verengert sich nach und nach; sie enthält einen Theelöffel voll einer geschmacklosen Flüssigkeit. Gleich merkwürdig, nur von schönerm Aeussern, ist *Aublet's Norantea*, *Ascium Aubletii* (*Schreber*). Ihre Zweige sind ebenfalls biegsam und die Pflanze ist, wie viele *Guttiferae*, denen sie sehr nahe verwandt ist, beinah parasitähnlich. Die Blätter stehen wechselseitig und sind so lederartig, dass man die obere Haut gleich einem dünnen Ueberzug wegschieben kann. Die Blumen stehen in Rispen und die Peduncúls sind mit einem keulenförmigen, tief orangefarbenen Fortsatz versehen. Die Rispe misst oft 10—14 Zoll. Die Blüthen haben fünf tief carmoisinrothe Blumenblätter, die aber so klein sind, dass sie beinah ganz von dem Glanz der orangefarbenen Bracteen verdunkelt werden. Jede Blüthe hat an ihrem Pedunculum eine der Bracteen hängen und ich zählte an einer Rispe 325; man kann sich daher denken, welch reizendes Bild diese Pflanze, die sich mit ihrem Schafte an einigen Bäumen in die Höhe

geschlungen hatte, und diese mit ihren hundertfältig blühenden Rispen überdeckte, entfaltete.

Sie ist eine der schönsten Zierpflanzen Guiana's. Da ich einmal von den Pflanzen und der so interessanten Flora dieser Flüsse spreche, darf ich auch nicht eine Species der *Capparis* unerwähnt lassen, die längs den Ufern des Flusses wuchs. Sie ist ein Baum von mässiger Grösse, der jedesmal Nachmittags vier Uhr ganz mit schneeweissen Blüthen überdeckt war, die sich besonders durch ihre zahllosen Staubfäden auszeichnen. Mit Sonnenaufgang lösen sich die Blüthen von ihrem Scheibchen, fallen in das Wasser und werden von dem Strome mit fortgetrieben; wir trafen daher jeden Morgen Tausende, die den Fluss hinabtrieben, was uns jedesmal das sicherste Zeichen war, dass sich keine Stromschnelle in der Nähe befand, da der Baum nur selten in ihrer Nähe angetroffen wird.

Am Morgen des 18ten Decembers brachen wir schon ziemlich früh auf; aber leider war auch heute unsere Reise nur von kurzer Dauer, denn indem wir um eine scharfe Krümmung des Flusses herumkamen, sahen wir eine ganze Reihe bedeutender Stromschnellen vor uns liegen. Nachdem ich sie genauer untersucht, fand ich, dass sie sich über 1 ½ Meile nach Osten hin erstreckten und dass wir ausser fünf Wasserfällen, auch noch mehre Stromschnellen zu passiren haben würden, bevor wir wieder auf ruhiges Fahrwasser kämen. Unter fünf bis sechs Tagen konnte ich kaum hoffen, die Corials und das Gepäck hinüberzuschaffen, und da mich dieser verlängerte Aufenthalt fürchten liess, dass unsere Lebensmittel ausgehen könnten, so entschloss ich mich, unterdessen ein Corial nach der Nie-

derlassung des Herrn M'Cullum zurückzuschicken, um neuen Vorrath zu holen. Herr Reiss erbot sich dieses dorthin zu begleiten und verliess uns am nächsten Morgen.

Anfänglich war ich entschlossen, einen Weg zum Transport unseres Gepäcks längs den Ufern des Flusses hin bahnen zu lassen; bald aber zeigte sich mir die Unmöglichkeit, da der sich nach und nach erhebende Grund aus einer Menge Steinblöcken bestand, die sich aufeinander gehäuft hatten, wobei die Zwischenräume nur theilweise mit Erde angefüllt waren, und ich daher auch keine Walzen anwenden konnte, um die Corials darauf fortzuschaffen. Ich zog es daher vor, das Gepäck über die einzelnen Felsenschichten, die eben die Fälle bildeten, tragen und die Corials nachziehen zu lassen. Die Fälle werden durch eine Fortsetzung des Gebirgszuges hervor gerufen, auf den wir schon unter 4° 55′ nördl. Breite gestossen waren; er zieht sich in südöstlicher Richtung hin und die Thäler scheinen beinah parallel zu laufen. Setzte man die Richtung der Hügelkette in einer nordwestlichen Linie fort, so würde diese auf die Twasinki- und Cumutigebirge am Essequibo führen, die ein nordöstlicher Ausläufer des Pacaraimagebirges sind, während nach Süd-Osten fortgeführt, sie auf die Marawiniberge in dem dritten Breitengrad stossen würde, wonach die Sierra Acarai mit den Hügeln am Berbice und dem Twasinkigebirge am Essequibo verbunden ist, während das letztere sich wieder ungefähr in der vierten Breitenparallele an das Pacaraimagebirge anschliesst. Die Formation dieser letztern Berge weicht aber von der der Berge am Berbice ab, denn während die ersteren aus Granit und seinen Modificationen bestehen, ge-

hören die letztern zur Trappbildung; die Richtung ihrer Schichten erstreckt sich nach Nord 35° Ost, dachen sich von Westen nach Norden ab, und sind offenbar durch eine Erdrevolution verrückt worden, was auch aus mehren Querströmungen hervorgeht, deren Betten hie und da gewunden sind und in Vertiefungen enden, in denen man eine Art Wacke von rother Farbe findet. Der Winkel der regelmässigen Lager beträgt über 80 Grad. Auch diese Felsen sind wie die der untern Fälle besonders wegen ihrer grossen Höhlen merkwürdig, die im Innern glatt sind und oft 2—3 Fuss im Durchmesser halten, so dass man sie fast höhlenförmig nennen kann. Wo die Strömung während der Ueberschwemmungen Kanäle ausgehöhlt hatte, zeigten sich mir zahlreiche Blöcke von etwa vier Fuss im Durchmesser, die entschieden derselben Formation angehörten, dabei aber bei weitem stärker mit jener schwarzen Kruste bedeckt waren, die ich schon früher erwähnt habe, und deutliche Spuren zeigten, dass sie früher der Bewegung des Wassers ausgesetzt waren.

Der Transport unseres Gepäckes über diese Felsendämme rückte nur langsam vorwärts; vier Mal hatten wir die Corials ein- und auszuladen, und da wir vermöge der Seichtigkeit des Wassers an den Stromschnellen, immer nur eine halbe Ladung auf einmal einnehmen konnten, so wird man sich leicht eine Vorstellung von der ermüdenden Arbeit machen können, der wir uns unterwerfen mussten. Drei Corials waren endlich am Abend des 21sten Decembers auf den Scheitel des Katarakts gebracht, als mir am folgenden Morgen bei der Vertheilung der täglichen Rationen die Nachricht gebracht wurde, dass die Macusis und

Waccawais mit Andres an der Spitze, auf und davon wären. Wir waren es schon von früher her gewohnt, dass sie ihr Lager gewöhnlich in einer grössern Entfernung von dem unsrigen aufschlugen, als irgend einer der übrigen Stämme, die mich begleiteten, und es fiel uns daher auch keineswegs auf, als sie dies auch jetzt wieder gethan hatten. Als wir bei ihrem Lagerplatz ankamen, fanden wir auch nicht das geringste Anzeichen, dass sie während der Nacht Feuer gehabt hätten, ohne welches der Indianer niemals sein kann, und es war nur zu augenscheinlich, dass sie uns schon den Abend vorher verlassen hatten.

Kein Kolonist hat sie bisher dahin vermögen können, ihn weiter als bis zu dem Fall von Itabrú zu begleiten, und als sie daher sahen, dass dieser uns nicht abhielt weiter vorwärts zu dringen, so gaben sie ihre Bestürzung auf verschiedene Weise zu erkennen: erzählten uns die furchtbarsten Geschichten von Berggeistern, riesenhaften Schlangen und zahllosen Kaymansherden, die so gross sein sollten, dass sie ganze Corials mit Gepäck und Mannschaft verschlingen könnten, um uns dahin zu vermögen, schleunigst umzukehren. Dann folgte das Begehr nach einem Tanze, das ich schon früher erwähnte, und den Tag darauf hörte ich, dass die Frauen, die sie bis hierher begleitet hatten, nach ihrem Dorfe zurückkehren sollten, und von da an mussten sie den Entschluss gefasst haben, uns bei der ersten günstigen Gelegenheit heimlich zu verlassen, was sie denn auch in der Nacht des 21sten Decembers ausgeführt, nachdem sie zuvor unsere Biscuit- und Weinvorräthe erbrochen hatten. Da unsere Mannschaft schon durch die Abwesenheit des Herrn Reiss mit dem einen

Corial bedeutend zusammengeschmolzen war, ausserdem auch viele unter den Zurückgebliebenen krank waren, so konnte ich auf keine Weise daran denken, sie zu verfolgen.

Während des 21sten und 22sten Decembers stellte ich die stündlichen Beobachtungen an, die John Herschel so sehr empfiehlt; astronomische Beobachtungen waren nur höchst ungewiss. Um einige Mondentfernungen zu beobachten, war ich drei Nächte hinter einander vergebens aufgeblieben. Das Mittel der metereologischen stündlichen Beobachtungen an den angegebenen Tagen gab mir — Barometer 29 · 758 Zoll; Stand des am Barometer angebrachten Thermometers oder Temperatur des Quecksilbers, 76° 5′ Fahrenh.; Stand des vom Barometer unabhängigen oder äussern Thermometers (Temperatur der Luft), 75° 7′ Fahrenh.; die Kugel des Thermometers befeuchtet, 73° 8′ Fahrenh.; Wärme des Wassers an der Oberfläche des Flusses 79 · 7; Höhe des Ortes über dem Spiegel des Meeres 245 Fuss; Breite 4° 41′ 45″ nördl.; Länge 57° 54′ 10″ westl.; Abweichung der Magnetnadel 7° östl.

Die Nacht vom 20sten auf den 21sten December war eine der kältesten, die ich bisher bei so unbedeutender Höhe in Guiana durchlebt hatte; um 2 Uhr des Morgens stand am 21sten December der Thermometer auf 64½° und das Wasser des Flusses hatte eine Temperatur von 72°.

Während unseres Aufenthaltes an den Wasserfällen nahete das Weihnachtsfest, und obgleich nur wenige meiner Indianer die Veranlassung und den Ursprung dieses freudigen Tages kannten, und eben so wenig das begreifen



... in Berlin

WEIHNACHTS CATARACT.

[illegible] bedeutend zusammengeschmolzen war, ausserdem [illegible] unter den [illegible] waren, so [illegible] auf keine [illegible], sie zu verfolgen.

Während des 21sten und [illegible] Decembers stellte ich [illegible] Beobachtungen an, die John Herschel [illegible] Beobachtungen waren [illegible]. Um einige Mondentfernungen zu [illegible] hinter einander vergehen [illegible] metereologischen stündlichen [illegible] angegebenen Tagen gab [illegible] Zoll; Stand des am Barometer [illegible] oder Temperatur des Quecksilbers [illegible]; Stand des vom Barometer unabhängigen [illegible] Thermometers (Temperatur der [illegible]; die Kugel des Thermometers befeuchtet [illegible]; Wärme des Wassers an der [illegible] 75°; Höhe des Ortes über dem Spiegel [illegible] Fuss; Breite 4° 41′ 45″ nördl.; Länge [illegible] westl.; Abweichung der Magnetnadel 7° östl.

Die [illegible] vom 20sten auf den 21sten December war [illegible], die ich bisher bei so unbedeutender Höhe in [illegible] durchlebt hatte; um 2 Uhr des Morgens stand am 21sten December der Thermometer auf 64½° und das Wasser des Flusses hatte eine Temperatur von 72°.

Während unseres Aufenthaltes an den Wasserfällen nahete das Weihnachtsfest, und obgleich nur wenige meiner Indianer die [illegible] und den [illegible] dieses freudigen Tages [illegible], [illegible] begreifen



Kön. lith. Institut in Berlin

WEIHNACHTS CATARACT.

und verstehen konnten, was ich ihnen von der Geburt und der Erlösung unseres gnadenreichen Heilands sagte, so wollte ich doch gern, dass auch sie in einem gewissen Grade an diesem Freudenfest, wie auch an dem bessern Mahle, das wir für diesen Tag bestimmt hatten, Theil nehmen sollten. Ich liess daher mehre Stücke gesalzenen Fleisches unter sie vertheilen, und obgleich nicht jeder Indianer dieses genossen haben würde, so fand ich meine jetzigen Begleiter doch nicht so bedenklich als die Indianer, mit denen ich am Rupununi zusammentraf. Ausser dem Fleische liess ich ihnen auch noch andere Lebensmittel verabreichen und gab je vier Mann eine Flasche Rum und etwas Zucker. Wir feierten daher Weihnachten auf unsere eigene Weise, und der Vorschlag, dass wir diese Katarakte, da wir keinen andern Namen für sie erfahren konnten, „Weihnachtsfälle" nennen wollten, wurde gern angenommen.

Herrn Reiss konnten wir kaum unter drei bis vier Tagen zurück erwarten. Am Morgen des 27sten Decembers schafften wir das letzte Corial, welches wir für den Nothfall an dem untern Fall zurückgelassen, über die Felsen. Der Fluss fing an zu fallen, und Diarrhoe und kaltes Fieber waren unter den Indianern ausgebrochen. Ich hoffte diese Krankheiten durch Arbeiten besiegen zu können und entschloss mich, eins der Corials, da ich wegen des Verlustes der sechs Accawais so keine hinlängliche Bemannung mehr hatte, zurückzulassen. Wir zogen es daher auf das Land und vertheilten seine Ladung auf die übrigen Kähne. Während der Nacht konnten wir kein Auge zuthun, denn kaum hatten wir uns in unsere Hängemat-

ten gelegt, als wir auch fanden, dass unsere Zelte von der Couschi-Ameise oder Yagerman, wie die Creolen die *Atta cephalotes* oder *migratoria* nennen, heimgesucht wurden; die schonungslosen Bisse, die sie uns beibrachten, trieben viele aus den Hängematten heraus, jeder aber war froh, wenn er diese wieder erreicht, da es ausserhalb derselben noch viel schlimmer war. Unsere armen Hunde hatten am meisten zu leiden, denn sie konnten ihnen auf keine Weise entfliehen, und rannten daher die ganze Nacht hindurch heulend herum. Eine Kolonne dieser Wanderameise war an einem grossen Baume in die Höhe gegangen, von welchem sie nun, sei es in Folge der ungeheuern Anzahl, oder aus irgend einem andern Grunde, wie Regentropfen nach einem starken Gusse, auf unsere Zelte herabfielen.

Auch am 28sten December konnten wir nur langsam vorwärts rücken, und als wir um eine scharfe Krümmung des Flusses herumbogen, traf unser Geruchsorgan der abscheulichste Geruch. Er wurde durch eine Herde jener sonderbaren Vögel, der Königsgeier, die sich auf einen todten Kayman niedergelassen, hervorgerufen. Unser Versuch, einen ausgewachsenen zu erlegen, blieb erfolglos; dagegen wurde ein junger geschossen, dessen Federn eben aus dem Schwarz in das Weisse übergingen. Es ist dies ein eigenthümlicher Wechsel der Farbe, der sich bei mehren Vögeln findet. Es mochten sich ungefähr 15—20 um das Aas versammelt haben; sie flogen unter dem starken Geräusch ihrer gewichtigen Schwingen von Zweig zu Zweig, bis sie sich endlich, aufgescheucht durch unsern ersten Schuss, tiefer waldeinwärts zogen, denn die Gelegenheit, ihren Magen zu füllen, war zu einladend gewesen, als

dass sie dieselbe durch eine eilige Flucht hätten aufgeben sollen. Beim Jagen waren wir bisher nichts weniger als glücklich gewesen, wurden dafür aber durch eine grosse Anzahl Fische entschädigt, die um so annehmbarer waren, als wir seit einiger Zeit keinen mehr hatten erhalten können. Meine Leute fingen in kurzer Zeit 14 grosse Haimaras, einen der schmackhaftesten Fische dieser Flüsse, der gewöhnlich ein Gewicht von 15 Pfund hat. Um ihn zu fangen, werden am Abend gewöhnlich eine Art Schnellangeln gesetzt; kommt nun der Fisch, durch den Köder angezogen, herbei und fährt auf diesen los, so wird er durch die Elastizität des Stabes aus dem Wasser geschnellt, wo er dann hängen bleibt, bis ihn der Fischer abnimmt. Dieses Geschäft des Abnehmens der gefangenen Fische wird jedoch nicht allein von Menschen betrieben; denn zuerst kommt der Kayman, der durch das Geräusch des zappelnden Fisches angezogen, eben so viel Recht an ihn zu haben glaubt, als der Indianer, der die Angel gelegt. In diesem Raubsystem wird er von dem Pirai, dem Huma der Arawaaks, unterstützt, der ein Stück nach dem andern von dem armen Gefangenen abreisst, so dass gewöhnlich der Fischer, wenn er seine Runde macht, nur noch den Kopf an der Ruthe findet.

Die Kaymans sind hier ungemein zahlreich; wir fanden einen, der mit Einschluss des Schwanzes, von 4 Fuss 8 Zoll, 14 Fuss mass. Es ist zum Erstaunen, wie weit oft die unsinnige Tollkühnheit den Indianer hinreisst, während er bei andern Gelegenheiten wieder die erbärmlichste Feigheit zeigt. Alle seine Handlungen werden durch den Augenblick geleitet. Jener Kayman lag bewegungslos und

scheinbar todt am Ufer des Flusses. Salomo, der Häuptling meiner Warraus, sprang hinüber, führte mit seinem Jagdmesser (*cutlass*, ein kurzes breitklingiges Handschwert) einige gewichtige Hiebe über den Kopf desselben, und suchte dann mit Gewalt seine Kinnbacken auseinander zu reissen. Nur durch meinen ausdrücklichen Befehl konnte er von diesem unsinnigen Vorhaben abgebracht werden. Kaum aber hatte er den Kopf des Kaymans wieder in seine frühere Lage zurückfallen lassen, als das Ungeheuer mit aller Kraft nach dem Indianer schnappte, ihn aber glücklicherweise verfehlte, dafür aber einen alten Baumstamm traf, in dem es sich so fest eingebissen hatte, dass wir es mit einer Axt heraushauen mussten. Herr Cameron traf einen andern unmittelbar unter dem Auge in den Kopf; er schlug auf das Heftigste mit seinem Schwanze das Wasser, kam dann auf dem Rücken in die Höhe, und wir hielten ihn Alle für todt. Eins der Corials fuhr nun heran, um den Kopf in Sicherheit zu bringen; kaum aber war es in seiner Nähe angekommen, als plötzlich neues Leben in seine Venen zurückgekehrt zu sein schien; es wandte sich von selbst um und brauste durch das Wasser hin. Hendrick, der Leiter des kleinen Corials, stand mit seinem Jagdmesser bereit und der Kayman richtete nun seinen Angriff auf diesen, und stürzte mit geöffnetem Rachen auf das Bug los. Die geschlossene Reihe der scharfen Zähne, die Hendrick so unerwartet zu sehen bekam, setzte diesen in eine solche Furcht, dass er selbst sein Ruder, welches er in der andern Hand hielt, in das Wasser fallen liess und zurückwich, ohne auch nur einen Stoss nach dem Ungethüm geführt zu haben. Ich liess augen-

blicklich mein grosses Corial quer vorfahren, um dem Ungeheuer die Flucht abzuschneiden; es wartete jedoch unsere Ankunft nicht ab, sondern schoss blitzesschnell mit offenem Rachen gegen uns heran, gleichsam als wenn es uns hätte angreifen wollen, was uns aber freilich nicht ausser Fassung bringen konnte, schlug dann gegen die Seite des Corials, tauchte unter, wobei es mit dem Schwanze das Wasser peitschte und uns gänzlich durchnässte, und verschwand endlich in der Tiefe.

Auch während des ersten Tages im neuen Jahre konnten wir nur äusserst langsam vorrücken. Der Fluss ist bedeutend eingeengt und eine Menge Bäume, welche vielleicht vor Alter oder durch den Strom, der ihre Wurzel unterspült hat, umgefallen waren, lagen quer über und machten uns jeden Zoll Weges streitig, so dass wir uns auch genöthigt sahen, uns eine Fahrstrasse durch zu hauen. Unter zehnen waren gewiss immer neun Morabäume; eins des härtesten Holzes, welches Guiana besitzt und das durch das Wasser nur noch mehr an Härte gewinnt. Zwei bis drei Stunden vergingen jedesmal, bevor wir einen der Bäume durchhauen konnten, und oft lagen drei bis vier unmittelbar hinter einander. Wir hatten daher keine leichte Arbeit vor uns, der sich auch Niemand ausser den Frauen entziehen durfte. Um die Schwierigkeiten noch zu steigern, waren einige meiner Indianer wegen Krankheit gar nicht im Stande mit Hand an das Werk zu legen. Der erste Tag im Jahre war daher ganz darauf berechnet, die Gefühle des Missmuths zu erhöhen, die aus der niederdrückenden Gewissheit entsprangen, dass wir bei der schon so weit vorgerückten Jahreszeit erst so wenig von der

Küste entfernt waren. Eine ganze Reihe widriger Umstände hatten mich seit dem Beginn meiner Reise auf dem Corentyn verfolgt, Hindernisse auf Hindernisse waren mir vom Anfang an entgegengetreten, und obgleich ich standhaft gegen Alles ankämpfte und fest entschlossen war, so lange vorwärts zu dringen, als mir nur noch irgend wie Hoffnung des Erfolges bleiben und uns nicht Hunger zur Umkehr zwingen würde, so wirkten doch alle diese störenden und niederbeugenden Erfahrungen am ersten Tage des Jahres doppelt auf mich ein. Als diese trüben Gedanken meinen Geist noch beschäftigten, kamen wir an eine Stelle, wo sich der Fluss mit einmal ausbreitete und an seinem östlichen Ufer ein spiegelglattes Bassin bildete, während sich die Strömung an dem entgegengesetzten Ufer hinzog. Ein Gegenstand, den ich am südlichen Ende des Bassins bemerkte, zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich, und da ich wegen der grossen Entfernung nicht darüber einig werden konnte, was es eigentlich sei, so trieb ich meine Bootsmannschaft an, stärker zu rudern, und bald hielten wir dem Gegenstand unserer Neugier, einem wahren Wunder der Pflanzenwelt, gegenüber. Alle Mühseligkeiten waren vergessen; ich war Botaniker, und fühlte mich in dieser Entdeckung reichlich für alle Entbehrungen belohnt. Ein riesiges Blatt von fünf bis sechs Fuss Durchmesser, in der Form eines Präsentirtellers, mit einem oberhalb hellgrünen und unterhalb hell carmoisinrothen Rande, ruhte auf dem Wasser; mit diesem wunderbaren Blatte stimmten die üppigen Blüthen völlig überein, die aus vielen Hundert Blumenblättern bestanden, welche von dem reinsten Weiss in vielfachen Abstufungen

in das Rosa und Fleischfarbene übergingen. Das spiegelglatte Wasser war ganz von ihnen bedeckt, und ich ruderte von der einen zur andern und fand immer wieder etwas Neues zu bewundern. Das Blatt ist auf der Oberfläche hellgrün, fast kreisförmig, mit Ausnahme seiner Achse gegenüber, wo es leicht eingebogen ist, hält fünf bis sechs Fuss im Durchmesser, während es von einem drei bis fünf Zoll hohen Rande umschlossen wird, der auf der innern Seite lichtgrün, auf der äussern dagegen hell carmoisin sieht. Die Rippen stehen bedeutend hervor, sind meistentheils einen Zoll hoch und strahlen von einem gemeinsamen Centrum aus; die acht Hauptrippen, von denen sich eine grosse Anzahl kleinerer abzweigen, die wieder von erhabenen Membranen oder Bändern in rechten Winkeln durchkreuzt werden und mit Stacheln besetzt sind, geben dem Ganzen das Aussehen eines Spinnengewebes. Die Venen enthalten Luftzellen, wie auch die Blattstiele und Blüthenstengel. Die Theilungen der Rippen und Bänder sind auf der obern Fläche des Blattes sichtbar, wodurch diese ganz das Ansehn gewinnt, als wäre sie in lauter kleine Beete eingetheilt. Der Blüthenstengel ist in der Nähe des Kelches einen Zoll stark und mit scharfen elastischen Stacheln von ungefähr $^3/_4$ Zoll Länge besetzt. Der Kelch ist vierblättrig, jedes Kelchblatt 7 Zoll lang und drei Zoll breit; an der Basis sind diese Kelchblätter stark, inwendig weiss, aussen rothbraun und stachlig; der Durchmesser des Kelches beträgt 12—14 Zoll; auf ihm ruht die prächtige Blume, die, sobald sie sich vollkommen entfaltet hat, den Kelch ganz mit ihren Blättern bedeckt. Oeffnet sie sich, so ist sie weiss, in der Mitte fleischfarben,

das, je älter die Blume wird, sich immer mehr verbreitet, bis es gewöhnlich den folgenden Tag die ganze Blume bedeckt. Ein lieblicher Geruch erhöht die Schönheit derselben nur noch mehr. Gleich den übrigen Blumen aus dieser Familie, besitzt auch sie eine fleischige Scheibe, und die Blumenblätter und Staubfäden gehen stufenweise in einander über, während man zugleich eine Menge blumenblätterartiger Blätter bemerkt, die Spuren eines Staubbeutels besitzen. Die Blumenblätter, welche neben den Blättern des Kelches liegen, sind fleischig und haben Luftzellen, die wahrscheinlich zur Schwimmkraft der Blume beitragen. Die vielzellige Frucht enthält zahlreiche Samen, die in einer schwammigen Substanz eingewickelt sind. Wir trafen diese herrliche Blume später noch häufig an, und je weiter wir vordrangen, um so riesenhafter wurden sie; eine der grössern massen wir und fanden ihr Blatt 6 Fuss 5 Zoll im Durchmesser, den Rand 5½ Zoll und die Blume selbst 15 Zoll in der Quere. Die Blume wird vielfach von einem Käfer heimgesucht, der den innern Theil der Scheibe fast gänzlich zerstört, und von dem wir oft 20—30 in einer Blume zählten.

Den folgenden Tag konnten wir wieder kaum zwei Meilen vorrücken, denn die Bäume, welche uns den Weg versperrten, waren zu zahlreich. Indem die Männer noch damit beschäftigt waren sich durch eine ungeheure Mora zu hauen, wurde uns die Nachricht gebracht, dass sich in einiger Entfernung von unserm Standorte eine Herde Kairunis, der grosse Peccari oder das indianische Schwein (*Dicoteles labiatus*), aufhalte. Alle Flinten wurden au-

genblicklich in Anspruch genommen, und eilend begaben wir uns nach der Stelle.

Acuritch, ein Caribe, der sich mit Bogen und Pfeilen, die eiserne Spitzen hatten, bewaffnet hatte, bildete den Vortrab. Ich erreichte die Herde zuerst und fand sie in einem Wasserpfuhl, wo sie sich in dem Schlamm gleich unsern Hausschweinen herumwälzten. Eins von ihnen schien Wache zu halten, während sich die übrigen an dem Schlammbade ergötzten; die Jungen von verschiedener Grösse befanden sich in der Mitte der Herde. Als ich ungefähr noch 15 Yards von ihnen entfernt war, bemerkte mich die Schildwache, die Borsten auf ihrem Rükken sträubten sich empor, und sie stürzte auf mich los, wobei sie fürchterlich mit den Zähnen knirschte; im nächsten Augenblick lag sie durch eine Kugel in den Schlamm gestreckt; aber wie wäre ich im Stande das Getöse, Untereinanderrennen und Zähnegeknirsche zu beschreiben, das der ganze Haufe, der sich ungefähr auf 200 Stück belaufen mochte, plötzlich erhob, und sein Heil in der schleunigsten Flucht suchte! Ein Indianer, der unterdessen herbeigekommen, sendete ihnen eine zweite Kugel nach und erlegte noch ein Stück; nun aber war die Flucht unaufhaltsam. Ich hatte wieder geladen, zögerte aber noch durch den Sumpf zu waten; der Arawaak Matthias bemerkte dies und rief mir zu, ihm meine Flinte und Munition zu geben; und eilend setzte er ihnen damit nach. Kurz darauf hörte ich in einiger Entfernung zu meiner Rechten vier bis fünf Schüsse fallen und während ich diese noch nachzählte, vernahm ich plötzlich ein Rauschen gleich einem Wirbelwind, das sich mir durch das Gebüsch nä-

herte; das eigenthümliche Geknurre und das abscheuliche Geklapper mit den Zähnen, liess mich nicht lange über die Ursache dieses Geräusches in Zweifel; die Herde musste getheilt worden sein und stürzte nun auf mich los. Ich war allein, unbewaffnet, hatte nicht einmal ein Messer um mich zu vertheidigen. Ich weiss jetzt noch nicht wie ich auf die untern Zweige einer Mora gekommen war, als auch schon die Herde unter mir hinbrauste, wobei sie mit ihren Rüsseln auf der Erde hinstrichen und die rauhen Borsten in die Höhe gerichtet hatten: es mochten funfzig Stück sein. Sie kamen und brausten gleich einem Wirbelwind unter mir durch, und ehe ich mich von meinem Schreck erholt, hörte ich sie sich auch schon in den Fluss werfen und an das entgegengesetzte Ufer schwimmen. Die übrigen Jäger waren nicht so glücklich gewesen als ich erwartet hatte; Aufregung oder Furcht hatte sie selbst da fehlen lassen, wo ich es für unmöglich gehalten haben würde. Ausser dem Stück, das ich geschossen, waren nur noch drei mit den Flinten und eins mit dem Bogen erlegt worden. Sie bildeten eine gar treffliche Zugabe zu unsern Vorräthen, vorzüglich da wir schon ziemlich haushälterisch umgehen mussten, und uns auch der Fluss bisher seine Unterstützung entzogen hatte.

Der Kairuni ist schon so genau beschrieben, dass ich mich nicht weiter dabei aufhalten will; nur muss ich eine anatomische Abweichung erwähnen, die mir in dem innern Bau der Hirnschale auffiel und die ich in keinem der zoologischen Handbücher erwähnt fand, die ich bei mir hatte. Die geringe Masse des Gehirns, welches der Kairuni besitzt, wird durch einen zweifachen Knochen bedeckt. Die

Zoologen führen gewöhnlich an, dass er sich nicht gern im Schlamme herumwälze; ich fand aber die ganze Herde beinah darin begraben, und wir entdeckten auch später andere Pfuhle, in denen wir untrügliche Zeichen fanden, dass sich hier ebenfalls Kairuniherden herumgewälzt hatten. Die Flüssigkeit, die ihm aus der Drüse fliesst, hat einen ungemein übeln Geruch und ist sowohl dem männlichen als weiblichen Thier eigenthümlich; das letztere bringt gewöhnlich zwei Junge zur Welt, oft auch bloss eins. Das Geschrei des ausgewachsenen Kairuni besteht in einem Grunzen, während die Töne der Jungen mehr dem Blöken der Ziege gleichen.

Am 2ten Januar hatte die Krankheit unter den Indianern so um sich gegriffen, dass ich nicht einmal mehr die erforderlichen Ruderer besass; ich war daher gezwungen, ein Lager aufschlagen zu lassen und hier zu warten, bis sich meine Leute wieder erholt haben würden.

Während ich mich am 4ten Januar eben auf einem Jagdausflug befand, vernahmen meine Leute zwei Schüsse, und eine Stunde später war Herr Reiss wieder bei uns. Herr M'Cullum, der mir schon bei meiner Anwesenheit so viel Aufmerksamkeiten bewiesen hatte, war auch diesmal meinen Wünschen mit der grössten Bereitwilligkeit entgegen gekommen, und hatte Herrn Reiss die erbetenen Lebensmittel übergeben. Am Nachmittag überfiel uns ein fürchterlicher Gewittersturm, und während ich noch damit beschäftigt war, die Veränderungen am Barometer und Thermometer zu beobachten, schlug am entgegengesetzten Ufer der Blitz in einen Baum. Der Schlag folgte augenblicklich auf den Blitz, und der Gegendruck war so stark,

dass Menschen und Thiere zurückzuweichen schienen. Das Barometer zeigte durchaus keine Schwankungen, der Thermometer fiel von 81° auf 75°, während der Regen in Strömen herabgoss; das Gewitter hielt die ganze Nacht hindurch an. Konnten wir uns auch bisher gerade nicht schmeicheln vom Wetter begünstigt worden zu sein, so war es doch bis jetzt noch nicht zum Aeussersten gekommen. Leider aber liess mich sein gegenwärtiges Aussehen nichts Gutes erwarten; die Atmosphäre war schwül und der Himmel in Nord-Westen dicht bewölkt; der Mondwechsel, der meistentheils einen entscheidenden Einfluss auf das Wetter ausübt, stand bald bevor, und ich hatte nur zu viel Grund zu befürchten, dass die Regenzeit im Herannahen sei. Leider waren meine Befürchtungen nur zu begründet. Wirksame Medicamente hatten doch wenigstens so viele meiner Leute hergestellt, dass ich die Reise fortsetzen konnte.

Am 6ten Januar stiessen wir auf einige Felsenrippen von derselben Formation, Abdachung und Richtung wie die an den Weihnachtsfällen. Der Fluss wurde bedeutend zusammengedrängt und wir mussten daher auch wieder zu den Aexten und Jagdmessern unsere Zuflucht nehmen; seine Breite betrug oft kaum mehr als 10 Yards, während die Strömung zwei Knoten enthielt; das Wasser wälzte sich über einen sandigen Boden, der häufig mit Kieseln bedeckt war. Freilich war eine solche Strömung beinah zu stark für meine matte Bootsmannschaft und sie musste an manchen Stellen alle Kraft, die noch in ihren Muskeln zurückgeblieben war, aufbieten, um nur nicht rückwärts getrieben zu werden. Bald trafen wir auch wieder auf mehre

Buchten, die mit kleinen Inseln von verschiedener Form bedeckt waren, auf denen eine Menge Palmen wuchs (*Astrocaryum Jauari*), die vermöge ihrer drei bis vier Zoll langen Stacheln, eine wirksame Vertheidigungslinie gegen jeden Eindringling bilden. Der Fluss war in der That mit einem so dichten Palmenwald umsäumt, dass sie jeder andern Pflanze den Boden streitig machten, da sie die ganze Feuchtigkeit, Luft und Licht für sich in Anspruch nahmen. Die Unterlage des Bodens, von 4° 20′ bis 4° 10′ nördl. Breite, ist ungemein feucht, während er an der Oberfläche aus einem kalkigen Mergel besteht, der mit Dammerde untermischt ist; er müsste sich demnach ganz besonders zur Reiscultur eignen, und dies um so mehr, als diese ganze Gegend den jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist und durch den Schlamm gedüngt wird, wodurch jede Handarbeit erspart werden würde. Teichte man diesen Strich theilweise aus, ich bin überzeugt, man müsste jährlich zwei Ernten gewinnen.

Die Strömung war seit einiger Zeit unser einziger Führer, um den eigentlichen Fluss nicht zu verlieren, und doch waren wir bei der grössten Aufmerksamkeit oft genug in Verlegenheit, welche Richtung wir einschlagen sollten, da an einzelnen Stellen das wirkliche Flussbett ganz von Gebüsch überdeckt wurde. Die herrliche Wasserlilie nahm mit ihren sonderbaren Blättern, an denen die Muscovy-Enten herumfrassen, während eine Menge anderer Wasservögel auf ihnen selbst herumliefen, um Insecten zu suchen, ganze Flächen ein.

Bei einem flüchtigen Blick hätte der Reisende versucht sein können zu glauben, er habe einen ausgebreite-

ten See vor sich, aus dem der Berbice als fünf Yards breiter Strom hervorbreche. Wie sehr würde er aber erstaunt sein, wenn man ihm gesagt, derselbe Fluss breite sich einige Meilen südlich, wieder bis auf 150 Yards aus! Wie ich schon erwähnt, veranlasste mich die Ruhe des Wassers nach einem andern Kanal zu suchen, und nachdem wir eine Fahrstrasse für unsere Corials durchgehauen, befanden wir uns plötzlich wieder in einem ansehnlichen Strom, dessen Bett von allem Gebüsch frei war. Wir fanden hier den Eisenbaum und eine neue Species des *Machaerium*, dessen Blüthen einen herrlichen Geruch verbreiteten, der viel Aehnlichkeit mit dem der Veilchen hatte; die Indianer nennen den Baum Itikiri buriballi; das Holz ist gleich einem Tigerfelle gesprenkelt und wird dann und wann nach der Kolonie gebracht, wo man den Fuss mit 5 Shilling 9 Pence bezahlt. Bei dem ersten Versuch, den wir mit unsern Aexten an einem Eisenbaum machten, welcher quer über den Fluss lag, prallten diese wirkungslos zurück, und nach einigen Hieben sah die Axt mehr einer Säge ähnlich. Hätten wir nicht einige amerikanische Aexte bei uns gehabt, wir würden die Corials haben über das Land schaffen müssen. Gleichsam im Contrast gegen das wohlriechende *Machaerium* und das harte Eisenholz, wuchs hier auch ein Baum, der beide an Grösse übertraf, und sobald er mit der Axt angehauen wurde, einen höchst unangenehmen Geruch verbreitete; er war ungemein weich und weiss, die äussere Rinde aber grau.

Am 8ten Januar trafen wir unter 4° 20′ nördl. Breite auf eine Menge Granitblöcke von derselben Formation wie die Achramucra am Essequibo, unter 4° 20′ nördl. Breite

und an den Fällen des Corentyn unter $4^0 21'$ nördl. Breite: der Zug hatte auch hier die Richtung von Ost nach West; die Blöcke waren bedeutend abgerundet, oft kugelförmig und von riesenhafter Grösse.

Die Freude, die uns der offene Fluss gemacht, währte leider nur kurze Zeit; bald verengte er sich wieder und seine Weite sank auf 10 Yards zusammen. Die kleinen Inseln, so wie die Palmen der frühern Region, waren verschwunden und wurden durch Lianen, besonders durch *mikania*, *convolvulaceae* und ein Gebüsch ersetzt, das man die Mangrove des frischen Wassers nennen könnte. Wir mussten von jetzt an jeden Schritt vorwärts durch fortwährende Arbeit erkämpfen, und selbst bei der angestrengtesten Thätigkeit, konnten wir doch täglich kaum mehr als 2 Meilen zurücklegen. Um uns die fortwährende mühevolle Arbeit des Durchhauens zu ersparen, was gewöhnlich einen ganzen Tag wegnahm, zogen wir es vor, die Corials auszuladen und sie über das Land zu ziehen. Zugleich entschloss ich mich auch, immer einen Tag um den andern zu halten und einige meiner Leute vorauszuschicken, um den Weg zu reinigen. Um unser Vordringen nach Süden noch mehr aufzuhalten, schlängelte sich jetzt der Strom in beständigen kurzen Krümmungen, wobei er zugleich in Folge des anhaltenden Regens, der seit dem Mondwechsel eingetreten war, seine Ufer überfluthete. Fünf Wochen waren verflossen seitdem wir die letzte menschliche Wohnung verlassen, und da sich uns kein Mittel dargeboten, durch welches wir unsere Vorräthe hätten vermehren können, so war ich gezwungen, die täglichen Rationen abzukürzen. Der Fluss stieg reissend,

Wildpret und Fische wurden immer seltener, während sich die Schwierigkeiten bei jedem Schritt, den wir vorwärts thaten, vergrösserten. Schon seit einigen Tagen hatte ich eine gewisse Unzufriedenheit unter meinen Leuten bemerkt, denn sie waren es überdrüssig, sich noch weiter von ihrer Heimath zu entfernen, und ich musste energische Massregeln anwenden, wenn ich meine Befehle erfüllt sehen wollte. Während sich einige der Indianer auf der Jagd befanden, waren sie auf ein Rudel wilder Hunde gestossen und unsere Jagdhunde hatten einen davon gefangen. Da die Indianer gern ihre Racen kreuzen, so hatte ihn Acuritch an einen Baum gebunden, um ihn mit sich zu nehmen, wenn er von der Jagd zurückkehrte; der Hund aber frass den Strick durch und war auf und davon, bevor unser kluger Jäger sein Vorhaben ausführen konnte. Hendrick, welcher Acuritch begleitet hatte, sagte mir, dass das Rudel wenigstens aus 30 Stück bestanden hätte. Dem Bau nach sollen sie viel Aehnlichkeit mit dem Bastard von einem Bullenbeisser und einem Dachshund haben. Sie haben runde herabhängende Ohren und eine rothbraune Farbe. Es war mir ärgerlich, dass mir die Gelegenheit entschlüpft war, eins dieser Thiere zu sehen, von denen ich schon so viel gehört hatte: sie kommen dann und wann sogar bis zur Küste herab; jagen aber immer in Rudeln.

Jede Stunde vorwärts, die wir dem Flusse abgewannen, war auch mit der grössten Anstrengung verknüpft, und am 22sten Januar fanden wir wieder den Fluss förmlich zusammen gezwängt, wobei er sich durch eine Wildniss von zahllosen Stechpalmen, die wieder von einem So-

lanum überzogen wurden, hindurchwand. Wollte ich nur irgend weiter vorrücken, so musste ich ein kleines Corial mit den tüchtigsten Leuten bemannen, damit diese mit Hauen und Aexten wenigstens die bedeutendsten Hindernisse aus dem Wege räumten, worauf wir ihnen in den übrigen Corials folgten, die wir mit grossen Stangen vorwärts trieben. Freilich kamen wir dabei jeden Augenblick mit dem Gebüsch am Ufer in Conflict, wo wir dann auf das Abscheulichste von Ameisen, Hundertfüssen, Spinnen und Scorpionen, die sich in das Gerölle, welches von der letzten Ueberschwemmung in das Gebüsch gespült worden war, verborgen hatten, belästigt wurden, indem sie uns die schmerzhaftesten Stiche und Bisse beibrachten. Waren wir auf Augenblicke von diesen Quälgeistern verschont, dann fuhr uns eine Stechpalme über das Gesicht oder die Hände, und liess jedesmal die Merkmale ihrer Berührung an uns zurück. Die armen Indianer hatten natürlich am meisten zu leiden; wir wurden doch wenigstens theilweise durch unsere Kleider geschützt, die ihrigen aber waren schon längst verschwunden, und nichts konnte sie daher vor diesen vielfachen Angriffen in Schutz nehmen. Die schon an und für sich niedrigen Ufer standen in Folge des anhaltenden Regens gänzlich unter Wasser und es war daher nicht so leicht, einen Ort zu finden, wo wir unsere Hängematten hätten befestigen können. So war es denn auch heute schon ziemlich spät am Tage, als wir uns immer noch vergebens nach einer trockenen Lagerstelle umsahen. Einer der Indianer musste einen hohen Baum besteigen; aber so weit sein Auge reichte, konnte er nichts als eine ungeheure Wasserfläche entdecken — eine trau-

rige Aussicht für uns ermüdete Wanderer! Acuritch liess lustig nach allen Seiten hin seine Stimme ertönen, um zu hören, von wo her ihm der Wiederhall trocknes Land verkünden möchte, aber vergebens, — der Schall erstarb nach allen Richtungen hin! Nach Sonnenuntergang fanden wir endlich, als wir uns schon darauf gefasst gemacht hatten in den Corials zu übernachten, eine schmale Stelle, die das Wasser noch nicht erreicht hatte. Es regnete ungemein stark, und da das Wasser mit jedem Augenblick anschwoll, so waren wir wenigstens froh, für die Nacht nicht vertrieben worden zu sein und keine andern Unannehmlichkeiten zu haben, als durch das Wasser nach dem Orte hin waten zu müssen, an dem wir den Abend vorher auf trocknem Grunde gelandet waren.

Am Abend des 24sten Januars erhielt ich durch einen Warrauindianer, der zu meinen Lieblingen gehörte, die beunruhigende Nachricht, dass man Unheil im Lager brüte. Schon seit einiger Zeit war mir das Betragen der Indianer aufgefallen, da sie jetzt selbst mehren meiner ausdrücklichen Befehle keine Folge mehr leisten wollten; noch nie aber war dies so offen an den Tag getreten, als seit den letzten zwei Tagen. Wie ich schon früher bemerkte, waren die meisten der Indianer meinem weitern Vordringen durchaus entgegen, und ich hatte selbst Beweise, dass auch meine Farbigen mit ihnen darin übereinstimmten. Alle Versuche, Wildpret oder Fische zu erhalten, waren fehl geschlagen, und die traurige Aussicht, dass während des regnigen Wetters kein besserer Erfolg zu erwarten stehe, hatte mich gezwungen, die täglichen Rationen für die Männer auf 6 Unzen, für die Frauen auf 5 Unzen Reis

herabzusetzen. Der Warrauindianer theilte mir nun mit, dass die Cariben, Acuritch an der Spitze, die andern Indianer aufgewiegelt hätten, unsere Corials wegzunehmen, uns während der Nacht zu verlassen, und sobald wir Widerstand leisten würden, uns mit den Stricken der Hängematten an die Bäume zu binden. In wie weit die Arawaaks in den Plan Acuritch's einstimmten, kann ich nicht bestimmen, die Ueberzeugung aber hatte ich gewonnen, dass die Treue der Mannschaft meines eignen Corials, der Warraus, noch nicht wankend geworden war. Ich schickte daher den jungen Warrau ab, um mir weitere Nachrichten zu bringen. Die Gewissheit dieser Verrätherei beunruhigte mich ungemein; noch wusste ich nicht, wie weit sich das Missvergnügen schon verbreitet haben möchte und nur das war mir gewiss, dass mir beinah Alle nur mit Widerstreben weiter vorwärts folgen würden. Ich machte Herrn Reiss mit unserer Lage bekannt, worauf wir alle Vorsichtsmassregeln trafen, damit sie uns nicht überraschen konnten; vorzüglich richteten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Kähne und Amunition.

Acuritch schien zu argwöhnen, dass uns sein Plan verrathen wäre. Ihr Lager war nicht weit von meinem Zelte aufgeschlagen. Ihre Feuer leuchteten durch die Nacht zu mir herüber, und ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich am Morgen das Lager leer fand; sie mussten uns gegen Mitternacht verlassen haben, da wir um diese Zeit das Gebell eines ihrer Hunde in einiger Entfernung vom Lager gehört hatten. Herr Reiss, der dadurch aufmerksam gemacht wurde, war aufgestanden, um sich nach der Ursache umzusehen, da er aber nichts Auffälliges entdeckt,

hatte er sich wieder in seine Hängematte gelegt, vorzüglich da er ihre Feuer noch brennen sah, was ihm ein Zeichen gewesen, dass auch sie noch in ihren Hängematten wären. Sie hatten einige unserer besten Jagdmesser, mehre eiserne Töpfe und Feldkessel u. s. w. mitgenommen, keine Spur aber verrieth, wohin sie sich gewendet; aus mehren Umständen aber glaubte ich schliessen zu müssen, dass sie ihren Weg in einer östlichen Richtung nach dem Corentyn hin eingeschlagen hatten. Der Wald, durch den wir während der letzten Tage gekommen waren, enthielt eine Menge Bergkohlpalmen; und Acuritch hoffte demnach auch gewiss, dass, sobald sie nur erst die Sümpfe hinter sich haben würden, dieser Baum ihnen hinlängliche Nahrung bieten könnte; ausserdem waren auch gerade die Früchte einer andern Palme, die die Arawaaks Caria, die Cariben Muro-Muro nennen, reif, welche die Indianer ungemein gern essen. Waren sie dadurch auch nicht geradezu dem Hunger Preis gegeben, so hatte das Unternehmen doch noch manche gefährliche Seite, und liefert einen neuen Beweis für den verwegenen Charakter dieses Stammes.

Unsere Lage wurde mit jedem Tage bedenklicher; wir hatten nur noch elf arbeitsfähige Männer, die ich auf meine vier Corials vertheilen musste; unerschütterlich aber beharrte ich auf meinem Entschluss, vorwärts zu dringen.

Am 26sten Januar fanden wir, dass sich der Fluss wieder zu einem See ausbreitete, der mit niedrem Gebüsch umsäumt und theilweise mit der herrlichen Victoria, dem

Stolze meiner botanischen Entdeckungen, überzogen war, die hier so üppig gedieh, dass einige der Blätter 6 Fuss 5 Zoll Durchmesser hatten. Ein Polygonum und zahlreiche Grasarten von den verschiedensten Farben, bedeckten den Fluss in einem solchen Grade, dass man nur da, wo die Strömung des Wassers am stärksten war, einen schmalen Wasserstreifen sah. Aber auch diesmal wieder dauerte unsere Freude nicht lange! Der Fluss wurde immer schmäler, und wir mussten uns von Neuem durch Stechpalmen und zahllose stachlige Solaneen durchhauen, die oft so üppig gewachsen waren, dass wir unsere Kähne mit der äussersten Kraftanstrengung über sie hinzuziehen hatten.

Vom 22sten bis zum 27sten Januar hatte ich keine astronomischen Beobachtungen aufnehmen können, bis ich an dem letztern Tag durch eine Meridianhöhe der Sonne fand, dass wir uns unter 4° 1′ nördl. Breite befanden, folglich beinah parallel mit der Vereinigung des Rupununi und Essequibo. Ich entschloss mich daher, noch drei Tage vorwärts zu dringen, wodurch ich doch noch 6—10 Meilen weiter südlich zu kommen hoffte; dann wollte ich landen und quer über das Land zu Fusse nach dem Essequibo vordringen. Ich theilte diesen Entschluss meinen Gefährten mit und bald hatte er sich unter den Indianern verbreitet, die ihn mit den Zeichen der grössten Freude aufnahmen. Im Rücken des Lagers hatten unsere Indianer eine Menge jener Palmen mit reifen Früchten entdeckt, die ich schon vorher erwähnte, und entschädigten sich nun reichlich an ihnen für die frühern Entbehrungen. Die Caria wächst in Bündeln von 12—20 Zoll Länge und

9—10 Zoll Durchmesser. Jede Nuss ist ungefähr 1 ½ Zoll lang, oben an der Spitze rund, nach dem Ende hin aber wo sie aufsitzt, zugespitzt. Die äussere Schale ist mit Stacheln besetzt; der Kern essbar und schmeckt, wenn er noch jung ist, beinah wie Kokusnuss; man röstet sie auch auf dem Feuer. Die Palme hat einen niedrigen Stamm und die Blätter oder grünen Zweige sind mit langen Stacheln besetzt; ich konnte mich nicht erinnern, diese Palme am Corentyn oder Essequibo gesehen zu haben. Ich halte sie für das *Astrocaryum murre-murre*[1] (*Martius*). In der Nachbarschaft unseres Lagers fielen uns besonders einige riesenhafte conische Ameisenhügel von 10 Fuss Höhe auf, die aus einem Gemisch von Sand und Thon errichtet waren. Das Innere hatte das Insect mit Stückchen Holz, Blättern und Blumen ausgebaut; der Eingang zur Wohnung, von 3—4 Zoll Durchmesser, wurde durch trockene Blätter geschützt, die mit Thon und einer zähen Substanz verbunden waren. Die Ameise sieht rothbraun, ist ³/₈—⁵/₈ Zoll lang und wird von den Arawaaks Haracorli genannt.

Die Arbeitsameisen haben auf dem Rücken vier, und auf dem Kopfe zwei stachlige Fortsätze, und gleichen in vieler Hinsicht der Cuschiameise (*Atta*), nur dass sie kleiner sind.

1 Die Samen dieser Palme hatte ich schon früher häufig an der flachen Küste von Anegada gefunden, wo sie durch die Strömung angetrieben worden waren; dort nennt man sie im gewöhnlichen Leben See-Kokusnuss, obgleich sie ganz von der *Cocoa de Mar* (*Lodoicea Sechellarum*) verschieden ist. Während der Ueberschwemmungen werden die Samen vom Lande fortgeschwemmt, kommen so mit zur Mündung der Flüsse, wo sie dann die Strömung forttreibt.

Am 28sten Januar mussten wir uns immer noch langsam durch den vielfach geschlängelten Lauf des Flusses hindurchwinden. Seine Ufer waren fortwährend mit Stechpalmen und zahllosen *Marantaceae* besetzt. Bald aber, nachdem wir eine der Krümmungen umfahren hatten, fanden wir, dass er sich wieder nach und nach erweiterte, bis er einen Wasserspiegel von gewiss 150 Yards bildete. Diese seeähnliche Fläche wurde wieder von denselben Pflanzen bedeckt, nur dass sie noch durch eine prächtige *Pontederia* vermehrt waren, die für mich um so grösseres Interesse hatte, als sie nach ihren Blättern ungemein viel Aehnlichkeit mit dem so seltenen vierblättrigen Klee besass, der ja, sobald man ihn von ungefähr findet, immer als der Vorläufer eines nahe bevorstehenden Glücks angesehen wird. Ich fand leider weder Blumen noch Samen, um den Namen der Pflanze festzustellen[1]. Der Fluss behielt einige Meilen seine Breite von 150 Yards bei und fast wäre ich zu der Annahme verleitet worden, dass wir uns in einem andern Strome befänden: da sich aber diese unerwartete Ausbreitung auch nach Osten hin erstreckte, wo sie frei von Unterholz war, so folgten wir dieser Richtung einige Meilen hindurch, bis wir ganz vom Wald umschlossen waren und fanden, dass wir bloss eine Bucht untersucht hatten. Im Flusse stiessen wir auf einige Granitblöcke. Am Nachmittag ergab sich mir, dass wir uns unter 3° 58′ nördl. Breite befanden, und dass wir demnach seit dem 22sten Januar etwa drei Meilen nach Süden hin vorgerückt waren. Während sich der Fluss wieder

1 Wahrscheinlich war es *Marsilea quadrifolia*.

verengerte, stieg auch seine Strömung nach und nach, bis sie endlich die Schnelligkeit von 2 Knoten erreicht hatte. Gross war daher die Freude als wir fanden, dass sich der Fluss wieder bis zu etwa 30 Yards erweiterte, und da die Ufer ziemlich hoch waren, so hofften wir um so mehr, dass er diese Breite beibehalten würde; aber noch mehr freuten wir uns, als ich am Abend, bis wohin wir ziemlich schnell vorwärts gerudert waren, auf einem alten Baumstamm am linken Flussufer fünf oder sechs Landschildkröten sitzen sah; eine solche Gelegenheit zu einem guten Mahl bei unserer jetzigen Lage, durften wir nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Wir hielten augenblicklich an und sprangen an das Ufer, da machten mich meine Indianer auf einiges Gebüsch aufmerksam, das nicht lange vorher mit einem Messer abgeschnitten sein musste; vorsichtig schlichen wir daher zu den ersehnten Schildkröten hin, fanden aber zu unserm bittern Schmerz, bloss Schalen in ihnen. Bald machten wir die Stellen ausfindig, an denen Feuer gebrannt hatten, und es unterlag jetzt keinem Zweifel, dass wir durch Zufall den Pfad entdeckt, der nach dem Essequibo führt. Einige der Indianer fanden auch auf dem andern Ufer des Flusses einen Haufen Mocco-moccos, woraus wir schlossen, dass die Sklavenexpedition, die die Cariben im Werke hatten, kurz vor unserer Ankunft ausgeführt worden war; nach allen Zeichen zu schliessen, musste sie hier längere Zeit gelagert haben.

Da der folgende Tag, der 29ste Januar, gerade ein Sonntag war, so blieben wir um so lieber in unserm Lager, als es uns auch seit langer Zeit nicht vergönnt gewesen, an diesem Tage der Ruhe, rasten zu können.

Den 30sten Januar brachen wir um 9 Uhr auf, um in südwestlicher Richtung über das Land nach dem Essequibo vorzudringen. Herr Reiss, Cornelius und 5 Indianer, die unser Gepäck und die nöthigen Lebensmittel trugen, begleiteten mich dahin. Der Pfad war kaum 12 Zoll breit und nur durch Einschnitte in die Bäume erkennbar. Eine Menge umgestürzter Bäume hatte sich quer über ihn hingelegt, und unsere Füsse waren, da sie seit den zwei letzten Monaten in den Kähnen eingezwängt gewesen, gewaltig steif geworden. Der Boden war ungemein fruchtbar und lag meistentheils in gleicher Fläche. Bald breiteten sich mehre Sümpfe vor uns aus, die wir zu durchwaten hatten, und in denen die Manicolpalme höchst üppig gedieh. Auch jene seltene Palmenart, *Geonoma spec.?*, die die Arawaakindianer Buba nennen, und die ich schon früher auf dem Conocongebirge getroffen, fand ich hier. Sie hatte eine bedeutende Höhe erreicht, besass aber nur wenig Blätter, die abgestumpft waren, als hätte man sie an den Spitzen beschnitten. Einzeln findet man sie auch an der Küste, wohin sie wahrscheinlich verpflanzt wurden, wenigstens schliesse ich dies aus der ungemeinen Seltenheit. Nachdem wir eine Stunde Weg zurückgelegt, kamen wir an einen riesenhaften Baum mit glatter Rinde, den die Cariben Okheriprúma nennen, und in welchem wir mehre indianische Merkmale eingeschnitten fanden. Die Wälder, welche wir durchwanderten, enthielten die herrlichsten Bäume. In dem quellenreichen und höchst fruchtbaren Boden, der aus einer reichen vegetabilischen Dammerde, die mit Sand vermischt war, bestand, würde man Alles haben ziehen können. Der stattliche Crabbaum (*Carapa guianensis*

Aublet), der Suari (*Pekea tuberculosa Aublet*), der wegen seiner köstlichen Nüsse so bekannt ist, die aber leider jetzt noch nicht reif waren, der Yaruri oder der Ruderbaum (*Aspidospermum excelsum*), wuchsen hier in der grössten Vollkommenheit. Der letztere Baum ist besonders dadurch merkwürdig, dass er das Aussehen hat, als wären eine Menge schlanker Bäume in- und aneinander gewachsen. Die Rinde sieht dunkelfarbig und hat einige hellgraue Flecken; der Same ist glatt und runzlig; meinem Urtheil nach muss er zur Familie der *Echiteae* gehören. Das Holz besitzt eine ungemeine Elastizität und wird von den Indianern wegen des eigenthümlichen Baues seines Stammes, besonders zu Rudern verarbeitet. Oft sah ich die Indianer einen der Zweigstämme abhauen und das Ruder in wenigen Stunden fertig machen, wobei sie kein anderes Werkzeug hatten, als ein Jagdmesser und ein gewöhnliches Messer. Hat es der Indianer so weit fertig, dann übergibt er es den Weibern, die es noch mit Rucu und Lana bemalen. Eben so fanden wir auch den Amara oder Wamarabaum[1], aus dessen Holz sich die Indianer ihre Kriegskeulen verfertigen; es ist ungemein hart und hat eine schwarze Farbe. Der Wamarabaum ist eine Species der *Lecythis* und seine Samenkapseln haben ganz die Form eines Löschhütchens; er erreicht eine ungemeine Höhe und hat eine hellfarbige Rinde. Ausser diesen eben angeführten Bäumen fand ich noch eine Menge anderer, die uns durch ihren ungeheuren Umfang in Erstaunen setzten und aus denen die Indianer ihre Corials und Kanoes

1 Die Bannia der Arawaakindianer?

machen. Nachdem wir ungefähr 1½ Stunde vom Lager entfernt waren, stiessen wir auf die erste Erhebung des Bodens. Diese Erhöhung mochte etwa 40 Fuss betragen; sie zog sich von Nord-West nach Süd-Ost. Auch Felsstücke von dem Umfange eines Taubeneies bis zu den grössten Blöcken, lagen hier überall zerstreut umher. Sie waren crystallinisch, von ansehnlicher Schwere und schienen bedeutend eisenhaltig zu sein. Der Boden, welcher durch einen umgestürzten Baum blossgelegt war, bestand aus ocherhaltigem Thon mit Quarzstücken vermischt, die durch Abreibung eine runde Gestalt erhalten hatten und ganz mit denen übereinstimmten, die ich auf den Savannen des Pacaraimagebirges gefunden.

Herr Reiss, der sich mit einigen Indianern etwas verspätet hatte, war auf eine Herde Kairunis gestossen und hatte zwei von ihnen erlegt; da aber unsere Leute schon ziemlich beladen waren, so konnten wir leider nur eins mit uns nehmen. Eben wollten wir unsern Weg weiter fortsetzen, als wir den Schall einer Flinte in Nord-Osten hörten, dem bald ein zweiter und dritter folgte. Dies musste das verabredete Signal zu unserer schleunigen Rückkehr sein, und nur die dringendste Noth konnte Herrn Cameron vermocht haben, dieses zu geben. Augenblicklich traten wir daher auch unsern Rückweg an. Ich eilte voran, noch aber waren wir nicht weit vorgeschritten, als ich auch die Herde Kairunis vor uns sah: sie bemerkten mich nicht und verfolgten daher ruhig ihren Weg in der Marschlinie, wobei die Jungen immer unter dem Bauche der Mutter fortgehen; wir erlegten noch zwei Stück. Da wir aber keine Zeit zu verlieren hatten, so weideten wir

sie bloss aus und hängten sie an einem Baum auf, um sie holen zu lassen, wenn es die Umstände erlauben sollten. Ich und Salomo, mein treuer Warrauindianer, bildeten den Vortrab. Zahlreiche Möglichkeiten, die unser Zurückrufen veranlasst haben konnten, stiegen in meinem Geiste auf, und in der Eile, diesen so schnell als möglich zu begegnen, hatte ich bald ausser Salomo Alle hinter mir zurückgelassen. Nach kurzer Zeit hörte ich das Geräusch von Stimmen, und winkte Salomo zu, leise zu gehen, damit wir lauschen könnten. „Es sind Cariben", flüsterte er mir ins Ohr. Ich bedeutete ihm nochmals zu lauschen — „Cariben", war seine abermalige Antwort. Ich kroch nun näher heran und übersah auf einmal eine Anzahl rother Hängematten. Es ist nur zu bestimmt, dachte ich bei mir, das Lager ist überrumpelt worden, Herr Cameron und Vieth sind wahrscheinlich getödtet oder vielleicht an den nächsten Baum gebunden, und ihr Leben steht jeden Augenblick in Gefahr; was hat es daher zu bedeuten, ob ihr das eurige einige Stunden später oder früher verliert? Mit diesem Entschluss schritt ich mit meinem gespannten Pistol vorwärts, um den ersten Angreifer niederzustrecken. Sobald ich an die Cariben herangekommen, frug ich: „Seid ihr als Freunde oder Feinde gekommen?" Ich erhielt keine Antwort. Meine nächste Frage war: „Wer ist euer Häuptling?" „Smittee (Smith); er ist in Paranaghiris [1] Zelt." Ich ging augenblicklich dahin und fand meinen Freund Smith

1 Paranaghiri bedeutet Menschen von jenseit des Meeres, womit die Cariben und einige andere Stämme stets die Engländer bezeichnen, während sie die Spanier und Portugiesen „weisse Leute" nennen.
Uebersetzer.

vom Corentyn her und den Häuptling von Copename, den ich zu Oreála getroffen, mit Herrn Cameron im Gespräch. Alle meine Befürchtungen verschwanden und ich erfuhr nun, dass der Streifzug gegen die Macusis eben erst einige Stunden vorher angekommen war. Als sie sich dem Berbice genähert, war durch Zufall ein Gewehr in unserm Lager losgegangen, und die Cariben in der Meinung, dass einige ihrer Freunde vom Rupununi sie hier erwarteten, waren in ein Freudengeschrei ausgebrochen, wodurch Herr Cameron ihre Annäherung zuerst erfahren hatte. Wie sehr mussten sie aber erstaunt sein, als sie so unerwartet meine Corials auf dem Flusse sahen! Als ich zu Oreála mit ihnen über die Ungerechtigkeit rechtete, die sie dadurch begängen, dass sie die Macusis in die Sclaverei führten, und ich wahrnahm, dass dies durchaus keinen Eindruck auf sie machte, drohte ich ihnen mit der Rache des „*Big Governor's*“ (grossen Gouverneurs)[1] und dass ich vor ihnen bei dem Wege sein würde, der über den Berbice nach dem Essequibo führte. Sie lächelten zu meinen Drohungen und hielten sie für unmöglich. Ich war schon damals entschlossen, kein Mittel, dessen Anwendung mir nur irgend die Klugheit erlauben würde, zu vernachlässigen, um sie an ihrem Vorhaben zu hindern; die Hindernisse aber, die sich mir auf dem Berbice entgegen gestellt hatten, liessen mich beinah daran zweifeln, dass ich den Weg noch zur rechten Zeit würde erreichen können; glücklicher Weise

1 Der Indianer unterscheidet sehr wohl die verschiedenen Abstufungen der Macht, die durch den Stationscommandanten, Fiscal oder Sheriff und den Gouverneur ausgeübt wird, und belegt daher mit dem Namen „*Big Governor*“ jedes Ding, das gross ist, und Gehorsam und Ehrfurcht erheischt.

aber war es doch noch der Fall. Im Laufe des Tages erfuhren wir, dass, nachdem Smith von Skeldon, bis wohin er mich begleitet hatte, um dort seinen Lohn zu empfangen, zurückgekehrt war, alle Anstalten zu dem beschlossenen Zuge gemacht worden wären. Bevor er jedoch wirklich zur Ausführung kam, starb der alte Thomas, ein Piaimann (Zauberer) von bedeutendem Ansehen. Er hatte die Expedition in Vorschlag gebracht und wollte sie auch begleiten.

Während ich den Corentyn hinaufstieg, gehörte dieser zu meinen Begleitern, und als ich zu Oreála Alles aufbot, um sie von ihrem abscheulichen Vorhaben abzubringen, fand ich den Erfolg meiner Absichten immer durch sein Dazwischentreten und durch seine Drohungen vereitelt. Als er uns in Skeldon verliess, war er schon ungemein durch eine Lungenkrankheit geschwächt, und dem gewöhnlichen Gange solcher Krankheiten nach, konnte er kaum noch einige Monate leben; dieses Prognostikon stellte ich ihm auch kurz vorher, ehe uns Smith verliess. Es kam so wie jeder voraussehen musste, aber auf den Aberglauben der Indianer übte dieser Fall eine bedeutende Wirkung aus; sie standen mit ihrem Unternehmen an, hielten eine lange Berathung, und gaben es endlich ganz auf. Da sie aber einmal Bedenken getragen und furchtsam geworden, so mochten sie nicht einmal eine Reise zum Tauschhandel antreten, ohne vorher eine Gesandtschaft an die Macusis abgeschickt zu haben, die dort Vorbereitungen treffen sollte. Sie wählten zu diesem Zwecke einen Macusi, mit Namen Sakurra, und seine beiden Söhne, der von Kindheit auf unter ihnen gelebt hatte. So waren sie

aufgehalten worden, während mich verschiedene Umstände unterstützt hatten, dass auch meine letztere Drohung eintraf. Smith ergriff gleich nach meiner Rückkehr die erste günstige Gelegenheit, um mir zu sagen, dass sie ihren Plan, Sclaven zu holen, gänzlich aufgegeben und dass ihre Reise weiter nichts als einen Tauschhandel mit Hängematten, Baumwolle, Hunden u. s. w. bezwecke. Sobald ich Zeit fand mich im Lager umzusehen, überzeugte ich mich auch von der Wahrheit seiner Angaben, da ich eine Menge Frauen und Kinder unter ihrer Begleitung bemerkte, die aus 26 Männern, 2 erwachsenen Knaben, 6 Weibern und 6 Kindern bestand. Unternimmt der Caribe einen kriegerischen Ausflug, dann lässt er jedesmal Frau und Kinder zurück. Obgleich Smith die Beweggründe verborgen hielt, die ihn seinen ursprünglichen Plan hatten aufgeben lassen, so erfuhren wir diese doch bald genug durch einzelne Aeusserungen, die ihnen unbemerkt entfielen. Ohne Zweifel sahen sie mich jetzt, wo Alles eingetroffen, was ich ihnen vorhergesagt, wo ich sogar früher den Weg nach dem Essequibo erreicht hatte, mit ganz andern Augen an als früher, und ich hatte dadurch ein bedeutendes Uebergewicht über sie gewonnen. Aber auch mich erhob der Gedanke und die Ueberzeugung, dass ich mich als die Ursache ansehen konnte, durch die so mancher Indianer von der Sclaverei befreit worden war, so mancher nicht von Haus und Familie weggerissen wurde, was gewiss nicht ohne Blutvergiessen abgelaufen wäre; und diese Ueberzeugung entschädigte mich reich für meine Mühen und für das drückende Gefühl, das mich ergriff, wenn die Schwierigkeiten vor meinen Geist traten, die

sich mir in der Erreichung meines Zieles, jenes hohen Gebirgszuges, auch auf meinem jetzigen Wege entgegenstellten.

Bei den Cariben war derselbe Mangel an Lebensmitteln eingetreten wie bei uns; sie hatten diese Anfangs nicht zu Rathe gehalten, und mussten daher jetzt Noth leiden, und so konnten weder wir sie, noch sie uns unterstützen.

Nach ihren Angaben hatten sie Tomatai vor 12 Tagen verlassen, und waren die Fälle des Corentyn überschritten, indem sie die Corials auf dem linken Ufer im Rücken des grossen Katarakts, Marisappa Yuma, über das Land gezogen, von wo aus sie dann auf dem Wasser den Pfad nach dem Berbice in 2½ Tagen erreicht hatten; hier hatten sie die Corials wieder an das Land gezogen, um sie bis zu ihrer Rückkehr zu verbergen, und waren dann in 2½ Tagen nach dem Berbice gekommen.

Viele unter ihnen hatten sich mit Rucu und Lana (Tabuseba der Cariben) bemalt. So sah ich auch einen Knaben, der auf seine Schenkel einige der Figuren gezeichnet, die wir an dem Felsen Timehri und auf einigen Blöcken in der Nähe des grossen Katarakts bemerkt hatten.

Am Morgen des 31sten Januars brachen wir wieder ziemlich früh nach dem Essequibo auf. Zu meinem Verdruss bemerkte ich, dass der Fluss seitdem wir uns gelagert, schon gegen 10 Zoll gefallen war, und ich musste meine Rückkehr so viel als möglich beschleunigen, da ich nur zu gut wusste, dass, wenn der Fluss noch 12 Zoll fallen sollte, wir so lange hier verweilen müssten, bis die Regenzeit in den Gebirgen eingetreten sein würde, was dort erst im März der Fall ist, während die Flüsse in dem

Bereich der Küste, wo der Regen schon im Februar eintritt, um diese Zeit so angeschwollen sind, dass man die untern Fälle ganz bequem befahren kann. Würde ich bei meiner Rückkehr vom Essequibo den Berbice noch nicht so bedeutend gefallen finden, dann war ich entschlossen, vor meiner Abreise nochmals auf einem der Pfade nach dem Corentyn vorzudringen.

Unsere Marschlinie mochte einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Indianer mit Körben, die Tauschartikel, grosse Bündel Bogen und Pfeile enthielten, Frauen, die Kinder trugen, und Kinder, die rittlings auf den Schultern des Vaters sassen; andere wieder mit Gepäck und Lebensmitteln beladen, und kleine Mädchen, die auch ihr Theil thun wollten und daher jedes einen schreienden jungen Hund trugen —, so rückten wir in der indianischen Reihe vorwärts. Als wir bei dem Orte ankamen, an welchem wir die Kairunis zurückgelassen hatten, waren diese verschwunden, dafür fanden wir aber hinlängliche Anzeichen, dass sie ein Tiger fortgeschleppt haben musste. Indem wir nun das Gebüsch in der Nähe untersuchten, entdeckten wir meinen indianischen Hund Caniantho todt hingestreckt, und eine dreieckige Wunde an jeder Seite des Nackens machte es nur zu wahrscheinlich, dass er mit dem Tiger um die Kairunis gekämpft und von ihm getödtet worden war; endlich fanden wir auch diese; der Tiger hatte sie eine Strecke in das Gebüsch hineingeschleppt und sie dann neben einander gelegt, um sie für das nächste Nachtmahl aufzuheben. Der Hund schmerzte mich um so mehr, als er besondere Anhänglichkeit zu mir zeigte und alle Merkmale jener Spielart an sich trug, die ich bei einer

frühern Gelegenheit anführte. Ich hatte ihn von den Macusis in der Absicht gekauft, ihn in den zoologischen Garten nach Londen zu senden.

Ungefähr gegen halb zehn Uhr Vormittags kamen wir an einen grossen Sumpf, den ich augenblicklich für denselben erkannte, der meinen weitern Entdeckungen von Primoss aus im vergangenen Jahre Grenzen gesetzt hatte. Damals sanken wir bis an die Knie in den Schlamm, jetzt aber war dieser glücklicher Weise verhärtet. Bald darauf stiessen wir auf die ersten Kakaobäume, und 15 Minuten später lag der breite Essequibo vor uns, und fröhlich hiessen wir unsern alten Bekannten willkommen. Wir hatten Primoss, das auf dem östlichen Ufer des Essequibo liegt, vom Berbice aus in 3 Stunden 20 Minuten erreicht. Noch stand die Hütte, welche wir zwölf Monate vorher errichtet und in welcher ich und Herr Brotherson eine so abscheuliche Nacht durchlebt hatten. Bald nachher kam auch Herr Reiss an; seine Freude war fast grenzenlos als er zum erstenmal den schönen breiten Essequibo sah.

Nachdem sich die ganze Gesellschaft versammelt hatte, machten auch die Cariben augenblicklich Anstalten uns zu verlassen, da sie noch bis zu der verlassenen Niederlassung Cumaka, die drei Meilen weiter abwärts lag, gehen wollten. Herr Reiss, der gern noch mehr vom Essequibo zu sehen wünschte, entschloss sich, sie bis Cumaka zu begleiten, und ich hielt es für rathsam, Smith bis zu seiner Rückkehr am Nachmittag, als Geissel zurück zu behalten. Bei meiner Abreise aus dem Lager hatte ich festgesetzt, dass um sechs Uhr Abends ein Gewehr abgeschossen werden sollte, und um die bestimmte Stunde vernahmen wir

den Schall ganz deutlich; die Richtung war Nord 55° Ost, und die gerade Entfernung betrug 9 Meilen. Wegen des höchst ungünstigen Wetters hatte ich ausser meinem Compass kein anderes Instrument mitgenommen. Die Lage von Primoss bestimmte ich nach den Beobachtungen, die ich an der Mündung des Rupununi aufnahm, zu 3° 50′ nördl. Breite, während sich unser Lager am Berbice unter 3° 55½′ nördl. Breite befand.

Der Lauf des Flusses ist Süd 55° West; 9 Meilen Entfernung gibt 5 Meilen südlich und 7½ Meilen westlich; der Unterschied der Breite beträgt daher $^3/_{10}$ Meilen.

Nachdem wir am 1sten Februar den Essequibo mit Tagesanbruch verlassen hatten, erreichten wir unser Lager innerhalb drei Stunden zwanzig Minuten, und da ich aus Erfahrung weiss, dass ich gewöhnlich drei Meilen in der Stunde gehe, so musste ich den Zwischenraum zwischen dem Essequibo und Berbice mit Einschluss der Windungen, die der Pfad macht, ungefähr zu 10 Meilen annehmen. Das Resultat meines Abstechers vom Berbice nach dem Essequibo ist für die Geographie in sofern von Wichtigkeit, als der unbedeutende Zwischenraum, der beide Flüsse von einander trennt, ganz unumstösslich darthut, dass der Berbice bei Weitem westlicher liegt als er auf allen unsern Karten angegeben ist. In Arrowsmith's neuester Karte von Kolumbien (London 1834) sind die Quellen des Berbice unter 4° 30′ nördl. Breite und 57° 14′ westl. Länge angegeben, während nach meinen Beobachtungen unser Lager 35 Meilen weiter südlich und eben so weit westlich von den imaginären Quellen lag, wo der Fluss immer noch 33 Yards breit und 8—10 Fuss tief

war. Allem Anschein nach setzt er seinen Lauf noch eben so weit fort, als wir ihn schon aufwärts gedrungen waren.

Ein zweiter Punkt, der durch meinen Ausflug nach dem Essequibo seine Berichtigung fand, ist der, dass sich der Demerara gar nicht so weit erstreckt, als es alle Karten angeben. Denn auf dem ganzen Wege stiess ich ausser dem trocknen Bette eines kleinen Flusses, der sich unmittelbar unter unserm Lager in den Berbice mündete, auch nicht einmal auf einen Bach, und doch sind auf allen Karten die Quellen des Demerara in der vierten Breitenparallele angegeben. Nach meiner Ansicht muss er in jenem Gebirgszuge, der sich zwischen 4° 30′ und 4° 40′ nördl. Breite hinzieht, entspringen. Während wir den Berbice hinaufstiegen, stiessen wir zwar auf einen kleinen Fluss, der, bei einer Breite von 15 Yards, sein schwarzes Wasser unter 4° 21′ nördl. Breite in den Berbice ergoss, wobei er von West bei Süd herfloss, von dem Demerara aber fanden wir auch nicht die geringste Spur. Nach den sorgfältigsten Beobachtungen, die ich anstellte, muss der Spiegel des Berbice in dieser Parallele 20 Fuss tiefer liegen als der des Essequibo. Nach den Barometermessungen lag unser Lager 333 Fuss über dem Meere; die Fälle des Corentyn dagegen liegen bedeutend höher.

Das Land zwischen den beiden Flüssen scheint sich ganz besonders zur Kultur des Kakao zu eignen, wofür auch der blühende Zustand der Bäume bei Primoss den hinlänglichen Beweis liefert.

Bei unserer Rückkehr nach dem Lager war der Fluss innerhalb der zwei Tage, die wir abwesend gewesen waren, von 8 auf 10 Zoll gefallen. Dieser Umstand und die

immer fühlbarer werdende Abnahme der Lebensmittel — (denn unsere tägliche Ration betrug nur noch 5 Unzen Reis) zwangen mich meinen frühern Plan, nach dem Corentyn hinüber zu gehen, aufzugeben. Nach den Nachrichten, die ich von Smith darüber einziehen konnte, hat die Gegend viel Aehnlichkeit mit der zwischen dem Berbice und Essequibo, und auch zwischen diesen beiden Flüssen stösst man auf dem ganzen Wege, den sie zu $2\frac{1}{2}$ Tagen angaben, nur auf einen einzigen kleinen Bach; die Entfernung mochte etwa 24 Meilen betragen. Die Schwierigkeiten, die sich bei dem Graben eines Verbindungskanals, der für die Kolonie von ungemeiner Wichtigkeit sein müsste, entgegenstellen würden, könnten demnach nur sehr unbedeutend sein. Die Schifffahrt auf dem Corentyn ist mit flachbodigen Kähnen, ausser den grossen Katarakten, bei Weitem weniger Hindernissen ausgesetzt, als auf dem Essequibo.

Nach Alexander von Humboldt (*Relation historique*) ging Kolonel Barata mit Depeschen im Jahre 1793 von Para nach Surinam, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass er den Rupununi herabstieg und den Corentyn auf dem eben angegebenen Wege erreichte. Dieses Pfades erinnern sich auch die ältesten Cariben noch aus ihrer Jugend, wo der Essequibo und Corentyn noch dicht bevölkert waren, und eine ununterbrochene Verbindung zwischen den Cariben in dem Pacaraimagebirge und denen in Surinam stattfand, während die niedern Sümpfe des Berbice immer noch der Aufenthalt von Raubthieren und schädlichen Reptilien waren. Wir waren wahrscheinlich die Ersten, welche den Berbice von seiner Mündung bis

3° 55′ nördl. Breite verfolgt hatten, und die Schwierigkeiten, die mit diesem Unternehmen verbunden waren, werden wohl nie aus unserm Gedächtniss verwischt werden können.

Den 2ten Februar traten wir unsere Rückreise an und stiessen auf alle die Hindernisse, welche ich voraus befürchtet hatte, denn das Wasser war kaum 12 Zoll tief. Am 4ten Februar fing es ungemein an zu regnen, und am 6ten war der Fluss schon bedeutend geschwollen, so dass wir von jetzt an die schnellsten Fortschritte machten.

Am 7ten Februar fuhren wir am schwarzen Fluss vorüber, der sich von Westen her mit dem Berbice verbindet, nachdem wir ihn gerade einen Monat vorher zum erstenmale gesehen hatten. Unsere Reise wurde jetzt einförmig, nichts von Interesse stiess uns auf, selbst das Thierreich schien sich während der tropischen Regengüsse zu verbergen. Hier und da folgte eine Carara (*Plotus spec.?*) dem Laufe des Flusses, indem sie ihren langen Hals neugierig und erstaunt über das ungewöhnliche Erscheinen eines Corials ausstreckte. Sie ist einer der schläfrigsten Vögel, denn unmittelbar nach ihrem Mahle überlässt sie sich wieder dem Schlafe. Eine, die eben ihre Siesta auf dem Zweige eines Baumes, der über den Fluss hing, hielt, wurde durch das Geräusch unserer Ruder so plötzlich aus dem Schlafe aufgestört, dass sie sich statt in das Wasser, in unsern Kahn stürzte, wo sie gefangen wurde. Wird die Carara überrascht, so sucht sie ihr Heil nicht in der Flucht, sondern stürzt sich in das Wasser und taucht unter, wo sie vermöge der eigenthümlichen Bildung ihres Schnabels gegen 10 Minuten ausdauern kann. Sie

ist von 2 Fuss 6 Zoll bis 3 Fuss lang, hat einen scharf zugespitzten Schnabel und ihr Hals ist dadurch, dass er einen Wirbel mehr hat, so biegsam, dass sie ihn wie eine Schlange zusammenziehen kann, wodurch sie auch unsere Hunde abhielt sich ihr zu nähern.

Am 9ten Februar waren wir wieder an dem obersten der Fälle angelangt, die wir, in Ermangelung eines indianischen Namens, Weihnachtsfälle nannten.

Das Corial, welches wir hier zurückgelassen hatten, war nirgends zu finden, und da auch den Köpfen der Kaymans, die wir hier bis zu unserer Rückkehr verborgen hatten, die grossen Zähne ausgebrochen waren, indem diesen von den Cariben, wie fast von allen Indianern, gewisse magische Kräfte zugeschrieben werden, so waren wir überzeugt, dass Acuritch mit seinen Cariben sowohl das erstere als auch die letztern gestohlen hatte. Da der Fluss bedeutend angeschwollen war, so fanden wir die Felsen, welche früher bloss gestanden, jetzt meistentheils mit Wasser bedeckt, wie überhaupt die Fälle in Folge der grössern Wassermasse ungemein an Gewalt gewonnen hatten. Cornelius versicherte mich dessen ungeachtet, dass er sie ohne alle Gefahr überfahren könne, und da ich ihn als einen erfahrenen Bootsmann kannte, so widersetzte ich mich auch seinem Unternehmen nicht. Ein gewisses Gefühl des Argwohns aber hiess mich meinen Chronometer und alle meine übrigen Instrumente herausnehmen, und ich hatte es nicht zu bereuen, dies gethan zu haben, denn die ungeheure Brandung am Fusse des Kataraktes füllte das Corial fast ganz mit Wasser an, so dass wir es nur mit der grössten Mühe an die nächste Insel ziehen konnten. Die andern

Corials brachten wir glücklicher, wenn auch unter grösserer Anstrengung, an den Fuss des ersten Falls. Bei den übrigen Fällen befahl ich die Corials auszuladen und das Gepäck über das Land zu tragen, da wir so wenigstens bloss die Kähne auf das Spiel setzten. Das Gemüth wird ganz eigenthümlich bewegt und erregt, wenn man das Corial plötzlich von der Strömung erfasst und dann mit der Schnelligkeit des Blitzes den Fall herabschiessen sieht: eben erscheint es auf dem Scheitel des Falles, noch erhält es für einen Augenblick sein Gleichgewicht, dann stürzt es mit Windesschnelle hinein in den brausenden Strudel am Fusse, und der Schaum überfluthet die gegenseitigen Ufer; endlich erhebt es sich wieder und wird von der Strömung mit doppelter Schnelligkeit vorwärts gerissen. Das grosse Corial, auf dem wir unsere Lebensmittel hatten, sollte eben den Fall herabkommen, Herr Reiss und ich gingen daher an den Fuss des Katarakts, um das Schauspiel mit anzusehen. Der Strom, welcher hier eine Krümmung bildet, zwingt die Wassermasse in schiefer Richtung herabzustürzen; wir sahen daher das Corial kaum um die Biegung herum kommen, als es auch schon durch die Strömung fortgerissen wurde und gegen den Fall hinflog; der Steuermann und erste Ruderer arbeiteten offenbar nicht in Uebereinstimmung, das Corial schoss gegen die Felsen hin, aber in dem Augenblick wo wir erwarteten, dass es gegen diese geschleudert und in Stücken zertrümmert werden würde, trieb es das Schlagwasser wieder vom Felsen ab, und glücklich erreichte es den Fuss des Falles. Darüber entspann sich ein längeres Gespräch zwischen mir und Herrn Reiss, in welchem ich

den Wunsch laut werden liess, dass es mir doch lieb wäre, wenn ich mein eigenes Corial, das ziemlich theuer war, auf eine sichere Weise herablassen könnte, bei der es dem Ungefähr nicht in einem solchen Grade ausgesetzt wäre.

Der heutige Tag war der Geburtstag des Herrn Reiss, und da wir nur noch fünf Tagereisen bis zur ersten Niederlassung hatten, so feierten wir diesen mit der letzten Flasche Wein, die ich noch für vorkommende Krankheitsfälle aufgehoben hatte. Mitten unter dem kärglichen Mahle, welches uns unsere übrigen Vorräthe erlaubten, zeigte Herr Reiss plötzlich eine ganz auffallende Niedergeschlagenheit und äusserte ohne alle Veranlassung: „heute wäre die Ueberzeugung, dass er sehr jung sterben würde, wieder einmal recht lebhaft in ihm aufgestiegen", worüber wir übrigen natürlich nur lachen mussten. Da sich der Himmel heute meinen Beobachtungen günstiger zeigte als gewöhnlich, so ging ich aus dem Zelte, um die Meridianhöhe des Canopus zu beobachten, wobei mich Herr Reiss noch unterstützte.

Am Morgen des 12ten Februars brachte mir Cornelius die Nachricht, dass er den Katarakt untersucht, es aber unmöglich fände, das Corial an Stricken herabzulassen, da die Felsen nirgends einen festen Standpunkt darböten. Herr Reiss, der eben bei mir war, meinte, ich sei zu furchtsam und äusserte, dass für mein Corial weniger zu befürchten sei, als für das, welches gestern Morgen herabgefahren, und so gab ich zu, dass auch mein Corial herabschiessen sollte, wozu denn auch augenblicklich die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden. Plötzlich meinte Herr Reiss, er wolle mit in den Kahn steigen, um

es einmal recht in der Nähe beobachten zu können, wie denn eigentlich das Corial herabstürze. Da er nichts weniger als ein erfahrener Schwimmer war, so machte ich ihm natürlich Gegenvorstellungen; da mich aber eben ein anderes Geschäft in Anspruch nahm, so war mir der Vorsatz des Herrn Reiss, den ich bisher für einen blossen launischen Einfall gehalten, der gewiss der reifern Ueberlegung würde weichen müssen, ganz aus dem Gedächtniss gekommen. Noch war ich mit Herrn Vieth in einem Gespräch begriffen, als man mir zurief, dass, wenn ich das Corial herabfahren sehen wollte, ich mich schleunigst an den Fuss des Falles begeben müsste. Das erste, was ich bei dem Herannahen des Kahns sah, war Herr Reiss, der auf einer der Querbänke des Corials stand, wo ihm die Klugheit doch hätte gebieten müssen, sich wenigstens niederzusetzen. Von diesem Momente bis zum Ende des Dramas vergingen kaum zwei Sekunden. Um die Gefahren des gestrigen Tages zu vermeiden, hatten die Indianer eine andre Stelle zum Herabfahren gewählt, an der der Fall noch steiler war. Der Stoss, den das Corial durch die Wogen erhielt, brachte Herrn Reiss aus dem Gleichgewicht; im Fallen griff er nach einer der eisernen Stangen der Ueberdachung, das Corial schlug um — und im nächsten Augenblick sahen wir die 13 Indianer mit den Wogen und der Strömung kämpfen; da sie ihr aber nicht widerstehen konnten, wurden sie mit Blitzesschnelle der nächsten Stromschnelle zugetrieben. Meine Augen waren auf den armen Reiss geheftet; er hielt sich nur kurze Zeit über dem Wasser, sank unter und erschien wieder an der Oberfläche des aufbrausenden Wasserspiegels. Schon

wurde die Hoffnung in mir lebendig, dass er einen der Felsen erreichen könnte, als ihn die Strömung der nächsten Stromschnelle ergriff, und, wie ich fürchte, gegen einen verdeckten Felsen anschleuderte, denn er wurde förmlich umgedreht und versank in dem Strudel am Fusse der Stromschnelle. Seine Mütze wurde von dem ersten Indianer (dem alten Matthias), der die Strömung überwinden konnte und der sich zu seiner Rettung in den Strom gestürzt hatte, aufgegriffen — er hatte geglaubt, es wäre der arme Reiss! Sobald ich so viel Indianer zusammenbringen konnte, als zur Führung eines Corials erforderlich waren, fingen wir an nach ihm zu suchen, worin wir bald von einem zweiten Corial, das die Indianer unterdessen bemannt hatten, thätig unterstützt wurden. Für die beiden ersten Stunden war unser Bemühen fruchtlos — endlich fanden wir ihn in einer Richtung, wo wir es gar nicht erwarten konnten und wohin ihn wahrscheinlich eine untere Strömung getrieben hatte. Das Leben war entflohen, dessen ungeachtet aber wandten wir Alles an, wodurch wir nur noch irgend hoffen konnten, ihn vielleicht wieder ins Leben zurückzurufen; doch vergeblich.

Es lag mir jetzt die schmerzliche Pflicht ob, die Anordnung zur Bestattung unseres armen Gefährten zu treffen. Während des Abends wählte ich zu diesem Zwecke einen abgelegenen Ort, der unmittelbar der Stelle, wo er ertrunken war, gegenüber auf einer Erhöhung lag, die das Wasser auch bei dem höchsten Stande nicht erreichen konnte. Zwei alternde Bäume standen hier auf dem westlichen Ufer des Flusses, zu denen ich einen Pfad nach seiner Ruhestätte ebenen liess.

Am Morgen des 13ten Februar, trugen wir unsern armen Freund zu seinem Grabe. Da uns ein Sarg fehlte, wickelten wir ihn in seine Hängematte, die ihm zugleich als Leichentuch diente, legten ihn in jenes Corial, in welchem er sein Leben verloren, und fuhren an das entgegengesetzte Ufer, wo er dann von den jungen Männern, die sich zum Christenthum bekannten, nach dem Hügel getragen wurde, auf dem wir ihm seine letzte stille Wohnung gegraben hatten; und während ich die herrlichen Gebete las, die für die Leichenbegängnisse bestimmt sind, blieb auch nicht ein Auge unter denen trocken, die sich Christen nannten, ja selbst die Indianer standen im saubern Anzuge mit niedergeschlagenen Blicken um sein Grab herum, und manche Thräne stahl sich über ihre rauhen Wangen. Auf einer Erhöhung, die von Morabäumen und Palmen, dem Symbol des christlichen Glaubens, eingeschlossen ist, die beinah einen vollkommenen Kreis bilden, erhebt sich jetzt eine Steinpyramide, unter welcher unser beklagter Freund ruht, bis ihn seines Schöpfers Stimme ruft. Eine kleine Tafel, welche er mitgenommen hatte, um seinen Namen darauf einzugraben und sie als Erinnerungszeichen auf dem Acaraigebirge zurückzulassen, im Fall wir dies erreichen würden, trägt jetzt die Inschrift:

Am
12ten Februar 1837
ertrank hier
Charles F. Reiss
in seinem 22sten Lebensjahre.

Wir befestigten sie sicher an einen der Bäume, welche den Kreis um seinen Grabhügel bilden.

Unter welchen Gefühlen wir am 15ten Februar unser Lager verliessen und die Reise fortsetzten, wird jeder begreifen, der in ähnlicher Lage war. Die Anzahl der Fälle und Stromschnellen, die wir an den Weihnachtskatarakten überfahren waren, mochte sich auf 48 belaufen; was bei unserm geschwächten und niedergebeugten Zustande keine leichte Probe war. Fast keinen der grössern Wasserfälle konnten wir überfahren, ohne dass nicht die Corials mit Wasser angefüllt worden wären, so dass wir auch das Gepäck zwei Mal ausladen mussten, um jene auszuschöpfen. Um 9 Uhr hielten wir unter 4° 46½′ nördl. Breite an dem Hügelzuge, der allem Anschein nach der höchste Punkt am Berbice ist. Nach einer Reihe stündlicher Barometerbeobachtungen, aus welchen ich die Höhe des Gebirgszuges ermitteln wollte, fand ich diese zu 160 Fuss über dem Meeresspiegel.

Den folgenden Morgen verliess ich in Begleitung einiger Indianer unsere Boote, um die Berge, die sich in Süd-Westen erhoben, zu besteigen. Unser Weg führte uns anfänglich einige Zeit den Fluss aufwärts, bis er sich nördlich über einen Wellengrund hinzog. Noch nie hatte ich eine solche Menge verschiedener Farrenkräuter auf einem so kleinen Raum gefunden, als es hier der Fall war; ich unterschied 15 verschiedene Species, unter denen sich einige höchst interessante fanden. Mehre Mal hatten wir einen Bergstrom zu überschreiten, der sich über den langsam aufsteigenden Boden, welcher eine Menge kleiner Thäler bildete, hinwand. Nach einer halben Stunde hatten wir den Fuss des östlichen Berges, der sich in Form eines Kegels erhebt, erreicht. Während wir den Berg be-

stiegen, fanden wir auf unserm Wege eine Menge grosser Felsblöcke, die abgerundete Quarzstücke enthielten, bis sich die Spitze plötzlich erhebt. Wir erkletterten diese unter vielfacher Anstrengung, fanden uns aber durchaus nicht belohnt. Der Himmel war umwölkt, und ein dichter Nebel hing über dem Waldthale; ausserdem wurde auch die Aussicht durch riesenhafte Bäume versperrt, und ob ich gleich einen der höchsten Felsblöcke erstieg, so konnte ich doch nirgends weit über die Umgegend hinsehen. Das Barometer gab die Höhe dieses Gipfels zu 828 Fuss über dem Meere an. Eine höhere Spitze lag nach Nord 25° West hin, und um sie zu erreichen, gingen wir ungefähr 1 ½ Meile längs dem Bergrücken hin, wo wir plötzlich auf dem höchsten Punkt des Gebirges standen. Ein unerwarteter Strahl der Sonne hatte seinen Weg durch den dichten Wolkenschleier gefunden, und ein scharfer Ostwind zerstreute endlich auch den Nebel. Der Gipfel bildet den nordwestlichen Winkel des Thales und eröffnete mir nach Süd-Osten hin eine liebliche Aussicht über ausgebreitete Waldungen. Die nächst höchste Spitze lag nach Norden, etwa eine Meile von unserm Standorte entfernt; es war derselbe Berg, den ich am Wasserfall von Itabrú gemessen hatte. Die Thäler ziehen sich mit dem Gebirgszug in gleicher Richtung hin; ihre Abhänge sind meistentheils mit prächtigen Bäumen bedeckt, und ihre Gipfel werden durch übereinander gehäufte Felsstücke oder senkrechte Felsenwälle gebildet. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als ich sowohl auf dem Rücken als an den Abhängen dieses Gebirges, scharfwinklige und abgerundete Quarzstücke fand, die ganz mit denen übereinstimmten,

die ich kurz vorher auf den Savannen des Pacaraimagebirges, auf dem Caribenpfade und an den Weihnachtsfällen gefunden hatte Die Blöcke, die wir in so grosser Anzahl an den Abhängen des südöstlichen Gipfels antrafen, enthielten ebenfalls Quarzstücke, oft von mehren Zollen im Durchmesser, wie sich auch deutliche Spuren zeigten, dass die Felsen ihre frühere Lage verändert haben mussten oder der Friction lange ausgesetzt gewesen waren[1]. Die Felsen haben ihrer Formation nach ungemein viel Aehnlichkeit mit denen, welche man in Tockington findet.

1 „Die grosse Wichtigkeit, welche der Umstand besitzt, dass der See Amucu des Chirurgen Hortsmann, des Spaniers Don Antonio Santos und des Colonels Don Franzisko Jose Rodriguez Baraba wirklich existirt, zog meine ganze Aufmerksamkeit auf dieses Terrain, und die Früchte meiner angestellten Beobachtungen haben die Ueberzeugung hervorgebracht, dass der jetzige See Amucu der Ueberrest des grossen und weissen Meeres, das El-Dorado des Raleigh ist. Die geologische Formation der Savannen, welche die Sierra Pacaraima nach Westen, das Conocongebirge und seine Auszweigungen, und die mehr südlich gelegenen Carawaimiberge nach Osten begrenzen, zeugen unwiderruflich von einer ungeheuren Wassermasse, welche diese uralten Berge einst einschlossen, und die bei einer Revolution der Natur, von welcher jeder Schritt im britischen Guiana, zwischen der zweiten und fünften Parallele nördl. Breite, die Beweise giebt, sich gewaltsam einen Ausweg zwischen dem Makarapangebirge (Hortsmann's *Montagnes de Maiarana*) und den Bergen des Essequibo, zwischen der dritten und vierten Parallele, bahnte. Diese Savannen sind mit abgerundeten und eckigten Fragmenten von Quarz und andern Felsarten bedeckt, welche von den nächsten Felsmassen herzustammen scheinen, und bei Reibung ihre meist runde Form erhalten haben, und daher die Vermuthung verursachen, dass sie einst das Spiel einer strömenden Wassermasse waren: und weil die von den nahen Bergen sich stürzenden Ströme die schwerern Fragmente, welche sie als Detritus mit sich führten, da wo sich die Gewässer in den See ergossen, niederschlugen, so führte die Strömung die kleinern Fragmente, welche sich bei Attrition mehr oder weniger abrundeten, mehr nach der Mitte des Bassins und bedeckten eine grössere Fläche, als die schweren eckigen Trümmer. Ich habe daher auch das Geröll, welches sich ausserdem durch einen Ueberzug von schwarzem Manganerz auszeichnet, stets mehr in der Mitte des Terrains gefunden, während die eckigen und schwereren Trümmer in der Nähe

Ich verweilte über zwei Stunden auf dieser Stelle. Das Barometer gab mir die Höhe des Gipfels, den ich, wie ich schon früher anführte, Parish's Gipfel nannte, zu 910 Fuss über dem Meeresspiegel, und 775 Fuss über dem Niveau des Berbice an, der sich an seinem Fusse hinschlängelt. Nachdem wir als Erinnerung in die Rinde eines Baumes den Namen „*Parish's Peak*" eingegraben hatten, wendeten wir uns nach unserm Lager zurück, und indem ich mich noch mit der Frage beschäftigte, ob wohl vor uns schon ein menschlicher Fuss diesen Gipfel betreten haben möchte, verfehlte ich den Weg, und konnte nur mit Mühe meine Begleiter am Fusse des Berges wieder auffinden. Herr Vieth, der nach Pflanzen ausgegangen war, hatte sich am Abend ebenfalls verirrt, und traf erst um 9 Uhr bei uns ein, da ihn nur die Schüsse, die wir,

der Berge lagen. In den Waldungen, zwischen den Flüssen Essequibo, Berbice, Corentyn, fand ich *brown Hematite*, oder vielmehr Morast-Erz; bedarf es mehr um von einer Strömung von NO. zu zeugen?

Aehnliches Geröll, als jenes, welches die Savannen bedeckt, fand ich gleichzeitig mit dem Morast-Erz, und später selbst auf Parish's Peak, auf einer Höhe von 910 Fuss (englisch) über dem Niveau des Meeres, oder 775 Fuss über dem des Flusses Berbice.

Der letztere Umstand bewirkt die Fragen: sollte das Gerölle auf Parish's Peak von der grossen, allgemeinen Fluth herrühren? Wenn man annimmt, dass einst ein Landsee diesen Berg bedeckt habe, so würde derselbe eine Durchschnittstiefe von 830 bis 840 Fuss gehabt haben, und obgleich die Gebirgsrücken, welche die Savannen jetzt begrenzen, eine Höhe von 1500 bis 2000 Fuss haben, so wäre diese doch kaum hinreichend, dem See von ihren Gipfeln die nöthigen Gewässer zuzuführen. Es ist vielmehr meine Meinung, dass der See Parime, welcher nur noch in der Tradition zu leben scheint, durch das hier zurückgebliebene Gewässer der grossen Fluth gebildet war. Der Durchbruch dieser ungeheuren Masse Wasser mag durch ein vulkanisches Naturereigniss herbeigeführt worden sein, und dass diese Regionen einst der Schauplatz eines solchen Ereignisses waren, davon findet der Forscher mannigfaltige Beweise."

Briefe an Alexander von Humboldt.

um sein Leben besorgt, alle Viertelstunden abfeuerten, zu uns zurückgeleitet hatten.

Dieser Hügelzug müsste sich ganz besonders zur Kultur des Kaffee's eignen, wie gewiss auch, wegen seiner thonigten und grandigten Bildung, der beste Wein und die schönsten Oliven hier gedeihen würden, während ohne Zweifel die quellenreichen Thäler jeden Kulturartikel in der grössten Vollkommenheit hervorbrächten. Welch ein Feld liesse sich hier den Bedürfnissen der Menschen dienstbar machen!

Diese Gebirgskette, die zugleich mit dem Twasinki- und Pacaraimagebirge in Verbindung steht, scheint mir die alte Grenze des atlantischen Oceans zu sein; wenigstens veranlasst mich ihr geologisches Aeussere zu dieser Annahme. Etwas weiter nördlich beginnen jene Sandhügel, die höchst wahrscheinlich in Folge des zurückweichenden Meeres entstanden sind.

Indem wir eben eins der Corials den Strudel herunterliessen, rissen die Seile, und das Boot wurde gegen die Felsen geschleudert. Wollten wir nicht die übrigen derselben Gefahr aussetzen, so blieb uns nur der einzige Ausweg übrig, sie unter der anstrengendsten Arbeit über den Hügel zu schaffen.

Am Nachmittag des 17ten Februar langten wir wieder am Katarakt Itabrú an; am 19ten Mittags waren alle Arbeiten glücklich beendet, und unter dem lautesten Freudengeschrei unserer Indianer verliessen wir den letzten Wasserfall, der noch Gefahren dargeboten hatte. Die Sehnen der Indianer schienen jetzt doppelte Kraft im Rudern erhalten zu haben.

Die Niederlassung der Waccawais erreichten wir am Morgen des 20sten Februar; es waren die ersten menschlichen Wohnungen, die wir nach zwei Monaten wiedersahen, wo uns damals noch der Häuptling Andres mit seinen Leuten begleitete, der uns später bei den Weihnachtsfällen heimlich verliess. Natürlich fanden wir keinen von ihnen im Dorfe, das ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen der Kolonie und den Fällen liegt. Hier trifft man fast beständig fremde Indianer, da es sich ganz zum Ruheplatz auf dem obern Wege vom Berbice nach dem Demerara eignet. Auch heute trafen wir mehre Waccawais und Macusis hier an, die einige Monate bei einem Holzfäller gearbeitet hatten. Als Gewinn seiner Arbeit hatte jeder eine Flinte und einige Stücke Calico bei sich, die zur Schau ausgestellt waren; und obgleich wir ihnen ganz fremd waren, so zeigten sie doch nicht das geringste Misstrauen gegen uns, denn sie verliessen die Hütte mehrmals ohne auch nur ihr Eigenthum irgend wie zu verbergen.

Indem wir eine Krümmung des Flusses in der Nähe eines eben erst neu bearbeiteten Stück Bodens umfuhren, sah ich einige Borkkähne mit Indianern auf uns zurudern; kaum aber bemerkten sie mein Corial, als sie mit der äussersten Hast nach dem Ufer hin ruderten, heraussprangen und Kahn und Ladung den Wellen überliessen. Wahrscheinlich waren es einige der entflohenen Waccawais. Eins der Borkkähne mit zwei Frauen fuhr nach der Niederlassung hin, von denen die jüngere, nachdem sie gelandet war, mit der Schnelligkeit einer Gazelle nach dem Walde eilte. Wir erkannten in ihr Andres' Weib,

woraus wir schlossen, dass er selbst mit in dem Boote gewesen war, vorzüglich da wir auch seine Flinte und seinen Schrotbeutel in diesem bemerkten. Da ich seiner nicht hatte habhaft werden können, trug ich auch kein Verlangen, die andern zu verfolgen, oder die Frauen in Furcht zu setzen; wir fuhren daher ruhig weiter.

Am 21sten Februar langten wir endlich wieder bei Moracco, der Besitzung des Herrn M'Cullum an, und wurden mit derselben Gastfreundschaft wie früher empfangen. Alles war auf das Sorgfältigste vorbereitet, und meine armen Indianer konnten sich wieder einmal nach sechswöchentlichem Mangel und Entbehrungen, an der Fülle eines reichen Mahles laben.

Viele unter ihnen waren bedeutend geschwollen, während Andere wieder, und wir mit ihnen, so abgemagert waren, dass unsere Freunde bei unserm Anblick in einen Schrei des Erstaunens ausbrachen. Doch soviel wir auch gelitten hatten, Alles wäre vergessen gewesen, hätten wir nicht den frühen Tod unseres Freundes Reiss zu beklagen gehabt!

Bei unserer Ankunft in der Küstengegend, fand ich das Wetter so günstig, als ich in meinen lebhaftesten Hoffnungen bei der schon so weit vorgerückten Jahreszeit es nur irgend hätte erwarten können. Ich entschloss mich daher zu einem Ausflug nach dem Demerara, und wählte dazu den Weg auf dem Waironi, einem Nebenfluss des Berbice, und eine kurze Strecke über die Savannen.

Dem zu Folge brachen wir am 27sten Februar von Wicki auf und fuhren den Fluss bis Peereboom, der Niederlassung des Herrn Duggin, hinauf, der uns mit der

grössten Zuvorkommenheit und Gastfreundlichkeit aufnahm. Er hat an dem Waironi einen bedeutenden Holzbau, und da ich entschlossen war, diesen Fluss so weit als irgend möglich hinaufzusteigen, um zu sehen, in wiefern er sich zur Schifffahrt mit flachen Kähnen und andern kleinen Flussfahrzeugen eigne, so nahm ich dankbar das Anerbieten des Herrn Duggin an, mir einen Brief an seinen Aufseher Moses, einen Arawaakhäuptling, mitzugeben, der mir zugleich als Führer über die Savannen dienen sollte, wenn ich vielleicht den Fluss zu gefährlich für die Kähne fände.

Den folgenden Tag kamen wir bei der Mündung des Waironi an, der sich mit dem Berbice von Nord-West her an der Stelle verbindet, wo der Fluss von seiner seitherigen nördlichen Richtung auf einmal nach Süd-Osten abweicht, und sich bedeutend erweitert. Das Wasser des Waironi ist ziemlich schwarz, aber vollkommen klar, seine Breite beträgt etwa 50 Yards bei 27 Fuss Tiefe. In dem östlichen Winkel seines Vereinigungspunktes lag früher eine Schanze und eine reformirte Kirche, von denen man die Ruinen noch jetzt sieht. Das Haus des Predigers stand auf dem entgegengesetzten Ufer. Die Strömung des Flusses ist ziemlich stark, und da er noch dem Wechsel der Fluth ausgesetzt ist, so zwang uns die Ebbe still zu halten. Früher lagen hier längs den Ufern des Flusses mehre Pflanzungen, und wir bemerkten auch die Rudera von Lagerplätzen, Gräben u. s. w. Der Boden schien diese Ansiedlungen auch vollkommen zu rechtfertigen. Der Fluss windet sich in fortwährenden Krümmungen, bei einer durchschnittlichen Tiefe von 18 Fuss, durch die Ebene

Oft reichen die Savannen bis an das Ufer herab, während letztere wieder an andern Stellen mit Bäumen und Gebüsch besäumt sind. Von einem kleinen Hügel, der sich zu unserer Rechten erhob, hatte ich eine ausgebreitete Fernsicht über die Savannen, welche sich bis an den Maiconi und Mahaica erstreckten und über die die Indianer dieser Flüsse eine lebhafte Communication unterhalten.

Je weiter wir aufwärts drangen, um so lieblicher wurden auch die Umgebungen des Flusses; hier und da breitet sich der letztere gleich dem Berbice aus, nur dass diese seeähnlichen Erweiterungen durch höhere Ufer umschlossen und mit kleinen Inseln besetzt sind, auf denen die Itapalme im üppigsten Wachsthum gedeiht. Ihr hoher Stamm trägt eine Menge fächerähnlicher Blätter und ein riesenhaftes Büschel fast runder Samen von etwa 2½ Zoll im Durchmesser, das beinah wie ein Tannenzapfen gebildet ist.

Von der Bucht Catacabura führt ein Weg quer über die Savannen nach dem Demerara; da ich aber noch keinen Führer hatte, zog ich es vor, noch 9 Meilen weiter nördlich bis Yucabura vorzudringen, wo ich den versprochenen Arawaakhäuptling treffen sollte. Obgleich der Fluss gewöhnlich an seinen bassinähnlichen Erweiterungen ziemlich seicht wird und an solchen Stellen meistentheils kaum tiefer als 4—5 Fuss ist, so befahren ihn doch flache Kähne, die mit Holz beladen sind, ohne alle Gefahr. Ich hielt es jedoch für rathsamer, das Corial hier zu verlassen und meine Reise über die Savannen fortzusetzen, und trat daher mit Moses als Führer am 2ten März meine Fussreise

an. Sein Weib und ein junger Arawaak, der kaum halb so alt als Moses war und den er mit seinem ganzen Gepäck beladen hatte, begleiteten uns. Die ersten drei Meilen folgten wir dem Laufe des Flusses, der von Süd-West her durch Wälder strömt, die seine Ufer dicht umschliessen. Der reiche vegetabilische Boden hatte hier mehre Fuss Tiefe und gab sogar unsern Schritten nach. Als wir den Wald verlassen, traten wir in ein Buschholz, das eine Höhe von 12 Fuss erreichte und bei Jedem, der die üppige Vegetation dieser Gegenden noch nicht kennt, die grösste Bewunderung erregen musste, da der Boden aus einem lockern Sand bestand, der eben so weiss und unfruchtbar schien, wie der Sand der Küste. Dringt man aber in den Boden ein, so findet man, dass der Sand in einer gewissen Tiefe mit reicher vegetabilischer Dammerde vermischt ist. Die Gebüsche besitzen eine ganz eigenthümliche Flora, deren Blüthen sich besonders durch ihren Wohlgeruch auszeichnen. Die Indianer nennen diese Striche mit Unterholz, Moro. Sie bilden den Uebergang vom Walde zur nackten Savanne, die wir bald nachher betraten, welche aber keineswegs das Einförmige der Savannen des Pacaraimagebirges besitzen, da auf ihnen zu meinem Erstaunen die ebenen Flächen mit Wald und Hügelreihen abwechseln. Bald darauf mussten wir einen kleinen Bach, den die Indianer Catchie-cabura nennen, und der sich als ein munteres Flüsschen durch die Waldsavannen in nordwestlicher Richtung nach dem Waironi hinwindet, überschreiten. Nachdem wir uns erfrischt hatten, setzten wir unsere Reise weiter fort, wobei wir die drükkend heisse Savanne mit dem schattigen Wald ver-

tauschten. Das Auge ermüdete aber nie durch die Einförmigkeit, die gewöhnlich den Savannen eigenthümlich ist. Jetzt schaute es über die Ebene nach dem dichten Wald hin, der die Aussicht nach Westen begrenzte; oder es haftete an einem Gürtel Buschholz, über welches sich die Ita (*Mauritia flexuosa*) mit ihrem fächerartigen Gipfel erhob und den Lauf irgend eines Waldbaches bezeichnete. Zu unserer Rechten sahen wir den Lauf des Waironi genau durch diese Bäume markirt. Um vier Uhr Nachmittags hatten wir uns ihm wieder bis auf eine Meile genähert, und ich benutzte diese Gelegenheit, seinen Lauf durch den Compass genau zu bestimmen. An dem Saum eines Waldes stiessen wir auf einige verlassene Hütten, die, wie man uns erzählte, aufgegeben worden waren, weil hier ein Indianer im Streite erschlagen wurde.

Nach einem Marsche von 24 Meilen hielten wir für die Nacht an einigen Hütten, die ausser zahllosen Chigoes keine andern Bewohner hatten. Eine Meridianhöhe des Canopus gab als Lage 5⁰ 40′ 30″ nördl. Breite.

Früh am Morgen des 3ten März überschritten wir den Bach Aroma, der nach West-Nord-West durch ein flaches Thal von ungefähr 40 Fuss Tiefe fliesst, das offenbar nach und nach durch die Strömung ausgehöhlt worden war. Dies war eine charakteristische Eigenthümlichkeit aller fliessenden Gewässer, auf die wir hier stiessen. Als wir aus einer neuen Waldstrecke herausgetreten waren, sahen wir abermals einige indianische Hütten vor uns, — aber auch sie waren verlassen; unser Führer erinnerte sich ihres frühern Feldes und die ganze Gesellschaft eilte hin, um sich Zuckerrohr zu schneiden. Nachdem sie fast eine Stunde

abwesend gewesen waren, kehrten sie mit Zuckerrohr und Ananas beladen zurück. Unser Weg führte uns fortwährend über Savannen und durch Wälder. Um zehn Uhr kamen wir an den Fluss Yawari, der hellbraunes Wasser führt. Er fliesst hier nördlich und verbindet sich ungefähr eine halbe Meile von der Stelle, wo wir ihn überschritten hatten, mit dem Waironi. Jetzt mussten wir einen Hügel von etwa 60 Fuss Höhe besteigen, auf dem wir unsern Weg gegen zwei Meilen in einer südwestlichen Richtung fortsetzten; seinen westlichen Fuss bespült der Waironi. Bevor wir beim Herabsteigen den Fluss erreichten, mussten wir erst durch einen Sumpf waten. Der Waironi war hier bedeutend dunkler als an seiner Mündung, aber kaum 8 Yards breit und 9 Fuss tief, wobei sich seine Strömung ungemein reissend zeigte. Als wir am entgegengesetzten Ufer ankamen, lag wieder ein breiter Sumpf vor uns, in dem wir oft bis an den Leib in Schlamm sanken; die Freude war daher nicht gering, als wir endlich wieder höhern Boden erreichten. Um 5 Uhr Nachmittags machten wir, ermüdet von unserm Marsche und durchnässt von Regengüssen, an dem Saum eines Waldes Halt, da uns einige Reisehütten, die wir einige Schritte von dem Flüsschen Elissa gefunden, das ebenfalls nach Norden hinfliesst, zu diesem frühzeitigen Nachtlager einluden.

Auch während des 4ten Märzes gingen wir meistentheils in westlicher Richtung durch dichten Wald; der Fluss Wannoka mit seinem schwarzen Wasser, war an der Stelle, wo wir ihn überschritten, beinah so gross wie der Waironi. Der Boden besteht meistentheils in fruchtbarem Waldlande; die Bäume sind Tedermas, Wamaras,

Kakerallis, Manariballis, Kakeraballis, Puruehs oder Kugelbäume u. s. w. Das Wetter war auch heute nicht günstiger als gestern, und mehre Sümpfe trugen nicht eben dazu bei, unsere Reise angenehm zu machen. Der Weg durch solche Sümpfe ist höchst beschwerlich; sie sind gewöhnlich mit Manicolpalmen überwachsen, um die sich bald etwas fester Boden ansammelt, wodurch es den Anschein gewinnt, als wüchsen diese herrlichen Bäume auf lauter kleinen Hügeln. Gelingt es dem Wanderer von der einen auf die andere dieser kleinen Erhöhungen springen zu können, dann ist er wenigstens sicher, nicht tiefer als bis über die Knöchel in den Morast zu sinken; wehe aber ihm, wenn er das Ziel verfehlt, denn er kann dann überzeugt sein, den Sumpf wenigstens bis an den Leib ausmessen zu müssen, aus dem er sich dann gerade nicht wie ein Schwan wieder herausarbeitet; es sei denn wie jener seltene Vogel, der schwarze Schwan. Später trafen wir mehre Bäche, die nach Norden flossen und sich wahrscheinlich mit dem Maiconi und Mahaica verbanden. Um 1 Uhr überschritten wir, nachdem wir kurz vorher dem Rücken eines kleinen Hügels von etwa 80 Fuss gefolgt waren, den Alissaro, einen Bach mit weissem Wasser und den ersten, welcher nach Süden hin oder dem bisherigen Flussgebiete entgegenfliesst. Wir hatten nun abermals einen steilen Hügel, der sich höher als alle frühern erhob (vielleicht 80 Fuss), zu übersteigen, überschritten dann zwei Flüsschen, die sich ebenfalls nach Süden hin ergossen und kamen endlich auf einen frühern Holzweg an[1].

1 Auf solchen Wegen sind in bestimmten Entfernungen Holzwal-

Einige Stunden später stiessen wir auf ein neu bebautes Ackerstück, das mit Cassadawurzel, Kürbissen und andern Bedürfnissen einer indianischen Haushaltung bepflanzt war. Obgleich sich der Weg von hier an nach und nach senkte, so mochte das Feld doch immer noch 200 Fuss über dem Demerara liegen. Bald darauf traten wir aus dem Walde heraus, und eine verlassene Indianerniederlassung mit dem Demerara lag vor uns. Der Demerara hat hier eine dunkle Färbung und ist seinem Aeussern nach bedeutend von dem schmutzigen Flusse verschieden, den er bei Georgetown darstellt. Wir erreichten seine Ufer an der Stelle, die die Indianer Ajackwa nennen, verfolgten dann seinen Lauf etwa 1½ Meile nach Norden hin und kamen um 3 Uhr 45 Minuten auf der Station Seba an, wo wir vom Herrn Spencer, dem Stationscommandanten, auf das Herzlichste willkommen geheissen wurden.

Den Waironi hatten wir unter 5^0 39½′ nördl. Breite und 58^0 3′ westl. Länge überschritten, worauf er einen südlichen Lauf einzuschlagen scheint; die gerade Entfernung von dieser Stelle bis zum Demerara beträgt demnach ungefähr 21½ Meilen. Bis zu jenem Uebergangspunkte kann der Waironi ohne alle Unterbrechung mit Kanoes und flachen Kähnen befahren werden, und schaffte man nur die Baumstämme weg, die jetzt sein Bett anfüllen, dann würde er schon für Corials und leichte Kanoes schiffbar sein. Die ganze Entfernung, die wir durchgangen waren, mochte sich mit Einschluss des Umweges vom Flüss-

zen gelegt, um den Transport des Bauholzes nach dem Fluss hin zu erleichtern.

chen Yucabura her, ungefähr auf 50 Meilen belaufen. Die Savannen, die wir durchschritten, wurden eben so reichlich von kleinen Flüssen, die theils dem Waironi, theils dem Berbice zuflossen, bewässert, als sie einen grossen Ueberfluss an gesunden und nahrhaften Futtergräsern besitzen; sie eignen sich demnach ganz besonders zu Weideplätzen für viele tausend Kühe und Pferde. Der günstige Umstand, dass sie eben so trefflich bewässert werden, als sie vermöge ihrer zahlreichen Waldstrecken auch hinlänglichen Schatten bieten, erhöht ihren Werth nur um so mehr, und sollte zu dieser Behauptung irgend ein Beweis dafür nöthig sein, ob das Gras auch gesund wäre, so führe ich nur den günstigen Erfolg an, mit welchem das Unternehmen eines Herrn Duggin in dieser Rücksicht gekrönt worden ist.

Es war meine Absicht, sobald es irgend die Umstände erlaubten, den grossen Katarakt des Demerara zu besuchen, denn ich hatte so viel von diesem gehört, dass ich wirklich begierig geworden, ihn mit jenen des Essequibo, Corentyn und Berbice vergleichen zu können; und obgleich bei meiner Ankunft am Demerara das Wetter nichts weniger als günstig war, so konnte mich dies doch nicht an der Ausführung meines Entschlusses hindern. Durch die Güte des Herrn Hubbard erhielt ich einen Kahn, und trat den Morgen nach meiner Ankunft in Seba, meine Reise an, auf welcher mich der grosse Arawaakhäuptling Simon, als Führer begleitete und seine Pflichten als solcher in vollem Masse erfüllte.

Am Abend des 7ten März erreichten wir den grossen Fall, und ich verlor am nächsten Morgen keinen Augen-

blick um ihn in Augenschein zu nehmen; meine Erwartungen wurden aber durchaus nicht erfüllt, denn er konnte sich weder in Hinsicht seiner Grösse, noch in Rücksicht seiner Wassermasse mit dem Wilhelms-Katarakt am Essequibo messen, noch viel weniger aber war er mit dem Smith's-Katarakt am Corentyn zu vergleichen. Hätte dieser Fall zu den Schwierigkeiten gehört, die sich mir auf dem Corentyn und Berbice entgegenstellten, ich würde keinen Augenblick gezögert haben, ihn mit den beladenen Corials zu überfahren, ja er würde mir noch weniger Besorgniss eingeflösst haben, als der Katarakt Itabrú. In der Nähe des grossen Falls des Demerara (wie er *par excellence* genannt wird), ist der Weg aufgeräumt und die Indianer hatten die nöthigen Walzen, die sie bei dem Transport ihrer Corials bedurften, zurückgelassen, während wir auf dem Berbice überall, wo solche erforderlich waren, diese erst selbst herbeischaffen mussten, wie überhaupt die Schwierigkeiten, die sich uns dort entgegenstellten, in jeder Rücksicht bedeutender waren als hier.

Unter den Indianern am obern Demerara herrschte eben die grösste Noth; in Folge anhaltender Regen, war die Cassadawurzel in der Erde verfault, und um sich wenigstens vor dem Hungertode zu schützen, hatten sie ihre Zuflucht zu den Samen des Grünherz genommen, die eine dem Chinin ähnliche bittere Substanz enthalten. Die Samen werden zerrieben und in frisches Wasser geworfen, worauf sich eine Art Stärke niederschlägt; dieser Niederschlag wird mehre Mal ausgewaschen, um seine Bitterkeit zu vermindern, die sich aber nie ganz verliert, und dann mit zermalmtem verrotteten Holze, das man vorher siebt, ver-

mischt. Wer es kann, setzt noch etwas Cassadamehl hinzu. Dieses Substitut für Brod ist nicht allein völlig schwarz, sondern auch so bitter wie Wermuth, und muss durchaus ungesund sein.

Wir kehrten nun nach Seba zurück, das wir am 9ten März, nach einem Tage der Ruhe, wieder verliessen und richteten unsern Rückweg nach dem Waironi hin. Nachdem wir diesen Fluss überschritten, schlugen wir einen andern Weg als früher ein, um, wie wir versprochen hatten, ein Indianerdorf zu besuchen und dort Cassadabrod zu kaufen. Das Dorf war grösser als alle Arawaakniederlassungen, die ich bisher am Berbice getroffen hatte. Es bestand aus 10 Hütten mit ungefähr 60 Bewohnern. Nachdem die Indianer meiner Begleitung Platz genommen, kam der Häuptling des Dorfes zu dem, den er für den Vornehmsten unter meinen Leuten ansah, heran, und redete ihn mit einem kurzen Spruche an, den er in dreifacher Steigerung wiederholte. Diese Sprüche sollten meine Indianer in immer höherer Steigerung willkommen heissen, und mochten wörtlich so lauten: „Setze dich nieder; setze dich gesund nieder; setze dich froh und gesund nieder.“ Der Mann, welcher auf diese Weise angeredet worden war, antwortete jedesmal „*Wang*“; „ich danke dir.“ Darauf wendete sich der Häuptling zu dem nächsten Gast und fuhr so fort, bis Alle seinen Willkommen erfahren hatten. Nach ihm folgten seine Söhne, und nach diesen alle Männer des Dorfes, wobei sie dieselbe Sentenz wiederholten. Die ganze Ceremonie der Begrüssung währte wenigstens eine halbe Stunde. Ich wurde davon ausgeschlossen. Sobald wir das erforderliche Brod eingekauft,

verliess ich das Dorf mit zwei jungen Männern, die ich gemiethet hatte, um dasselbe bis an die Ufer des Waironi zu tragen.

Die Nacht schliefen wir auf einer offenen Savanne, wo uns der Regen gänzlich durchnässte, und kamen den nächsten Tag (13ten März) in demselben Zustande an dem Yucabura an, an dem wir unsere Corials zurückgelassen. So langsam wir auch den Waironi aufwärts hatten fahren müssen, um so schneller rückte unsere Reise jetzt, wo wir ihn hinabfuhren, vorwärts; die Strömung war so stark, dass wir in sieben Stunden 44 Meilen zurücklegten. Bei unserm Aufsteigen hatten wir gegen eine Strömung von 4—5 Knoten anzukämpfen gehabt. Am 15ten März landeten wir wieder zu Wicki, wo wir Alle, die wir dort zurückgelassen, von ihren frühern Mühen und Entbehrungen erholt antrafen. Bald bot sich mir ein zweiter Ausflug dar; ich war begierig den Corentyn mittels des Wicki und Canje nochmals zu besuchen, und da viele meiner Indianer von Oreála und aus der Umgegend ihre Weiber und Kinder bei sich hatten, die ich nicht gern nach Neu-Amsterdam mitnehmen wollte, so entschloss ich mich, diese Ueberzähligen in ihre Heimath zu begleiten; zu gleicher Zeit sollten diese dann Corials von dort aus an die Mündung des Corentyn schicken, um ihre Männer hier abzuholen. Wir liefen daher am 20sten März in den Wicki ein, fanden diesen ungefähr 40 Yards breit und 12 Fuss tief und verfolgten unsere Reise in einer südöstlichen Richtung. Das Wasser des Wicki ist weisslich und ziemlich unruhig; in Rücksicht der Umgebungen und des Bodens hat er viel Aehnlichkeit mit dem Waironi. Die Aeste der

Bäume, welche über den Fluss hingen, waren mit zahllosen Orchideen bedeckt; der merkwürdige Coryanthes, das gelbe Oncidium, die Gongora und andere, standen in der schönsten Blüthe und verbreiteten einen herrlichen Geruch. Eine Orchidee erregte vorzüglich unser Interesse: sie wuchs auf dem hohen Stamme der Itapalme, und ihre schmalen herabhängenden Blätter massen gegen 6 — 7 Fuss (*Mormodes longifolia*). Nachmittags 4½ Uhr kamen wir an den Fluss Pototo, der sich von Nord-Westen mit dem Wicki verbindet, und dessen Bett wir nun verfolgten, da nicht weit von seiner Mündung entfernt einige Arawaaks leben sollten. Der Pototo hat viel Aehnlichkeit mit einem Itabú (die Bezeichnung der Arawaaks für die seegleichen Erweiterungen ihrer Flüsse). Er breitet sich gegen 400 bis 500 Yards aus, und ist theilweise mit Binsen und andern Wasserpflanzen bedeckt.

Nachdem wir den Fluss etwa 20 Meilen aufwärts gefahren waren, hielten wir an dem Landungsplatz des Arawaakdorfes, das auf dem östlichen Ufer liegt, und wurden von den männlichen Bewohnern des Dorfes freundlich willkommen geheissen; sie meinten, dass wir von hier aus den Canje und Corentyn am schnellsten erreichen würden, denn der Pfad, der früher weiter aufwärts gelegen, werde jetzt nicht mehr betreten, da sich die Indianer, welche vorher dort gelebt, nach einem andern Ort gewendet hätten. Ich miethete mir daher einen Führer, der uns den nächsten Weg geleiten sollte.

Die Weiber, welche mit mir nach ihrer Heimath zurückkehrten, setzten mich am folgenden Tag (21sten März) durch die ungemeinen Lasten, die sie sich selbst aufgela-

den hatten, in Erstaunen. Sie hatten mit den Gegenständen, die ich ihnen als Lohn gegeben, einen ganz vortheilhaften Tauschhandel getrieben, und hofften jetzt mit diesen neuen Artikeln einen eben so günstigen Tausch in ihrer Heimath zu treffen. Die Savannen, welche wir jetzt überschreiten mussten, erinnerten mich lebhaft an die zwischen dem Waironi und Demerara; — nur schienen sie mir dichter bewaldet und mehre Hügel zu besitzen. Nachdem wir den Turi-cabura durchwatet, stiegen wir einen Hügel von etwa 80 Fuss Höhe hinan und genossen dort die herrlichste Aussicht. Später mussten wir nochmals durch einen Fluss waten, der eine sehr bedeutende Strömung und ein schwarzes Wasser besass, und nachdem wir aus dem Walde herausgetreten, standen wir vor einem ungeheuren Sumpfe, an dessen entgegengesetztem Ufer sich einige Hütten erhoben. Es war mir nichts weniger als gleichgültig, als man mir sagte: unser Weg führe gerade durch diesen Sumpf hindurch; eine Passage, die um so schwieriger war, als man erst vor Kurzem die Binsen und das Gras niedergebrannt hatte. Wir fanden bloss vier Hütten, und kauften uns vom Besitzer ein halbes Apuje oder kleines Peccari, das er eben geschossen hatte.

Am folgenden Morgen (22sten März) setzten wir unsere Reise wieder fort. Nach einer Stunde Wegs durch dichten Wald voll des schönsten Bauholzes, meistentheils Kugelbäume und Wallaba, kamen wir zu einer kleinen Arawaakniederlassung am Ufer des Canje. Die Hütten waren eben erst errichtet und der Häuptling damit beschäftigt, Körbe aus den dünnen Zweigen einer Bignonie zu flechten. Als er aufstand um uns zu bewillkommnen, stellte

er ein trauriges Bild der Folgen der Wassersucht dar; und dennoch bot er mir seine Dienste als Führer nach dem Corentyn an, da er mit der Umgegend sehr genau bekannt wäre. Ein bedeutender Anfall von Rheumatismus nöthigte mich, meinen Plan aufzugeben und nach dem Berbice zurückzukehren.

Der Canje ist hier ungefähr 35 Yards breit, das Wasser dunkel gefärbt und seine Strömung ziemlich reissend, etwa $3\frac{1}{2}$ Meile in der Stunde. Die Indianer schifften sich am nächsten Morgen in drei kleinen Corials ein. Die Reise bis zur Mündung des Ikuruwa, wo der Stationscommandant wohnt, legen sie gewöhnlich in einem Tag zurück; dann verfolgen sie den Lauf des Ikuruwa aufwärts bis zum Brae oder breitem Wasser, einem kleinen See, durch welchen der Ikuruwa fliesst. Von hier an verlassen sie den Fluss, und der Weg führt nun über Savannen bis Oreála, was ungefähr eine Strecke von 12 Meilen sein mag.

Nur unter der grössten Anstrengung kam ich am nächsten Tage nach der Niederlassung am Pototo zurück, und erreichte den folgenden Tag darauf Wicki, das wir endlich am 25sten März verliessen. Es war heiliger Osterabend, und wir fanden daher Herrn Duggins Haus mit Indianern angefüllt, die sich in ihrem besten Anzuge mit Tanzen vergnügten. Welche Menge Perlen aller Grössen und Farben wurden hier zur Schau getragen! Die Männer trugen alle neue Camisaros oder Hiatos, die mit den verschiedenartigst gefärbten Fransen besetzt waren, wie sie auch ihre Mützen mit einer Menge Figuren, die sie aus weisser Leinwand geschnitten, und welche Tiger u. s. w.

darstellten, geschmückt hatten. Ihr Häuptling, Jandje, einer aus der gemischten Race, übte früher den uneingeschränktesten Einfluss auf die Indianer in seiner Nachbarschaft aus; er konnte auf die erste Aufforderung 200—300 bewaffnete Indianer um sich versammeln, und sein Wille war unbestrittenes Gesetz. Er übte seine Soldaten regelmässig in den Waffen, und sollte irgend etwas ausgeführt werden, dann erschien er gewöhnlich in einer schönen Uniform mit dem Schwert in der Hand, das er, wenn ich ihn recht verstand, von dem verstorbenen Gouverneur Bird zum Geschenk erhalten hatte. Seine Macht war eine reine Gewaltherrschaft; er allein schlichtete jeden Streit; der Schuldige wurde gewöhnlich an einen Baum gebunden und weidlich ausgepeitscht. Besonders beschützte er die Indianer vor den Betrügereien der Ansiedler, die sie in Arbeit nahmen, wodurch er sich seine Herrschaft vor allen Wechselfällen sicherte. Er selbst arbeitete mit der äussersten Anstrengung, natürlich aber nur für hohen Lohn, den man ihm aber gar gern gab, um sich nur seinen Einfluss auf die Indianer zu sichern. Seit die Kolonie die Geschenke nicht mehr gibt, die sie früher unter die Indianer vertheilte, hat er sich zurückgezogen, und sich nur noch die Oberaufsicht über die Angelegenheiten seiner Verwandten und derer, die sich unter seinen Schutz gestellt haben und mit in seinem Dorfe wohnen, vorbehalten. Sein Dorf zeichnet sich vor allen übrigen indianischen Niederlassungen wegen seiner Reinlichkeit und Bequemlichkeit aus, und kann mit jeder Plantage darin wetteifern. Hier ist er unumschränkter Herr, nichts darf ohne sein Wissen und seine Zustimmung gethan werden. Wegen seiner

Galanterie hat er sich einen förmlichen Namen gemacht, und ist wie die übrigen seines Stammes der Polygamie ergeben. Er hatte eben wieder eine junge Braut, die sich vor den Andern durch indianische Reize auszeichnete und bei dem Tanze völlig europäisch gekleidet erschien, und ich muss gestehen, sie war in diesem Anzuge auch wirklich ganz niedlich; der Häuptling bewachte sie aber auch mit den eifersüchtigsten Augen. Seine Heldenthaten und Spitzbübereien, die er gewöhnlich ausübt, sobald er seinen Harem wieder neu versorgen will, sind meistentheils die Gegenstände der Unterhaltung in der ganzen Umgegend.

Am 28sten März nahmen wir Abschied vom Herrn Duggin. Ich hatte mir einen Begleiter unter den Unterthanen Jandje's ausgelesen, der mich bei unserm Herabfahren mit den Namen der Flüsse und Gewässer vom Waironi bis zur Küste bekannt machen sollte; unsere Fahrt wurde durch die Ebbe und Fluth geregelt. Da mir ungemein viel daran lag, wo möglich eine genaue Uebersicht von dem untern Berbice zu erhalten, so musste mir die Begleitung eines Mannes, der genau mit den Umgebungen bekannt war, um so wünschenswerther sein. Ich nahm bei diesem Unternehmen die Entfernungen durch den Schall auf, da sie sich mir nach einer Vergleichung mit astronomischen Messungen immer als richtig und genau herausgestellt hatten; so hoffte ich eine genaue topographische Karte des Flusses liefern zu können.

Auf unserm Wege besuchten wir auch die Stelle, auf welcher früher das alte Fort Nassau und Alt-Amsterdam, die ehemalige Hauptstadt von Berbice, stand. Die Strassen der letztern kann man jetzt noch deutlich nach dem Pflaster

verfolgen; von den Befestigungen aber ist nur noch wenig zu sehen, da sie meistentheils mit Gebüsch und Gras bedeckt sind; wir fühlten auch gerade kein Verlangen, in diesem genauer nachzuforschen, da wir vor einer Menge Labaris und andern giftigen Schlangen gewarnt worden waren, die sich in dem Schutte der Wälle eingenistet haben sollten. Als sprechender Zeuge des Reichthums der frühern Hauptstadt, erhebt sich jetzt noch das einsame Haus eines begüterten Eigenthümers mitten in der allgemein herrschenden Wildniss; doch auch dieses wird bald zu den Ruinen gezählt werden müssen. Die polirten und reich verzierten Fensterböschungen sind zusammengestürzt, und der Name Buse, welcher in zierlichen Buchstaben und Blumenwerk den Eingang schmückt, wird bald vertilgt sein.

Bei der Pflanzung Mara, auf dem rechten oder östlichen Ufer des Flusses, ergab sich mir durch eine Grundlinie die Breite des Berbice zu 836 Yards, von hier sind es bis zur Mündung noch 23 Meilen. Seine durchschnittliche Tiefe beträgt immer noch 3—4 Faden, die Strömung 4 Knoten in der Stunde. Wir erreichten die Pflanzung Rossfield, auf dem linken Ufer, in der Nacht des 30sten März und wurden höchst gastfreundlich von Herrn Mackenzie empfangen; die Pflanzung liegt 6^0 10′ nördl. Breite und 57^0 $26\frac{1}{2}$′ westl. Länge.

Nach einer Abwesenheit von vier Monaten und einigen Tagen, kamen wir am Nachmittag des 31sten März wieder in Neu-Amsterdam an. Die Gefühle, welche mich bei meiner Rückkehr bestürmten, waren freilich weit, weit verschieden von denen, die mich bei meiner Abreise be-

wegten. Als ich die Erlebnisse in mein Gedächtniss zurückrief, die mir von dem Augenblick an, wo ich den Kiel meines Corials den Fluss hinauf richtete, begegnet waren, nicht des regnigen Wetters, des Mangels an Lebensmitteln und der physischen Hindernisse zu gedenken, welche sich meinem Vordringen entgegenstellten: da trübte vor Allem die drückende und schmerzliche Gewissheit, dass einer meiner Gefährten, der alle Gefahren und Entbehrungen mit uns getheilt, fehlte, das natürliche Gefühl der Freude, das uns Alle beherrschte, als wir aus der Einsamkeit nach den Wohnungen civilisirter Menschen zurückkehrten, obgleich ich mir bewusst war, dass ich bei jeder Gelegenheit meine volle Pflicht gethan, und mich keiner Mühe und keiner Arbeit entzogen hatte.

Unmittelbar nachdem ich mich wieder in etwas von einem Anfall des gelben Fiebers erholt hatte, traf ich alle Anstalten, um meine neue Reise antreten zu können, auf der ich den Essequibo bis zu seinen Quellen verfolgen, und die Beobachtungen meiner Expeditionen von Osten her mit denen des Baron von Humboldt zu Esmeralda, am obern Orinoko, verbinden wollte, das dieser im Jahre 1800 von Westen her erreicht hatte. Ich verliess Georgetown am 12ten September 1837 in Begleitung des Herrn Vieth, den ich wieder für mich als Assistent für das Fach der Naturwissenschaften gewonnen hatte, Morrison, der mir als Maler folgte, Le Breton, den ich als Proviantmeister engagirt, und mehrer meiner treuen Warrauindianer, die einen Theil meiner Bootsmannschaft bildeten, in dem

Schooner meines Freundes Herr Arrindell's. Bald hatten wir die Station Ampa, die ungefähr 30 Meilen aufwärts am östlichen Ufer liegt, erreicht, wo ich in wenigen Tagen durch die freundliche Unterstützung des Herrn Crichton, des Stationscommandanten, meine Mannschaft vollzählig machen konnte und ausserdem noch so glücklich war, meinen alten Gefährten Peterson wieder als Führer des Beischiffes zu erhalten.

Den 21sten September traten wir unter den günstigsten Verhältnissen unsere Reise an. Ich zählte unter meinen Begleitern 4 Europäer, die ich auf die drei Corials vertheilt hatte. Die Umgebungen des Flusses brauche ich nicht nochmals zu erwähnen und füge nur hinzu, dass sie nach Reichthum und Ueppigkeit rücksichtlich der Vegetation fast Alles übertreffen; unter den Waldbäumen sind die majestätische Mora, der stattliche Sawari und die Cecropia oder der Trompetenbaum die vorherrschenden.

Am 1sten October landeten wir bei den Cumuti- oder Taquiarefelsen, die ich erstieg und die Höhe der Granitmassen, ganz in Uebereinstimmung mit meiner frühern Messung, zu 160 Fuss fand, wodurch sich die Richtigkeit meiner frühern Angabe bethätigte, obgleich sie stark bezweifelt worden war. Beim Aufsteigen entdeckte ein Caribe an einem der Felsen einige indianische Charaktere, die sich besonders durch ihre Regelmässigkeit auszeichnen und viel Aehnlichkeit mit denen haben, welche vor nicht langer Zeit östlich von Ekaterinburg in Sibirien, in der Nähe der Quellen des Irbit und Pischma, Nebenflüssen des Tura, und in Dighton, in der Nähe der Ufer des Taunton, 12 französische Meilen südlich von Boston, in den vereinigten

Staaten Amerika's, entdeckt worden sind. Mehre Alterthumsforscher halten sie für phönicischen Ursprungs.



Welches aber auch ihr Ursprung sein mag, sie sind gewiss schon an und für sich von dem grössten Interesse und verdienen es jedenfalls, genauer untersucht zu werden. Ich habe diese Charaktere in Guiana, wie überhaupt in dem nördlichen Theile Südamerika's, über eine Strecke von 700 Meilen in der Länge und 500 Meilen in der Breite verfolgt, und fand sie hie und da über einen Flächenraum von 350000 Quadratmeilen verbreitet. Mehre derselben copirte ich, und es wäre zu wünschen, dass, so lange noch kein weiteres Licht über diesen Gegenstand verbreitet ist, keine Gelegenheit unbenutzt gelassen würde, diese Copien zu vermehren.

Am 16ten October erreichten wir die Mündung des Rupununi, die über 200 Meilen von der Küste entfernt ist. Mein Barometer zeigte mir hier 320 Fuss als Höhe über dem Meeresspiegel. Nachdem wir den Rupununi etwa 30 Meilen in einer westlichen Richtung hinaufgestiegen wa-

ren, schlugen wir unser Lager an dessen südlichem Ufer an der Mündung Roiwa auf, und ich besuchte von hier das Macusidorf Anai, in der Nähe des Berges gleiches Namens, um Cassadabrod einzuhandeln, da unser ganzer Vorrath durch das Umschlagen eines der Corials verloren gegangen war, und sich auch schon unter meinen Bootsleuten ernstliche Anzeigen des Fiebers einstellten.

Nachdem ich von Anai zurückgekehrt war, stieg ich den Roiwa in süd-süd-östlicher Richtung hinauf; sein Bett läuft, bei einer durchschnittlichen Entfernung von 15 Meilen, während 30 Meilen beinahe parallel mit dem Essequibo. Er ist hier 300 Yards breit, 12 Fuss tief, und seine Farbe schmutzig gelb; die Strömung beträgt 4½ Meilen in der Stunde. Die Ufer, welche 20 Fuss hoch sein mögen, zeigen ganz dieselbe Vegetation wie die des Essequibo, nur bemerkte ich weniger Orchideen. Eine herrliche, wie spanischer Flieder blühende Bignonie hing mit ihren grossen Blüthenbüscheln von den Bäumen herab, und die niedliche *Inga latifolia* belebte mit ihren glänzend rothen Blüthen den dichten, dunkelbelaubten Wald. Während der Nacht hielten wir in der Nähe einiger Granitfelsen, die ganz mit jenem Braunsteinoxyd überzogen waren. Nach der Meridianhöhe des Fomalhaut lag unser Lager unter 3° 44′ nördl. Breite.

Vom 27sten bis 29sten October konnten wir nur langsam vorrücken, da sowohl der Strom, als das unter meinen Leuten ausgebrochene Fieber, das schnellere Fahren hinderten. Gegen 9 Uhr sahen wir einige bewaldete Berge von etwa 200 Fuss Höhe vor uns, die sich von Ost nach West hinzogen und offenbar zu dem Gebirgszuge ge-

hörten, welcher den grossen Katarakt am Essequibo bildet, der ungefähr 25 Meilen in Ost-Süd-Ost liegen musste. Für die Nacht hatten wir uns an der Mündung eines Stromes gelagert, der sich von Westen her unter 3° 23′ nördl. Breite mit dem Roiwa verbindet. Während des 30sten und 31sten Octobers fanden wir, dass der Fluss jetzt eine süd-süd-westliche Richtung einschlug, und mehre Stromschnellen bildete; seine Tiefe betrug immer noch 9—12 Fuss und die Strömung 1½ Meile in der Stunde. An einer Stelle bildet sein Lauf beinah einen förmlichen Kreis von etwa 2 Meilen Durchmesser. Die Eingebornen haben hier einen schmalen Kanal gegraben, der die Landenge durchschneidet und etwa 100 Yards lang ist; dadurch vermeiden sie mit ihren kleinen Corials den Umweg, den das Flussbett macht. Am Nachmittag sahen wir in einer Entfernung von 12 Meilen nach West-Süd-Westen hin, zwei hohe Gipfel vor uns, die unsere Führer die Gebirge von Ataraipu, eins der grössten Naturwunder Guiana's, nannten. Bald darauf erreichten wir die Mündung des Guidaru, eines kleinen aber reissenden Stromes von 30 Yards Breite, der von Süd-Süd-West herkommt; wir fuhren in diesen ein und hatten oft gegen eine Strömung von 5½ Meilen anzukämpfen. Endlich zwang sie uns sogar das Rudern einzustellen, und unsere Corials mit Stangen vorwärts zu schieben. Nach vier Sternen fand ich die Verbindung des Roiwa mit dem Guidaru unter 3° 18′, während sie auf den übrigen Karten gewöhnlich 12 Meilen weiter nördlich angegeben wird.

Während unseres Vorrückens am 1sten und 2ten November, waren die Ufer des Flusses ungemein einförmig.

Statt der schönen Bäume zeigten sich niedrige Büsche, über die sich nur hie und da der schlanke Baum, den die Kolonisten „langer John" nennen (*Triplaris americana Willd.*), zu einer Höhe von 50 Fuss erhob, bevor sich seine Zweige zu einer pyramidenförmigen Krone gestalten; seine Blüthen sind unansehnlich; die Segmente des Kelches wachsen aber auch dann noch fort, wenn die Blumenblätter der weiblichen Blüthen schon vertrocknet sind, wobei sie ihre Farbe vom Grün in das Weisse und Hochrothe wechseln; hierbei verdünnen sie sich aber so, dass die zweigartigen Nerven ganz deutlich wahrzunehmen sind. Die Rispen stehen ganz dicht und der Baum erhält dann ein köstliches Aeussere. Wer den Baum früher nicht sah, musste glauben, er sei ganz mit weissen und rothen Blüthen überdeckt, die seine dunkelgrünen Blätter beinah völlig verbergen. Er ist vorzüglich durch eine ziemlich giftige, hellbraune Ameise gefährlich, die in seinem hohlen Stamme lebt; die Warrauindianer nennen ihn daher auch Epoahäri oder Ameisenbaum, die Arawaaks, Jacuna. Bald nachher trafen wir auf einen Zug dichtbewaldeter Berge von ungefähr 500 Fuss Höhe, die sich von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West erstreckten. Mehre kleine Nebenflüsse verbinden sich hier von beiden Ufern mit dem Roiwa.

Während der Tage vom 3ten zum 5ten November erreichten wir ein kleines Dorf, Pukasanti, das von 20 Cariben und Atoraïs bewohnt wurde. Da wir uns gern mit frischem Cassadabrod versehen wollten, blieben wir einige Tage hier, und einige Tage der Ruhe waren uns Allen nur zu nöthig, da wir fast durchgehends mehr oder weniger vom Fieber zu leiden hatten. Ich sah hier

mehre grosse Körbe Juva- oder „Brasiliennüsse", die, wie man mir sagte, in geringer Entfernung vom Orte wachsen sollten. Da der Baum für den Botaniker von hohem Interesse ist und seine Blüthen noch unbekannt sind, so wählte ich mir einen Führer, um mich nach seinem Standorte zu bringen, worauf wir nach Westen hin aufbrachen. Nachdem wir zwei Stunden lang über Wellengrund, durch dichten Wald und zahlreiche Sümpfe gegangen waren, erreichten wir den Standort der *Bertholletia;* und wenn irgend ein Baum das Epitheton *excelsus* mit Recht in Anspruch nehmen kann, so ist es dieser. Der Stamm erhebt sich schnurgerade 60—80 Fuss, bevor seine Aeste beginnen; die Rinde ist rauh und hat viel Aehnlichkeit mit der britischen Eiche; die Blätter sind tiefgrün und weich; aber — leider das, was ich als Botaniker am sehnlichsten zu finden hoffte, fand ich nicht, — der Baum hatte keine Blüthen. Die Nuss hat etwa 18 Zoll im Umfange und ist demnach ungefähr von der Grösse einer Kokusnuss; sie enthält 16—20 kleinere Nüsse von süssem Geschmack. Sie sind das gewöhnliche Futter der Affen, des Peccari und anderer Thiere. Auf unserm Rückweg fanden wir auch einige Samen der *Apeiba Tiburbu*, die ungemein merkwürdig sind und viel Aehnlichkeit mit dem Meerei haben; die *Apeiba aspera* wird hie und da an der Küste angetroffen, die erstere aber fand ich nur im Innern.

Während meines dreitägigen Aufenthalts in Pukasanti war der Himmel fortwährend überzogen und der Wind wehete stark aus Nord-Nord-Osten. Die durchschnittliche Höhe des Barometers betrug 29·53 Zoll, wodurch sich mir eine Höhe von etwa 370 Fuss über dem

Meere ergab; der Thermometer zeigte 85° und die Breite ergab sich mir nach 5 Sternen zu 3° 4′ nördlich.

Indem wir den 6ten und 7ten November unter der Leitung eines Atoraïindianers in südwestlicher Richtung vordrangen, kamen wir an einer Menge zerstreut herumliegender Gneisblöcke vorbei, die ganz eigenthümlich gewunden waren und grosse Stücke Quarz enthielten. An einem dieser Blöcke, der so gross war, dass sich einige hundert Menschen darauf hätten lagern können, hielten wir an. Der Strom wird vielfach durch Stromschnellen durchschnitten, und als wir bei der Stromschnelle von Carabiru angekommen, schlugen wir unser Lager auf und gingen in westlicher Richtung nach dem berühmten Ataraipu oder Teufelsfelsen. Nachdem wir uns zwei Stunden lang durch einen Wald gedrängt hatten, der so dicht war, dass wir uns oft den Weg erst hauen mussten, bestiegen wir eine Granitmasse von ungefähr 400 Fuss Höhe und bald sahen wir die herrliche natürliche Pyramide des Ataraipu vor uns, ihren kahlen Scheitel aus einer dichten Belaubung, die sich um ihre Basis rund herum ausbreitete, erhebend. Ungefähr 350 Fuss von der Basis des Berges sind bewaldet, von da aber erhebt eine aller Vegetation baare Granitmasse in Pyramidenform ihr kahles Haupt 550 Fuss, so dass sich der ganze Berg etwa 900 Fuss über die Savanne oder 1300 Fuss über den Meeresspiegel erheben mag. Vom Gipfel des Berges, den wir eben bestiegen, genossen wir eine ausgebreitete und herrliche Aussicht; in einer Entfernung von zwei Meilen vor uns erhob sich die merkwürdige Granitmasse, auf die ich die Worte des Dichters, da die ganze Umgebung ein noch unbekannter Landstrich war, anwenden möchte:



Kön. lith. Institut zu Berlin

ATARAIPU ODER DER TEUFELSFELSEN.

„dem Riesen gleich
Zu hüten ein verzaubert Reich.“

In weiterer Entfernung thürmte sich Gebirgszug auf Gebirgszug, wodurch nach Westen hin das herrlichste Amphitheater gebildet wurde. Ich konnte deutlich die blauen Umrisse des Conucugebirges, die Saeraerigebirge mit ihren conischen Gipfeln, den kuppelförmigen Vivi und den Dororú, der sich aus einer unermesslichen Savanne erhebt, die zusammen den Schauplatz meiner Reisen im Jahre 1836 bildeten, unterscheiden: in Süden erhoben sich die Carawaimigebirge, nach denen mein Fuss gerichtet war, während mehr in meiner Nähe der Cara-etayú mit seinen phantastischen Bildungen über 1000 Fuss aus der Niederung aufstrebte.

Als ich meine Blicke über diese romantische und malerische Gegend, und über den wunderbaren Zeugen der Urzeit, der eben durch den blendenden Glanz des tropischen Sonnenuntergangs beleuchtet wurde, schweifen liess, stiegen alle die Erinnerungen an meine frühern Gefährten, und die erlebten Vorfälle meiner frühern Reisen nur um so lebhafter in meinem Gemüthe auf, und mein Auge blickte mit Hoffnung und Besorgniss nach dem entfernten Süden, dem Ziele meiner gegenwärtigen Wanderung.

Am Fusse des Berges, den wir erstiegen hatten, den unsere Indianer Hutu-cubana nannten, und in manchen Felsenklüften fanden wir eine zahlreiche Flora, unter welcher sich vorzüglich eine Species der *Clusia* auszeichnete, mehre Orchideen, und darunter ein *Epidendron* mit einer grossen Dolde hellblassrother Blüthen, ohne Zweifel die schönste Zierpflanze, die hier gedieh. *Oncidium*, *Mono-*

chanthus, Cyrtopodium und *Epidendron* blühten in der grössten Vollkommenheit; verschiedene *Cactus* erhoben sich auf einem Boden von wenigen Zoll Tiefe, mit ihren ungeheuren Armen, gleich majestätischen Candelabern, während eine tiefere Stelle den eigenthümlich geformten *Melocactus*, den ich, seitdem ich die Antillen verlassen, nicht wieder gesehen hatte, hervorbrachte. Hier fand ich auch zum erstenmal die schmackhafte *Bromelia pinguin*, obschon die gewöhnliche Ananas durch ganz Guiana gefunden wird. Indem wir uns durch den Wald arbeiteten, verspürten wir von Zeit zu Zeit den lieblichsten Geruch, den, wie wir später entdeckten, eine Liana oder Schlingpflanze verbreitete. Diese wohlriechende Pflanze war die *Ichnella brachystachya Benth.* (*spec.* neu) mit weissen Blumen, von denen das grösste Blumenblatt fleischfarben gesprenkelt war und die in bedeutenden Haufen zusammenwuchs. Ihr Stengel windet und dreht sich so auffallend, dass man die Pflanze mit Recht „Buschseil“ genannt hat. Erst nach Eintritt der Dämmerung kehrten wir in unser Lager zurück; nach der Beobachtung dreier Sterne lag dasselbe 2° 57′ nördl. Breite und der Ataraipu 2° 55′ nördl. Breite.

Während der Tage vom 8ten bis 10ten November ruderten wir den Strom in süd-süd-westlicher Richtung hinauf, wobei wir auf eine Menge Hindernisse stiessen, bis wir am Morgen des 10ten Novembers den Fluss Tenenuaro erreichten, wo wir unsere Corials verliessen, diese nach dem Rupununi zurückschickten, um uns dort zu erwarten, und unsere Reise zu Lande fortsetzten; die nördl.

Breite war 2° 50′, und die Höhe über dem Meeresspiegel betrug 560 Fuss.

Nachdem wir hier sechs Tage verweilt, schlug sich unser Weg durch Wald nach Süd-Westen, wobei wir mehre Flüsschen zu überschreiten hatten, die alle gegen den Guidaru hinflossen; am Nachmittag betraten wir die Savannen, auf denen der Wellengrund vorherrschte, der nur hie und da durch einen Zug niedrer Granithügel und natürliche Alleen der Itapalme (*Mauritia flexuosa*) unterbrochen wurde. Oft stiessen wir auf grosse Strecken oder Gürtel eckiger Quarzstücke, die sich von Westen nach Norden hinzogen, gewöhnlich 200 Yards breit waren und so regelmässig aneinander lagen, als hätte man diese Striche gepflastert; dann trafen wir wieder auf Granitblöcke, die sich in derselben Richtung erstreckten, und aus einer gewissen Entfernung ganz wie Befestigungen aussahen. In der Nähe eines der auffallendsten dieser zerstreut herumliegenden Blöcke, mit Namen Si-aï, hatte der letzte Kazike der Cariben, jener berühmte Mahanarva, einst seine Residenz. Am Abend des 17ten Novembers erreichten wir das Dorf Watu Ticaba, das aus 6 runden Hütten besteht, die von ungefähr 60 Personen bewohnt werden. Wir wurden ganz freundlich empfangen, obschon wir Gegenstand der grössten Neugier für die Wapisianas oder Wapischanas waren, da die meisten unter ihnen vorher noch keine Weissen gesehen hatten.

Das Dorf liegt mitten unter Granitblöcken, die auch hier wie überall ihre eigenthümliche Flora haben. Wir bemerkten das niedliche *Epidendrum bicornutum* und eine andere Orchidee, die ich zuerst am Corentyn gefunden

und welche Dr. Lindley, da sie sich als ein neues Genus herausstellte, mit dem Namen *Schomburgkia* belegte; es wuchsen hier zwei Species, die *marginata* und *crispa;* ausserdem fand ich auch noch einige Cactusarten.

Die Wapisianas sind ein kräftiger, wohlgestalteter Menschenschlag, mit regelmässigen Gesichtszügen und grossen Nasen, die aber völlig von der malayischen Nase der Warraus und Arawaaks verschieden sind; die Frauen sind rüstiger und tragen ihr Haar aufgelöst auf die Schulter herabhängend. Vielweiberei ist allgemein, die Kinder aber werden gut behandelt und sind ungemein folgsam, denn niemals sah ich einen Wapisiana sein Kind strafen.

Nachdem wir uns eine Woche hier aufgehalten, da wir so lange auf Führer warten mussten, denn nur mit der grössten Mühe konnte ich einen derselben dahin vermögen uns zu begleiten, brachen wir am Morgen des 25sten Novembers, neun an der Zahl, mit einem Wapisiana als Führer auf. Unser Weg ging in südöstlicher Richtung längs einem Gebirgsgürtel, der sich nach dem dichtbewaldeten Carawaimigebirge hin erstreckte; der höchste Gipfel des Gebirgszuges, den wir am Nachmittag überschritten, mochte sich 2500 Fuss über die Ebene erheben und dachte sich nach unserm Lager, in der Nähe des Guidaru, ab, der hier nur noch ein Bergwasser war. Auf unserm Wege trafen wir eine Menge Zuckerrohr an, das meistentheils wild wuchs, wie auch das Pfeilkraut (*Gynerium saccharinum*), welches nach Wuchs und Blättern viel Aehnlichkeit mit dem Zuckerrohr hatte und von den Indianern ungemein geschätzt wird; mitten unter diesen stand die herrli-

che *Amaryllis belladonna* mit ihren glänzend scharlachnen Blüthen.

Am Morgen des folgenden Tages erreichten wir ein Dauridorf (ein Indianerstamm, der den Atoraïs verwandt ist) mitten im Wald und Sumpf unter 2° 24′ nördl. Breite und ungefähr 36 Meilen östlich von Watu Ticaba. Ihr Aeusseres ist gefälliger, aber nicht so muskulös, und ihr Gesicht nicht so regelmässig gebildet, als das der Wapisianas. Sie bemalen sich mit einer gewissen Geschicklichkeit mit einer carminrothen Farbe, die sie aus dem Blatte der Carivareru, einer Schlingpflanze (*Bignonia chica*), gewinnen, und die viel höher geschätzt wird als das Arnatto. Der Stamm ist nur unbedeutend und zählt gewiss kaum mehr als 200 Personen.

Indem wir am 1ten December unsere Reise in derselben Richtung durch Sümpfe, in denen die schlanke Manicopalme in grosser Menge wuchs, und durch dichte Waldungen voller *Lecythidiae*, majestätischer *Bertholletia excelsa* und der wegen ihres Geruchs so unangenehmen *Lecythis ollearia* fortsetzten, hatten wir mehre Nebenflüsse des Guidaru zu überschreiten und erreichten am Nachmittag den ersten Fluss, der seine Wasser nach Süden hin ergoss; kurz darauf kamen wir in einem Tarumadorfe an, das von 60 Personen bewohnt wurde, von denen zwei Drittel Weiber und Mädchen waren. Dieser Stamm ist wie die Wapisianas von mittler Statur, hat aber nicht das gefällige Aeussere derselben. Ihre Sprache unterscheidet sich von allen übrigen Indianersprachen, die ich bisher gehört hatte; die Worte scheinen ungemein kurz und der Vokal *a* vorherrschend zu sein. Die Anzahl

der Tarumas am Cuyuwini soll sich auf 200 belaufen, die in fünf Dörfern vertheilt sind; das eine dieser Dörfer liegt noch höher den Fluss aufwärts, die andern drei weiter unterhalb. Das Dorf lag 2^0 5′ nördl. Breite.

Den 4ten December brachen wir mit Tagesanbruch auf und gingen in südöstlicher Richtung nach dem Cuyuwini hin, auf welchem wir uns wieder einschiffen und bis zu seiner Vereinigung mit dem Essequibo hinabfahren wollten. Unser Weg führte uns durch einen Wald, in welchem ich den Anni, einen schönen starken Baum mit einer stachligen Nuss, bemerkte, aus dem die Indianer ihre Corials verfertigen; eben so fand ich auch die Jurubapalme, mit der sie das Rohr ihrer Blaseröhre umwickeln. Nachdem wir drei Stunden oder ungefähr sieben Meilen gegangen, kamen wir an das linke Ufer des Cuyuwini, der hier 80 Yards breit, 11 Fuss tief ist und bei einer Strömung von $\frac{1}{2}$ Meile in der Stunde, theils nach Nord-Ost theils nach Nord fliesst.

Die Corials, in denen wir uns für eine Reise von vielleicht einigen Wochen einschiffen sollten, waren die erbärmlichsten, die ich noch bisher gesehen. Das beste unter ihnen war nicht einmal 1 Yard breit und kaum 9 Zoll tief, und ich musste mich daher nach ächt indianischer Weise zusammen kauern; die übrigen waren blosse Pakassen oder Borkkähne. Der Cuyuwini hat seinen Namen von Cuyu, die allgemeine Bezeichnung der Indianer Guiana's für den weissköpfigen Marudi (*Penelope pipile*), der einst hier sehr zahlreich gewesen sein muss, und *wini*, das Wasser. Er soll in dem Gebirge, das sich ungefähr 40 Meilen südwestlich erstreckt, entspringen. Indem wir

den Fluss hinabfuhren, der vielfach von Sandbänken und Stromschnellen durchschnitten wird, und wegen seiner flachen Ufer höchst einförmig ist, fingen wir eine Menge Fische, vorzüglich den Luganani oder Sonnenfisch, der sich besonders durch seine Schmackhaftigkeit auszeichnet. Vierfüssler trafen wir, ausser dem dreizehigen Faulthier, nur äusserst wenig. Das letztere fanden wir sogar einmal ganz gegen seine Gewohnheit quer durch den Fluss schwimmend, in den es wahrscheinlich von einem Baume gefallen war. Die Waccawais und Cariben essen sein Fleisch, das sie als fett und wohlschmeckend beschreiben; es soll viel Aehnlichkeit mit dem Fleische der Cavia haben. Nach der Angabe der Indianer halten sich im Cuyuwini keine Kaymans auf, wogegen er aber fast mit einer kleinern Species angefüllt ist, die die Cariben Kaikuti, und die Wapisianas Aturi nennen; sie sind selten länger als 3—4 Fuss und ihr Fleisch wird für eine Delicatesse gehalten. Eine grosse Comutischlange (*Boa*), die von ihrem Raube aufgeschwollen unthätig in einem Sumpfe lag und gerade nicht den angenehmsten Geruch verbreitete, verwundete ich mit einer Kugel; kaum aber fühlte sie sich getroffen, als sie auch auf uns losstürzte und uns zur Flucht zwang. Sie schien ungefähr 8 Yards lang zu sein und war die grösste, welche ich bisher gesehen hatte. Eine Kette Muscovyenten, die über uns hinflog, war leider zu scheu, als dass wir zum Schuss hätten kommen können. Die Hanura, eine grosse Kranichart, war ungemein häufig, aber wieder so mager, dass sie das Pulver nicht werth war. Im Verlauf der Reise fuhren wir an mehren zerstreut herumliegenden Blöcken Grünstein vorüber, an de-

nen wir einige indianische Gemäldeschriften wahrnahmen. Als ich die Tarumas frug, wer diese eingegraben, gaben sie mir zur Antwort: „Das sei vor langer, langer Zeit von Weibern gethan worden.“

Indem unsere Reise immer noch nach Norden gerichtet war, bildete der Fluss fortwährend eine Menge grosser Krümmungen, bis wir endlich seinen nördlichsten Punkt erreichten, wo er sich plötzlich 15 Meilen beinah rein südlich wendet und dann bis zur Vereinigung mit dem Sipu oder Essequibo, einen östlichen Lauf einschlägt. Nach den Beobachtungen der Meridianhöhen von vier Sternen, fällt er unter 2° 16′ nördl. Breite in den Essequibo.

Am Morgen des 8ten Decembers fuhren wir in den Essequibo ein, nachdem wir ihn gerade 51 Tage vorher verlassen und auf dem Rupununi hinauf gefahren waren, der jetzt nur 70 Meilen von uns entfernt lag. Allen Nachrichten zu Folge, die ich früher über das Bett des Essequibo oberhalb des Wilhelmskataraktes eingezogen, würden wir unsern jetzigen Standpunkt wohl kaum erreicht haben, hätte ich nicht diesen Umweg eingeschlagen. Einen Beweis für diese Befürchtung lieferte mir auch die traurige Geschichte von Mahanarva's Reise, der 50 Jahre früher von der Mündung des Cuyuwini nach dem Rupununi hinabfuhr. Die freudige Gewissheit mein Kanoe jetzt auf den Gewässern des Essequibo schwimmen zu sehen, rief auch die feste Hoffnung in mir hervor, die grössten Hindernisse besiegt zu haben und das Ziel meiner Reise, die Quellen des Essequibo, diesmal erreichen zu können.

An seiner Vereinigung mit dem Essequibo ist der Cuyuwini 190, der Essequibo selbst aber bloss 180 Yards breit; die

durchschnittliche Tiefe des letztern betrug 22, die des erstern 16 Fuss. Das Wasser des Essequibo war tief dunkel und seine Strömung wenig mehr als 1/2 Meile in der Stunde, wobei sein Lauf meistentheils nach Nord und Nord-Westen gerichtet ist. Obgleich die Ufer dicht bewaldet sind, so besitzen sie doch keineswegs jene Ueppigkeit, die sie unter der fünften Breitenparallele so sehr auszeichnet. Berge von etwa 500 Fuss Höhe begrenzen hie und da den Fluss und zwingen ihn beinah fortwährende Krümmungen zu bilden, ja an einzelnen Stellen sogar einen rückgängigen Lauf einzuschlagen. Eine Menge zerstreut herum liegender Granitblöcke, von denen die Eingebornen gar wundersame Geschichten zu erzählen wissen, bedecken sein Bett.

Indem wir unsere Reise den Essequibo aufwärts am 9ten December in einer meistentheils süd-westlichen Richtung fortsetzten, fuhren wir an dem kleinen Flusse Quitiva vorüber, der sich ebenfalls von Süd-West her mit dem Essequibo verbindet, und hielten gegen Abend an dem ersten Tarumadorfe, das auf dem rechten Ufer des Flusses unter 2° 2′ nördl. Breite liegt und ungefähr 30 Bewohner zählt. Am folgenden Morgen trafen wir auf mehre Felsen mit indianischen Skulpturen, welche die Indianer Bubamana nennen; oberhalb dieser Felsen breitet sich der Strom bis auf 220 Yards aus, und bald darauf erblickten wir in Süd-Westen einen Gebirgszug, dessen höchster Gipfel sich 3000 Fuss über die Ebene erheben mochte. Die Eingebornen nennen dieses Gebirge, Wanguwai oder Sonnengebirge; es liegt unter 1° 49′ nördl. Breite. Etwas weiter nach Westen erhebt sich ein zweiter Gebirgszug, der Amucu,

der aber mehr abgerundet ist, und die Höhe des erstern durchaus nicht erreicht.

Am Mittag des 10ten Decembers erreichten wir die Mündung des kleinen Flusses Yuawauri; er fliesst hauptsächlich von West-Süd-West her, und die Tarumas nennen ihn Casi-Kityu oder „Todtenfluss.“ Der Essequibo ist hier nur noch 70 Yards breit. Nachdem wir an dem Capidiri vorübergefahren, kamen wir an zwei Tarumaniederlassungen, die sich unmittelbar gegenüber lagen. Um uns mit frischem Cassadabrod zu versehen und uns wenigstens in etwas zu erholen, da unsere Gesundheit durch die brennenden Sonnenstrahlen und heftigen Regengüsse vielfach gelitten hatte, hielten wir hier einige Tage an. Nach dem 15ten December fiel der Regen in den Umgebungen der Gebirge beinah in anhaltenden Strömen herab, während auf den Savannen das schönste Wetter herrschte. Die Eingebornen, welche noch niemals Weisse oder Parána-ghiris (Leute von jenseit des Meeres) gesehen hatten, wurden durch unser Kochgeschirr in das grösste Erstaunen versetzt, noch wunderbarer aber war ihnen mein Compass. Sie nennen den Sipu oder Essequibo, Koatyang-Kityu oder Coatifluss.

Den 12ten December verliessen wir die Dörfer und setzten unsere Reise in südwestlicher Richtung fort, wobei wir im Laufe des Tages an dem Macurua und Pakuka vorüberfuhren, die beide nach Osten hin sich zu einer Höhe von ungefähr 1000 Fuss erheben. An einzelnen Stellen wurde der Fluss oft bis auf 20 Yards eingezwängt, so dass wir auch nur langsam vorwärts dringen konnten. Nach eini-

gen Tagen erreichten wir den Vereinigungspunkt des Camoa oder Wangu, der 30 Yards breit ist und von Westen herkommt, und etwas später den Wapuau, der sich mit seinem schwarzen Wasser von Süd-Osten her in den Essequibo ergiesst.

Am 15ten December sahen wir kurz nach Mittag in Süd-Süd-Osten in einer Entfernung von 25 Meilen, das hohe Pirítikugebirge; und gegen zwei Uhr Nachmittags verliessen wir den Essequibo, der jetzt von Süd-West herströmte, und fuhren in den kleinen Fluss Caneruau ein, der von Süd-Ost herkommt. Da alle unsere Führer darin übereinstimmten, dass der obere Essequibo ganz unbewohnt sei, so mussten wir einen Weg einschlagen, auf dem wir hoffen konnten Lebensmittel zu finden, denn unsere Corials waren so klein, dass wir kaum für fünf Tage einnehmen konnten. Am folgenden Tag hatten wir uns mit der grössten Anstrengung gegen 16 Meilen in einer südlichen Richtung durch Sumpfboden und eine Menge Arme des Caneruau zu arbeiten, bevor wir ein Woyawaidorf erreichten. Nachdem ich einige Bäume hatte lichten lassen, zeigte sich mir zum erstenmal der Hauptzug der Sierra Acarai, und als ich gegen Sonnenuntergang einen Baum bestieg, lag die herrlichste Gebirgslandschaft vor mir, die sich von Nord-Ost durch ganz Süden nach Westen hinzog. Eine Menge hervorragender spitzer Gipfel, die aber dicht bewaldet waren, begrenzten den Horizont; die Thäler schienen sich von Nord-Ost nach Süd-West hin zu ziehen. Mein Führer sagte mir, dass der Kaiawako der höchste Berg in der Umgegend sei, er liege ungefähr zwei Tagereisen nach Nord-

West hin. Die Höhe der vor mir liegenden Berge schätzte ich von 3000—4000 Fuss über der Savanne.

Bei der Fortsetzung unserer Reise folgten wir einige Zeit hindurch dem Thale des Caneruau, bis sich dasselbe von Süden nach Süd-Osten wendet. Am Abend war der Pirítiku der höchste Berg in unserm Gesichtskreise, er lag ungefähr 25 Meilen nach Ost-Nord-Ost und bildete einen steilen Rücken, der nach Osten in einem Gipfel ausläuft; seiner steilen Bildung ungeachtet, war er dicht bewaldet. Nach der Meridianhöhe des Sternes α im Perseus und des α im Argus, befanden wir uns unter 0° 53′ nördl. Breite.

Am 17ten December hatten wir acht Meilen weiter südlich oder 0° 45′ nördl. Breite, die Wasserscheide zwischen dem Essequibo und Amazonenstrom erreicht, und fuhren an dem Fluss Asimari, der nach Süden strömt, vorüber. Wahrscheinlich ist dieser Fluss der Ijatapu unserer Karten; er war 40 Yards breit und nach Angabe der Woyawais hat er seine Quellen auf dem Berge Yiniko, der nach Nord-West hin liegt. Die Thäler, welche wir durchschnitten, zogen sich meistentheils von Ost-Nord-Osten nach West-Süd-Westen. Unsere Führer suchten das Ueberschreiten der Bergkämme so viel als möglich zu vermeiden und ging dies ja nicht anders, dann waren diese leider so dicht bewaldet, dass sich fast gar keine Fernsicht darbot. Die Felsen gehörten meistentheils zur Granit- und Trappformation. Spät am Abend des 19ten Decembers erreichten wir noch ein Barokotodorf, das von ungefähr 40 Personen bewohnt wurde. Die Männer sind kräftig und wohlgebildet, ihre Stirn ist hoch, die Nase

leicht gebogen und die Gesichtszüge ziemlich regelmässig geformt. Sie tragen Mützen, die aus den Brustfedern des Adlers, dem Federbusch des weissen Reihers und aus dem bunten Gefieder des indianischen Rabens und des Papageis gemacht werden. Ihre Bogen waren 6½ Fuss lang.

Die Nacht war mir für astronomische Beobachtungen ungemein günstig, und ich erhielt fünf Meridianhöhen von Sternen, welche mir für das Dorf die südliche Breite von 0° 12′ gaben. Wir hatten demnach den Aequator gegen Mittag überschritten und ich hatte in soweit einen der Hauptzwecke meiner Expedition erreicht. Leider fiel jetzt die Regenzeit ein, wodurch ich gehindert wurde, meine Reise sowohl nach Osten als auch nach Westen auszudehnen, und da die Flüsse auch schon in Folge des eingetretenen Regens angeschwollen waren, so wäre meine Reise mit einer Menge Schwierigkeiten und Entbehrungen verknüpft gewesen. Ich verlor daher keinen Augenblick Zeit, sondern kehrte eilend nach unsern Corials, die wir auf dem Caneruau zurückgelassen, zurück und erreichte denselben am 22sten December, wo wir uns wieder einschifften, um den Essequibo bis zu seinen Quellen zu verfolgen.

Die Nachrichten, welche ich von den Barokotos eingezogen, gingen dahin, dass der Fluss Dara, der nach ihrer Angabe in den Parasimoni fällt, seine Quellen ungefähr 15 Meilen östlich von ihrem Dorfe habe. Der Berg Camuyau ist nach dieser Gegend hin der höchste, denn hinter ihm flacht sich das Land schon ab. Die Grenze des Gebirgszuges nach West-Süd-West war ihnen unbekannt, sie sagten aber, er dehnte sich gewiss gegen 20 Tagereisen aus und würde von den Harakutyabos, einem wilden

Stamme, bewohnt, der keinen Fremden seine Grenzen überschreiten liesse. Nach Osten hin wohne ein Stamm der Maopityans.

Die Zahl der Woyawais, die ich auf meiner Reise antraf, belief sich etwa auf 150; sie sind von mittler Grösse, ihre Haut ist heller als die der Tarumas; nach ihrem allgemeinen Aeussern und ihrer Sprache, haben sie viel Aehnlichkeit mit den Macusis. Die Woyawais sind grosse Jäger und wegen ihrer Hunde berühmt. In ihrem Aeussern sind sie ungemein schmutzig, und dies sogar in noch höherem Grade als die Waccawais, die in dieser Hinsicht in ganz Guiana berüchtigt sind.

Kurz nachdem wir unsere Boote wieder erreicht hatten, brachen wir auf, um unsere Reise auf dem Essequibo in einer meistentheils südwestlichen Richtung fortzusetzen. Der Fluss bildet hier eine Menge Krümmungen und fliesst durch ein fruchtbares Bergthal, das ihn aber bis auf 18 Yards zusammendrängt. Unsere Fortschritte wurden durch zahllose Bäume, die den Fluss gleichsam verstopften, ungemein aufgehalten. Während der ersten zwei Tage betrug die Strömung 2½ Meilen in der Stunde, wobei sich das Wasser, bei einer Tiefe von 3 Fuss, über einen steinigen Boden fortwälzte; den folgenden Tag mussten wir die Kähne aufgeben und längs den Ufern des Flusses hingehen, die sich in einem Bergthale des Flusses fortzogen und dicht mit Wald bewachsen waren.

Nach einem dreitägigen ermüdenden Marsche, kamen wir gegen Mittag des 27sten Decembers an einer der Quellen des Essequibo an, die in einer so dichten Baumgruppe, die wieder von Lianen gänzlich bedeckt war, entsprang,

dass wir weder Sonne noch Sterne hindurchscheinen sahen. Nach der Richtung und der zurückgelegten Entfernung, musste sie unter 0^0 41′ nördl. Breite liegen. Wir pflanzten die britische Flagge auf, die wir sicher an einen der Bäume befestigten, um dort zu wehen, bis sie die Zeit zerstört haben würde; und nachdem wir einen Toast auf das Wohl Ihrer Majestät in dem reinen Wasser des Essequibo, das einzige Getränk, das wir uns verschaffen konnten, ausgebracht hatten, kehrten wir nach unsern Corials zurück.

Die Sierra Acarai ist bei ihrer durchschnittlichen Höhe von 2000 Fuss über der Savanne, dichter bewaldet als irgend ein anderer Gebirgszug, den ich bisher gesehen hatte. An einigen Stellen schlängelt sich der Fluss unmittelbar an dem Fusse des Gebirges hin, während er sich an andern wieder weiter davon entfernt, aber selbst dann behält der Sipu seine charakteristische Eigenthümlichkeit, die Menge Granitblöcke bei. Die Fische sind hier ungemein zahlreich, und wir fingen einige Haimuras, die 12—16 Pfund wogen. Die üppige Vegetation dieses Gebirgsthales übertrifft Alles, was ich bisher gesehen, obschon sie ganz von der Flora der vierten und fünften Breitenparallele verschieden ist. Findet man auch unter dem Bauholze die *Laurineae*, *Lecythideae* u. s. w., so fehlt doch die majestätische Mora, das *Psidium aromaticum* und dessen Sippe, die durch eine baumartige Myrthe und eine stark riechende *Eugenia* ersetzt werden. Der grosse Mangel an Vierfüsslern und Vögeln musste uns auffallen, da gewiss noch kein menschlicher Fuss diese Gegend betreten hatte; denn mit Ausnahme einiger kleinern Vögel, eines einzelnen Rei-

hers, oder eines Adlers, der in blauer Luft über uns kreiste, herrschte überall Todtenstille, so dass ich mich in die Wüsten Africa's versetzt zu sein wähnte.

Nach einigen Merkmalen zu schliessen, musste sich der Fluss während der Ueberschwemmung gegen 30 Fuss über seinen gegenwärtigen Spiegel erheben, wie wir ihn auch bei der Rückkehr zu unsern Corials, schon bedeutend gestiegen fanden.

Am 30sten December kamen wir wieder in dem Tarumadorfe an. Der Häuptling desselben war viel in den Gebirgen herumgestrichen und entwarf mir eine rohe Zeichnung der Flüsse, die in dem Acaraigebirge entspringen und eine Schilderung der Stämme, die dasselbe bewohnen; ein Theil meiner Karte beruht auf diesen Angaben. Die Indianer haben keinen Collectivnamen für Berg; die Benennungen Pacaraima und Acarai sind ihnen in ihrer Anwendung auf Gebirgszüge ganz unbekannt. Hat irgend ein Berg etwas Auffallendes, so bestimmt dies auch den Namen desselben, der meistentheils sehr bezeichnend ist.

Am 6ten Januar 1838 erreichten wir die Mündung des Cuyuwini wieder, und indem wir diesen Strom hinaufstiegen, kamen wir am 10ten an den Landungsplatz der Tarumas an, wo ich mit freudigem Herzen von den Corials Abschied nahm, in denen ich so manche Woche eingezwängt gewesen war. Wir überschritten das Carawaimigebirge in nordwestlicher Richtung unter demselben ungünstigen Wetter, das uns seit Mitte Decembers so unausgesetzt verfolgt hatte, und erst nachdem wir am 16ten Januar die Savannen betreten, begünstigte uns die Witterung mehr. In dem ersten Dorfe, das wir antrafen,

machten wir für eine Woche Halt, da viele meiner Leute krank geworden waren, worauf wir drei Tage hindurch unsern Weg nach Norden über Savannen gegen die Ufer des Rupununi fortsetzten. Leider fanden wir uns dort in unserer Hoffnung, Kanoes zu finden, getäuscht und mussten daher gegen 14 Tage hier warten, bis unsere eigenen Corials, nach denen wir geschickt hatten, ankamen. Am 15ten Februar schifften wir uns wieder ein und erreichten Curasawaka am 20sten Februar, nach einer Abwesenheit von mehr als 3 Monaten, unter welcher Zeit wir ungemein viel von Beschwerden und feuchtem Wetter gelitten hatten.

Um eine genauere Untersuchung der Sierra Acarai mit Erfolg zu unternehmen, muss der Reisende die Regenzeit in einem der Indianerdörfer auf den Savannen abwarten, bei Eintritt der trocknen Jahreszeit über das Land nach dem Cuyuwini vordringen, wo er dann die erste Niederlassung der Woyawais mit Anfang September erreichen würde. In der Wald- und Berggegend des Aequators beginnt die Regenzeit mit der Mitte des Decembers und hält bis zum März an. Während dieser Zeit herrscht auf den Savannen das schönste Wetter, wo der Regen erst im April beginnt, und wenn der Sipu oder Essequibo seine Ufer übersteigt, steht der Rupununi, ein Savannenfluss, am niedrigsten; die Monate Juni, Juli und der halbe August, scheinen auf den Savannen und in den Gebirgen gleich nass zu sein.

Nachdem wir in Curasawaka drei Wochen geruht, um unsere Gesundheit und Kräfte wieder herzustellen, verliessen wir dasselbe am 3ten März und stiegen den Rupununi hinauf, bis wir in unserm alten Standquartier Anai

wieder Halt machten. Die Hütte in der Nähe des Berges Anai, in der wir im Jahre 1835 einen Monat gelebt, und in der Gullifer, Smith und Waterton zurückgeblieben, war nicht mehr zu sehen; Schilfgras und die üppigste Vegetation nahm ihre Stelle ein. Die Niederlassung zu Monuschuballi war ebenfalls verlassen und nur noch von einem verwachsenen Caraiben bewohnt, der mich augenblicklich wieder erkannte. Er erzählte mir, der Mangel habe die Bewohner gezwungen nach den Gebirgen zu gehen, um dort einen längern Besuch zu machen, und ihn hätte man allein zurückgelassen. Er brachte mir einen zahmen Vogel zum Geschenk; aber es würde ein Verbrechen gewesen sein, ihn seines einzigen Gefährten zu berauben. An dem nördlichen Abhange des Berges fand ich eine Macusifamilie, die mich ungemein freundlich aufnahm; nachdem ich von ihr Abschied genommen, kehrte ich ermüdet und missvergnügt meine alten Bekannten nicht wieder gefunden zu haben, nach unserem Lager zurück.

Während der Tage vom 16ten — 21sten März rückten wir nur langsam vorwärts, und begegneten drei Corials, die von Pirara abgeschickt waren, um Herrn W. Youd, den ersten protestantischen Missionair, von Bartika-Point aus zu den Indianern im Innern Guiana's, dem Felde seiner künftigen Thätigkeit, zu bringen. Es that mir ungemein wohl, dass gerade die zwei aufmerksamsten und thätigsten unter der Bootsmannschaft dieser Corials, ein Macusi und ein Caribe waren; sie waren in der Missionsstation zu Bartika-Point erzogen worden.

Der niedre Wasserstand des Flusses legte uns eine Menge Hindernisse in den Weg, so dass wir Pirara auch



PIRARA AM SEE AMUCU.

wieder Halt machten. Die Hütte in der Nähe des Berges Anai, in der wir im Jahre 1835 einen Monat gelebt, und in der [illegible], Smith und Waterton zurückgeblieben, war nicht mehr zu sehen; Schilfgras und die üppigste Vegetation nahm ihre Stelle ein. Die Niederlassung zu Mo- [illegible] war ebenfalls verlassen und nur noch von einem [illegible] Cariben bewohnt, der mich augenblicklich wieder erkannte. Er erzählte mir, der Mangel habe die Bewohner gezwungen, nach den Gebirgen zu gehen, um [illegible] zu machen, und ihn hätte man [illegible] Er brachte mir einen zahmen Vogel zum Geschenk, aber es würde ein Verbrechen gewesen sein, ihn seines einzigen Gefährten zu berauben. An dem nördlichen Abhange des Berges fand ich eine Macusifamilie, die mich ungemein freundlich aufnahm; nachdem ich von ihr Abschied genommen, kehrte ich ermüdet und missvergnügt, meine alten Bekannten nicht wieder gefunden zu haben, nach unserem Lager zurück.

Während der Tage vom 16ten — 21sten März rückten wir nur langsam vorwärts, und begegneten drei Corials, die von Pirara abgeschickt waren, um Herrn W. Youd, den ersten protestantischen Missionair, von Bartika-Point weiter zu den Indianern im Innern Guiana's, dem Felde seiner künftigen Thätigkeit, zu bringen. Es that mir ungemein wohl, dass gerade die zwei aufmerksamsten und thätigsten unter der Bootsmannschaft dieser Corials, ein Macusi und ein Caribe waren; sie waren in der Missionsstation zu Bartika-Point erzogen worden.

Der niedre Wasserstand des Flusses legte uns eine Menge Hindernisse in den Weg, so dass wir Pirara auch



Königl. lith. Jnstitut zu Berlin

PIRARA AM SEE AMUCU.

erst am 21sten März erreichten, wo ich die Niederlassung ungemein angewachsen und die ganzen Bewohner, Männer, Frauen und Kinder thätig beschäftigt fand, den Bau der Kapelle zu beenden [1]. Das Haus des Missionairs war

1 „Mögen Sie es mir nicht als unnütze Prahlerei auslegen, wenn ich bemerke, dass ich an der Vermittlung dieser so wünschenswerthen Massregel einen kleinen Antheil habe. In einer Unterredung, die ich nach meiner Zurückkunft von der ersten Expedition im Jahr 1836 mit dem Lord-Bischof von Barbados hatte, zog ich seine ganze Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass, während die britischen und andere Missions-Anstalten Missionen unter allen Heidenstämmen der Alten und in dem nördlichen Theil der Neuen Welt unterhielten, die Indianer Guiana's allein ohne Lehrer und Unterricht blieben. Ich gab dem Bischof jede nur mögliche Auskunft, die ich über den Charakter und die Anzahl der Indianer besass, welche ich im Laufe meiner Expedition besucht hatte, und zog seine Aufmerksamkeit auf Pirara, welches mir besonders für eine Missions-Anstalt geeignet schien."

„Bevor sich die Gesellschaft in London entschlossen hatte, einen Missionair nach dem Lande der Macusi-Indianer zu senden, bauten die Bewohner von Pirara, ihren Kräften gemäss, nicht nur ein Gebäude für den Zweck eines Bethauses, sondern errichteten auch ein Wohnhaus für den Missionair, und als sie Gewissheit erhielten, dass der Revd. M. Youd als Lehrer nach Pirara berufen sei, so begaben sich 29 der stärksten Männer des Dorfes in ihren Kanoes nach der Küste, um ihn von der Missions-Anstalt in Bartika-Point abzuholen, obgleich sie drei Monate zur Vollbringung dieser Reise nöthig hatten. Ein solcher Eifer, mit der Bibel und der christlichen Religion bekannt zu werden, steht wahrscheinlich für sich allein in der Geschichte der Missionen."

„Die ununterbrochenen Bemühungen des Missionairs in seinem heiligen Unternehmen rufen bereits Früchte hervor; eine Schule für Kinder und eine Sonntags-Schule für Erwachsene ist errichtet, und die Indianer von den nahen Gebirgen treffen hier des Sonnabends ein, um am folgenden Tage dem Gottesdienste beizuwohnen, der in der Macusi-Sprache gehalten wird. Doch verursacht der Umstand, dass Pirara zum brasilianischen Guiana gehören könne, grosse Sorge, denn in diesem Falle würde die Intoleranz der Brasilianer und Portugiesen das Bestehen dieser Anstalt sehr gefährden."

„Wenn ich schon lebhaften Antheil an dieser so frommen und wünschenswerthen Anstalt nahm, bevor ihr Entstehen gewiss war, um wie viel grösser muss dieser Antheil jetzt sein, nachdem ich ihr heilsames Wirken mit eigenen Augen wahrgenommen habe, und in dem Missionair einen Mann finde, dem das geistige und weltliche Wohl seiner Herde, die so eben dem Heidenthum entrissen ist, tief am Herzen liegt."

schon fertig; ausser diesem zählte ich noch 30 Hütten, von denen einige ein ganz freundliches Aeussere hatten. Wir entschlossen uns hier bis zur Rückkehr eines unserer Kähne zu warten, in welchem ich Peterson nach Georgetown gesandt hatte, um dort Tauschartikel zu holen, da uns unglücklicherweise auf dem Essequibo zwei Kähne mit solchen gesunken waren.

Während der sechs nächsten Wochen war das Wetter ungemein schwül. Am 6ten April stand der Thermometer im Schatten auf 93° Fahrenh.; und das Barometer sank zu derselben Zeit auf 29·316, während seine frühere durchschnittliche Höhe 29·450 war; es gab unsern Standpunkt zu 600 Fuss über den Meeresspiegel an. Der Wind kam vorherrschend aus Osten.

Die Macusis sind ein gutmüthiger, gastfreundlicher Stamm und scheinen viel thätiger als die übrigen Indianer; die Frauen müssen zwar schwere Arbeit thun, werden aber ausserdem freundlich von ihren Männern behandelt. Nie habe ich während meines Aufenthaltes im Innern, einen Zwist zwischen Mann und Frau wahrgenommen; obschon an der Küste, wo der Indianer durch europäische Laster und geistige Getränke verdorben ist, der Mann auch gegen sein Weib oft jähzornig und tyrannisch sich beträgt; nie aber lässt er sich dieses unter seinem Stamme zu Schulden kommen.

Da sie sahen, dass wir Naturalien sammelten, so verging fast kein Tag, wo sie mir nicht einen Vogel, ein Insekt, eine Pflanze oder einige Früchte, wie Ananas, Cashewnüsse oder die Früchte der Cucuritpalme gebracht hätten. Eine Cicade, die ich für die *Cicada tibicen* halte,

ist hier ungemein häufig; sie ist grösser als der Scheerenschleifer der Kolonisten, und der Ton, den sie von sich giebt, gleicht mehr dem Tone einer Glasharmonika; er ist keineswegs unangenehm und kann in weiter Entfernung gehört werden. Sie bringt diesen Ton nicht, wie man angenommen hat, mit ihrem Rüssel hervor, sondern durch ihr eigenthümlich gebautes Trommelfell, welches beinah die Hälfte des Abdomens einnimmt; lässt sie sich wohl auch dann und wann am Tage hören, so ist dies doch am häufigsten gegen Sonnenuntergang der Fall. Der Scheerenschleifer ist ganz von der *Fulgora laternaria* verschieden, obschon auch dieses Insect einen Ton von sich gibt, der mit jenem viel Aehnlichkeit haben soll.

Während der Nacht hörten wir gewöhnlich eine Menge ganz verschiedener Stimmen; zuerst das Brüllen des wilden Stiers, das man Meilen weit vernehmen kann; dann das fast kreischende Quaken der Frösche, die den See bewohnten; das Krächzen der Eule und das wilde Kukuru-kuru des Ziegenmelkers, welches man eher für die Stimme eines Vierfüsslers als eines Vogels hält. Merkwürdig ist es, dass dieses Geschrei früher sogar einmal eine ganze Expedition, die die sonderbare Stimme des Vogels noch nicht kannte, verscheuchte und in die Flucht jagte.

Das Wetter, welches bis zum 14ten April veränderlich gewesen war, verwandelte sich jetzt in heftigen Regen, und am folgenden Morgen verfinsterten ganze Schwärme geflügelter Ameisen die Luft und wurden, nachdem sie auf die Erde niedergefallen, die Beute einer andern grössern und kleinern Ameise, als auch einer Eidechse und mehrer Vögel, wie der Mandelkrähe u. s. w. Die

Ameise selbst war $^{1}/_{13}$ Zoll lang, während ihre Flügel $^{6}/_{13}$ — $^{7}/_{13}$ Zoll massen. Ich halte sie für das ausgebildete Insekt des *Termes destructor* oder der gemeinen Waldlaus der westindischen Inseln. Bei einer andern Gelegenheit umgaben die Indianer den Ort mit Feuern, um eine grössere Art geflügelter Ameisen zu sammeln; ihre Körper sind $^{7}/_{10}$ und ihre obern Flügel $1^{3}/_{10}$ Zoll lang; sie ist die ausgebildete Form jenes Insekts, das die merkwürdigen Ameisenhaufen bildet, die sich über die ganze Savanne ausbreiten und oft 5 — 12 Fuss hoch sind. Am folgenden Abend waren alle Knaben des Dorfes auf den Füssen, um unter lautem Geschrei mit Stöcken und Palmblättern eine noch grössere, beschwingte Ameisenart zu fangen, die sie in grosser Anzahl in ihren Kalabaschen sammelten. Sie werden gegessen und geröstet oder gekocht, von den Indianern für einen grossen Leckerbissen gehalten und dem Grugruwurm, der Made der *Calandra palmarum*, gleichgestellt.

Die letztere Ameise war die grosse *Atta* oder Cuschiameise der Kolonisten; ihr Körper ist 1, ihre obern Flügel aber $1^{3}/_{10}$ Zoll lang. Der eigenthümliche Kopf, der aus zwei Kugeln gebildet zu sein scheint, misst $1\frac{1}{2}$ Zoll und das Abdomen ist $^{3}/_{10}$ — $^{4}/_{10}$ Zoll dick; das Insekt ist mit vier kleinen Stacheln und mit scharf gezähnten Kinnbacken, die einander kreuzen, bewaffnet; es sieht braun und hat schwarze Augen. Das Erscheinen dieser geflügelten Insekten ist der sicherste Vorläufer der Regenzeit, die die häufigen Schauer und Donner, sowie das deutliche Hervortreten der entfernten Gebirge, hinlänglich anzeigt.

Von der Höhe, auf der wir uns befanden, sahen wir

zahlreiche Herden von mehren Hundert Jabirus oder der *Mycteria americana*, mit gravitätischen Schritten in den Sümpfen zu unsern Füssen herumwaten; sie waren ungemein scheu und liessen nur schwer an sich kommen. Einer, der geschossen wurde, mass beinah 6 Fuss in der Höhe, wobei seine Flügel 8½ Fuss lang waren; dieser Vogel möchte wohl in Rücksicht der Grösse dem Condor am nächsten stehen. Seine Federn sind weiss, der untere Theil des Nackens roth, und der Schnabel und Kopf schwarz. Die Jungen haben ein graues Gefieder und kein rosenrothes wie man angegeben hat; das Fleisch gleicht in vieler Hinsicht dem Rindfleische. Während meines Aufenthalts in Georgetown wurde mir ein Paar von der Moroccoküste zugeschickt, die 5 Fuss hoch und so zahm waren, dass ich sie zum grössten Erstaunen und Schrecken einer armen Farbigen herumlaufen lassen konnte. Die Macusis nennen den Vogel Tararamu, die Brasilianer Tuju und die Arawaaks Mora-coyasipa, was Geist der Mora bedeutet. Einige Tage darauf schoss unser Jäger einen amerikanischen Storch (*Ciconia maguari*). Es war der erste den wir überhaupt sahen, und er scheint den See nur selten zu besuchen. Er sieht weiss und hat schwarze Flügel, die ausgebreitet 6 Fuss 3 Zoll massen.

Schon war der Mai nahe, und noch hatten wir nichts von unserm Kanoe wahrgenommen; die Regenzeit war eingetreten und der Rupununi bereits über 20 Fuss gestiegen.

Während der letzten Tage wurden wir häufig durch Klapperschlangen in Allarm gesetzt, die an der kühlern Luft fühlten, dass die Regenzeit herannahe und sich da-

her von den Savannen nach den Niederlassungen zurückgezogen; eine von $5\frac{1}{2}$ Fuss Länge, wurde in dem Strohdach einer Hütte und eine andere von $6\frac{1}{4}$ Fuss, die grösste die ich bisher in Guiana gesehen hatte, unter einigem Gerölle getödtet; sie hatte die Stärke eines Mannsarms und neun Klappern. Wäre diese gefährliche Schlange weniger träge, Niemand würde die Savannen bewohnen können, auf denen sie in so grosser Menge angetroffen werden. Wir mussten bei unsern botanischen Excursionen die äusserste Vorsicht anwenden, da die Schlange gewöhnlich zusammengerollt unter dem Grase liegt; der Ton, den die Klappern von sich geben, ist dumpf und würde in den meisten Fällen unbeachtet bleiben, vorzüglich da ihn das Geräusch, das das Gras macht, wenn man durch dasselbe hingeht, bei Weitem übertönt; der Reisende hat daher alle Vorsicht anzuwenden, um nicht etwa ein solches Ungethüm durch einen Tritt aufzuscheuchen. Die Indianer nehmen die Gegenwart derselben durch den bisamartigen Geruch wahr, den sie mit mehren Schlangen gemein hat.

Am 15ten April feierten wir die Ankunft des Herrn Youd, der als Missionair hierher geschickt war. Er wurde mit offenen Armen in der Niederlassung empfangen, und jeder beeilte sich, es dem Andern in Freudenbezeugungen zuvorzuthun. Leider wurde meine Freude vielfach durch die traurige Nachricht getrübt, die er mir überbrachte, dass der Gouverneur von britisch Guiana, Sir J. Carmichael Smyth, gestorben sei. In ihm hatte ich nicht nur einen freundlichen Gönner, sondern auch einen standhaften und mächtigen Beförderer meiner Reisen verloren. Von meiner Ankunft in der Kolonie bis zu der jetzigen

Expedition hin, war mir von ihm dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Liebe und dieselbe thätige Unterstützung, um den Erfolg meiner Reisen zu sichern, zu Theil geworden. So gern ich auch alle die einzelnen Handlungen aufzählen möchte, die er zum Heil der Kolonie angeordnet, so ist doch hier der Ort nicht dazu, und ich erwähne nur, dass unter seiner Regierung britisch Guiana bei Weitem mehr gediehen ist, als unter irgend einem frühern Gouverneur.

Der 24ste Mai, der Geburtstag unserer Königin Victoria, wurde fröhlich in diesem entlegenen Winkel ihrer Besitzungen gefeiert, und wahrscheinlich wehete heute zum erstenmal in Pirara die britische Unionsflagge. Für mich hatte dieser Tag als Botaniker auch noch eine zweite hohe Bedeutung, denn an demselben Tage wurde im Jahre 1695 der grosse Linné in dem kleinen Dorfe Schwedens, *Raschult*, geboren.

Um die überschwemmten Savannen übersehen zu können, unternahm ich am 28sten Mai einen Ausflug nach dem Canukugebirge.

Nachdem wir einige Tage in südwestlicher Richtung gegangen waren, erreichten wir den höchsten Punkt der Savanne, der sich etwa 120 Fuss über den Spiegel des See's Amucu erheben mochte. Die Aussicht, die wir hier über die flachen Thäler der Umgebung, welche von zahlreichen Flüssen durchschnitten wurden, genossen, war reizend. Der Lauf der Flüsse wurde gewöhnlich durch eine üppigere Vegetation und durch die Menge Mauritiapalmen bezeichnet. Indem wir dann unsere Reise nach Süd-Westen, längs der Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen des Mahu und Rupununi, fortsetzten, kamen

wir zu dem Dorfe Awara oder Tacuma, und bald darauf an den Fluss Quayé, der über seine Ufer getreten war und eine Wasserfläche von 1 ½ Meile Breite bildete; diese hatten wir zu durchwaten, wobei uns das Wasser oft bis an die Schultern ging. Die niedliche Muschel *Ampullaria guayanensis* fanden wir hier in grosser Menge, leider aber nur selten unbeschädigt, da viele Wasservögel der Molluske nachgehen. Bei dem Macusidorfe Nappi-Ipiriwaki machten wir Halt und genossen eine herrliche Aussicht auf den ganzen Gebirgszug des Canuku, wobei wir den Nappi und Curasawaka deutlich durch ihre senkrechten Granitwälle unterscheiden konnten. Mit Nappi bezeichnen die Macusis die süsse Patate, und Ipiriwaki heisst jede Ausbreitung von Wasser.

Der fruchtbare Boden treibt die üppigsten Pflanzen; unter vielen andern bemerkte ich auch die prächtige Orchidee (eine noch nicht beschriebene *Vandea* vielleicht *Galeandra*), welche ich zuerst auf den Savannen des Berbice entdeckte; ihr Stiel trug hier oft 6 — 10 Blüthen, während sie an jenem Fundort selten mehr als vier hatte. Dieselbe Ueppigkeit zeigte sich auch an einigen *Habenariae*, die zu Pirara nur zwei, hier aber meistentheils fünf Blüthen besassen. Da wir oft ganze Wasserflächen zu durchwaten hatten, unsere Füsse aber vielfach durch eine Menge stachlicher Mimosen, Palmen und Schilfgras zerrissen wurden, so war unsere Reise ungemein ermüdend. Während uns der Weg durch einen Wald führte, bemerkte ich eine Menge Bäume, die ich für eine Species der *Amyris* erkannte, die aber ganz von jener verschieden war, die das wohlriechende Harz, das *Haiowa*, ausschwitzt;

das Harz, welches sie ausschwitzten, war viel fetter und wohlriechender. Die Macusis nennen es Curu-kayé; die gelbe Schweinpflaume (*Spondias Myrobalanus*) stand in Reife und wir fanden eine Menge Früchte auf dem Wasser schwimmen. Unser Pfad hatte immer noch dieselbe Richtung; bald überschritten wir den Nappi und erreichten das Macusidorf, das am Fusse des Berges gleiches Namens liegt. In seiner Umgebung fand ich mehre Arten der *Cimex*, *Cassida* und *Erotylus;* das merkwürdigste Insekt aber, welches das Canukugebirge bewohnt, ist der *Prionus cervicornis*, und als Augenzeuge muss ich alle Angaben der früheren Reisenden über die eigenthümliche Art, wie dieses Thier mit seinen sägeartigen Mandibeln irgend einen Zweig eines Baumes oder Busches anpackt und dann mit der Schnelligkeit einer Windmühle im Kreise um denselben herumfliegt, bis es den Zweig durchsägt hat, bestätigen. Der Zweig, an dem ich dieses Manoeuver beobachtete, hatte ziemlich die Stärke eines Handgelenkes, und das Thier beendete seine Arbeit binnen einer Viertelstunde; wie lange es vorher schon gearbeitet, weiss ich nicht, da wir es schon in voller Thätigkeit antrafen. Als der Zweig beinah durchsägt war, brach er vollends vermöge seines eigenen Gewichtes ab und fiel sammt dem Käfer zur Erde. Das brennende Verlangen der kleinen Macusiknaben, ihn zu fangen, verhinderte mich seine ferneren Proceduren zu beobachten. Dieser Prionus war von $3\frac{1}{2}$ — 5 Zoll lang und beinah 2 Zoll breit, seine Flügeldecken sind dunkelbraun mit Rothgelb gestreift; die sägegleichen Mandibeln sind ungemein fest und 1 Zoll lang, die Fühlhörner vielleicht $1\frac{1}{2}$ Zoll. Die Larve wird häufig in dem *Bombyx*

oder Wolldornbaume gefunden. Die haarige Raupe einer *Bombyx* (*processionea?*), die wir ebenfalls in den Savannen fanden, verwundet mit ihren steifen Haaren ziemlich schmerzlich: eine, die ich unvorsichtiger Weise berührte, als ich nach einer Blume suchte, verursachte mir ungemeine Schmerzen, die sich über den ganzen Arm verbreiteten, und ungeachtet des Oels und Ammoniaks, mit denen ich mich einrieb, verschwanden diese doch erst am folgenden Tag.

Nachdem wir den kleinen Fluss Curasawaka am 30sten Mai überschritten, führte uns unser Weg noch fünf Stunden gen Süd-Westen längs dem Fusse eines Gebirgszuges, wo wir dann eine kleine Niederlassung erreichten. Bei unserer Ankunft brachte mir eine wohlgebildete Macusifrau ihr sieches Kind und bat mich es anzublasen, da sie dies als ein Zaubermittel ansah, das ihr Kind wiederherstellen würde. Als wir den Rinaute und Nappi überschritten, bemerkten wir einen ungeheuren Granitblock von etwa 50 Fuss Höhe, der am Abhange des Berges Curasawaka lag. Jetzt verliessen wir den Wald, durch den wir bisher gegangen waren, und schlugen unsern Weg in west- bei südlicher Richtung über Savannen ein. Die Ufer jedes Flusses sind mit einem 300 Yards breiten Saum von Palmen und Gebüsch eingefasst. Ein breiter Felsengürtel durchzog die Ebene von Osten nach Westen wie ein Band. Am Abend überfiel uns ein fürchterlicher Gewittersturm und das grauenhafte Getöse des Sturmes, Waldes und Wassers, war so fürchterlich, dass es selbst den Donner, welcher in den Ge-

birgen wiederhallte, übertönte; es war eine furchtbar schöne Scene.

Am nächsten Morgen, den 31sten Mai, wo wir unsere Reise fortsetzten, war Alles wieder ruhig, aber überall fanden wir die Spuren des entfesselten Elements. In der Nähe des Flusses Carutza waren ungeheure Felsenmassen von dem naheliegenden Gebirge herabgeschleudert worden, die Hunderte der schönsten Bäume auf ihrem Wege mit sich fortgerissen. Bei unserm weitern Vordringen nach Süden erhob sich die Gebirgskette immer kühner und kühner, und nachdem wir durch ein Macusidorf von 10 Hütten, an dem Fusse des Berges Quariwaka, gegangen, in dessen Nähe wir einen schönen Wasserfall fanden, der durch einen Fluss gebildet wird, welcher sich von jenem Berge herabstürzt, hielten wir in einem zweiten Dorfe, Cumumeru, an dem Fusse des Berges Ilamikipang, dem Ziel unserer Reise.

Am Morgen des 1sten Juni begannen wir den Berg zu besteigen, um uns sowohl an der Aussicht zu ergötzen, als auch die Urari- oder Wuralipflanze in Blüthe zu suchen. Das Aufsteigen wird durch die steilen Abhänge und ungeheuren Granitblöcke, von denen sich einer gegen den Gipfel hin beinah 50 Fuss senkrecht erhebt, dabei sich aber mehr nach vorne neigt, ungemein erschwert; der Berg gewinnt durch diese Blöcke und Abhänge ein ganz eigenthümliches Aeussere. Ungefähr in einer Höhe von 500 Fuss fanden wir in einer Vertiefung die erste Uraripflanze und kurz darauf noch mehre andere; aber wie im Januar 1836 sah ich auch jetzt im Juni nur Früchte und war demnach auch jetzt in meiner Hoffnung betrogen. Meiner Ansicht nach

muss die Pflanze zweimal im Jahre blühen[1]. Je höher wir aufstiegen, um so häufiger wurden auch die schönen orangegefiederten Vögel, die Felsenhähnchen, oder die Cabanarus der Macusis (*Rupicola elegans*). Sie umschwärmten uns in solcher Nähe, dass meine Führer beinah einen

1 Es möchte vielleicht für manchen Leser von Interesse sein, etwas Näheres über die Wirkungen dieses schnell und sicher tödtenden Giftes zu erfahren. Der Herausgeber hat mit diesem Gifte eine ganze Reihe von Versuchen angestellt und das Resultat fast immer gleichmässig gefunden, obschon das Gift, welches seine Kraft nur drei Jahre beibehalten soll, bereits über zwei und ein halbes Jahr alt war. Trat auch bei einem und dem andern Versuche die Wirkung etwas früher oder später ein, so war dies doch meistentheils durch die Lebenszähigkeit des Thieres bedingt; die Sektion ergab aber stets ein und dasselbe Resultat. Bei einem Schafe wurde die Epidermis und Netzhaut des linken Vorderfusses einige Linien durchschnitten, so dass auch nur einige Tropfen Blut zum Vorschein kamen, und in diese Wunde etwas von dem festen, aloeartigen Gifte eingelegt. Das Thier zeigte während der ersten acht Minuten auch nicht die geringste Veränderung, bis es plötzlich in der neunten stark mit den Ohren zuckte, worauf sich die heftigsten Krämpfe in den Hinterfüssen einstellten, die sich augenblicklich über den ganzen Körper verbreiteten. Das Thier stürzte um, blieb ziemlich bewegungslos liegen und war in der zehnten Minute todt. Bei einem zweiten Schaf war die Wirkung noch auffallender, denn das Messer hatte die Netzhaut kaum berührt, weswegen auch kein Tropfen Blut zum Vorschein kam; und obgleich das Gift nach Verlauf einer halben Minute wieder entfernt wurde, traten doch dieselben Wirkungen schon nach neun Minuten ein. Bei einem Marder, dem das Gift unmittelbar über der Tatze des rechten Hinterfusses beigebracht war, wirkte es dagegen erst in der vierzehnten Minute, wie auch die Krämpfe etwas länger anhielten als bei den übrigen Thieren. Der Sektionsbefund war überall derselbe. Das ganze Blut des Thieres hatte sich in der Brusthöhle gesammelt, so dass weder Arterien noch Venen, weder Herz noch Lunge einen Tropfen enthielten. Die Muskeln des Herzens hatten ihre Kraft verloren und waren ganz schlapp; die Lunge hatte eine weisse Färbung erhalten und die Leber wie die Nieren spielten in das Violette. Das Blut war förmlich zersetzt, weswegen auch nicht die mindeste Coagulation statt fand und hatte dabei ebenfalls eine durchaus violette Farbe angenommen. Das Rückenmark, wie auch die Rückenmarksnerven wurden von einer hellen wässrigen Flüssigkeit umgeben. Innerlich genossen ist es ohne alle Wirkung und wird sogar als Fiebermittel angewandt. Herausgeber.

mit den Stöcken erschlugen. Mitten unter den Tausenden von Granitblöcken, auf welchen wir uns der obern Felsenmasse näherten, gedieh eine eigenthümliche Flora. Mehre neue Species der *Myrtaceae*, die niedliche *Clusia rosea*, verschiedene Species des Epidendron, der *Pleurothalis*, *Brassavola*, *Maxillaria*, bedeckten die alternden Baumstämme, und eine Species der *Tillandsia* hatte sich die Felsenspalten zu ihrem Standort ausgewählt. An der Basis der Blätter hatte sich so viel Wasser angesammelt, dass unsere Füsse ganz nass wurden, als wir durch diese hingingen. Die zusammenhängende Masse, der Ilamikipang oder überhängende Felsen, wie man das Wort übersetzen könnte, war jetzt erreicht. Ihre Spitze ist eine gekrümmte Fläche, die theilweise mit *Pitcairniae*, *Tillandsiae* und einer neuen Species *Epidendrum* von hellscharlachrothen Blumen, die in ihren Blättern viel Aehnlichkeit mit jener Species hatte, die ich früher auf dem Ataraipu fand, überdeckt ist. Zugleich zählte ich vier verschiedene Species der *Pleurothalis* und *Stelis*.

Diese Plattform war ganz feucht, und wo nicht die *Pitcairniae* und *Tillandsiae* den Boden in Anspruch genommen, da war er von einem niedlichen Laufgras bedeckt. Während uns die kleine Fläche durch die Verschiedenheit und Ueppigkeit ihrer Vegetation in Erstaunen setzte, konnte auf der andern Seite die Fernsicht, die sich vor uns geöffnet hatte, mit nichts verglichen werden. Bisher hatte ich die Savannen nur von mässigen Erhöhungen überblickt, jetzt übersah ich sie von einer Höhe von beinah 3000 Fuss, und das Auge schweifte ungehindert von dem vereinzelten Makarapangebirge in Nord-Osten, über die schran-

kenlosen Savannen des Rio Branko in Westen; zu unserer Rechten erhoben sich die felsigen Gipfel der benachbarten Gebirge, die in unförmliche Massen zerspalten waren. Ein Blick nach Unten und das Auge durchmass den Abgrund, der zu uns heraufgähnte, aber der augenblickliche Schauder, welcher jeden bei dem Gedanken ergreifen musste, dass der erste unbedachtsame Schritt, das geringste Ausgleiten des Fusses, unvermeidliches Verderben bringen müsste, wurde durch das Entzücken über die unvergleichliche Aussicht gemildert. Das Makarapangebirge, das in Nord-Osten sichtbar war, verschmolz mit dem nördlichen Abhang des Canukugebirges in eine Linie; von da verbreitete sich der dichteste Wald, und die Grenzscheide zwischen diesem und der Savanne trat scharf markirt hervor. In Norden wurde das weithinschweifende Auge durch das Pacaraimagebirge aufgehalten; ein dichter Waldsaum bezeichnete den Lauf des Mahu, und ein seegleicher Wasserspiegel zeigte die weite Ausdehnung der über ihre Ufer gestiegenen Flüsse, während der Takutu, welcher durch seine hohen Ufer in seinem Bette zurückgehalten wurde, einem silbernen Faden glich, der sich durch einen reichen Teppich hinzieht. Einige Berggipfel, die sich vereinzelt in den Savannen zu erheben schienen, schlossen die Aussicht nach Nord-West hin.

Leider konnten wir diese herrliche Aussicht nicht lange geniessen; Nebelwolken, die sich von Osten heranzogen, bedeckten bald die Landschaft mit einem leichten aber undurchdringlichen Schleier, und so kehrten wir am Abend zu unserm Indianerdorfe zurück.

Aiyukante, mein Macusiführer, hatte sich den Fuss

verletzt, weswegen wir auch unsere Rückreise nach Pirara erst am 3ten Juni antreten konnten, das wir am Nachmittag des 4ten Juni auf einem geraden Wege auch glücklich erreichten.

Die Kanoes, die wir nach der Küste geschickt hatten, um dort Lebensmittel und Tauschartikel zu holen und die wir schon wegen ihres langen Aussenbleibens aufgegeben, kamen endlich am 6ten Juni glücklich bei uns an. Ich schickte augenblicklich einen Boten nach dem Fort Saõ Joaquim, der den Commandanten benachrichtigen sollte, dass wir von Pirara dorthin aufbrechen würden, um den Rest der Regenzeit bei ihm zuzubringen. Der Hauptzweck, den ich damit verknüpfte, war, die Lage dieser kleinen Festung astronomisch festzustellen, da sie bisher immer als der südlichste Grenzpunkt des brasilianischen Guiana angesehen worden ist. Mein Bote traf den Commandanten auf dem Wege nach Pirara, um mir einen Brief von dem Befehlshaber der Militairmacht und der Civilangelegenheiten des oberen Amazonenstroms, dem Kapitain Ambrosio P. Ayres, zu überbringen, in welchem mir derselbe unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken, die Erlaubniss ertheilte, während der Regenzeit im Fort Saõ Joaquim wohnen zu dürfen. Zugleich hatte er dem Commandanten der Festung den Befehl gegeben, uns jeden möglichen Beistand zu gewähren und seinen Bruder Senhor Pedro Ayres abgeschickt, um uns an seiner Stelle auf der brasilianischen Grenze zu empfangen.

Ich verliess daher Pirara am 27sten Juni in der Begleitung des Herrn Youd und unter der Eskorte des Commandanten, Senhor Gato, und kam am Nachmittag des

30sten Juni in Saõ Joaquim an. Senhor Pedro Ayres empfing uns mit der grössten Freundlichkeit und versprach unsere Reise auf jede Weise zu unterstützen. Zwei bequeme Häuser, die vor der Festung lagen, wurden uns, so lange wir sie irgend gebrauchen wollten, zu unserer Wohnung angewiesen. Diese freundliche Aufnahme von einer Regierung, die mit der Unterdrückung eines Aufstandes beschäftigt war, der schon über 5 Jahre dauerte und daher wissenschaftlichen Unternehmungen wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenken konnte, übertraf selbst meine kühnsten Erwartungen, und verpflichtete mich in jeder Hinsicht zur ungeheuchelten Dankbarkeit für die Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, die mir von ihr zu Theil wurde.

Das Fort Saõ Joaquim liegt an dem östlichen Ufer des Takutu, nicht weit von dessen Verbindung mit dem Rio Branko, Parima oder Urariquera. Eine Abtheilung Spanier kam im Jahre 1775 von Neuguayana den Coroni, Uraricapara herauf bis zum Rio Branko und verschanzte sich in der Nähe der Mündung des Yurumé. Sie wurden von den Portugiesen, die sowohl gegen die Einfälle der Spanier, wie der Holländer, die Grenzfestung Saõ Joaquim errichtet hatten, wieder vertrieben. Das Fort ist aus rothem Sandstein aufgebaut, der in der Nähe gefunden wird und hat 14 Schiessscharten, die mit 8 Neunpfündern, in ganz erträglichem Zustande, besetzt sind. Ein Commandant und 10 Soldaten aus der Provincialmiliz bilden die Besatzung. Das Dorf besteht aus 5 Häusern und hat eine Kapelle. Ein Priester besucht das Fort alle 2—3 Jahr und verrichtet die sacramentlichen Handlungen.

Im Jahre 1796 legten Antonio Amorini und Evora eine Meierei in der Umgebung des Forts mit 50 Kühen an. Diese Kühe vermehrten sich ungemein schnell; da aber die Eigenthümer eine üble Wirthschaft trieben, fielen sie bald bei der Regierung in Schulden, die dann die Meierei wegnahm, in deren Besitz sie auch bis jetz geblieben ist.

Die Meiereien Saõ José, Saõ Bento und Saõ Marco, in der Nähe des Zusammenflusses des Takutu mit dem Branko, stehen unter einem Administrator, der ein Viertel von dem Rindvieh erhält, das er jedesmal mit dem Zeichen der Regierung brennt. Die Zahl des zahmen Rindviehs wurde mir zu 3000, die des wilden zu 5000 Stück angegeben; ausserdem haben sie auch noch 500 Pferde. Dieser Bestand scheint mir aber etwas zu hoch berechnet zu sein. Zwei und zwanzig Hirten, die unter den Indianern angeworben werden und gleichen Lohn und Ration mit den Soldaten erhalten, führen die Aufsicht über die Herden. Früher mussten transportirte Soldaten von Para diese Dienste verrichten.

Die traurige Zeit des tropischen Winters brachte ich in Saõ Joaquim mit dem Ordnen meiner Bemerkungen, und dem Entwerfen der Karte des obern Essequibo zu. Jede Gelegenheit, die mir das veränderliche Wetter zu astronomischen Beobachtungen darbot, ergriff ich auf das Eifrigste; obgleich wir aber drei Monate hier verweilten, so waren solche günstige Augenblicke doch höchst selten. Nach den Ergebnissen meiner Beobachtungen liegt Saõ Joaquim unter 3° 1′ 46″ nördl. Breite und 60° 3′ westl. Länge. Die Breite ist das Ergebniss von 14 Meridianhöhen der Sterne nördlich und südlich vom Zenith, und die

Länge von 14 Mond- und Sonnen- oder Sternenabständen. 11 dieser Abstände sind östlich und 3 westlich von dem Monde, und ich kann keinen Zweifel hegen, dass diese Lage höchstens 10 Meilen von der Wahrheit abweicht; welches die grösstmögliche Genauigkeit ist, die man aus den Mondbeobachtungen ableiten kann.

Während der trocknen Jahreszeit herrscht meistentheils der Ostwind vor, der sich oft zum Sturme steigert; sobald dieser Ostwind nach Westen oder Nord-Westen umspringt, so ist dies jedesmal ein Anzeichen zum Regen. Wir hatten eine Menge Gewitterstürme und kaum einen Tag hellen Himmel und schönes Wetter. Erst im September, wo sich der Wind nach Ost-Nord-Ost umwendet, lebte unsere Hoffnung, dass nun die trockene Jahreszeit eintreten würde, auf.

Mond-Abstände für das Fort Saõ Joaquim unter 3° 1′ 46″ nördl. Breite.

	Zeit der Beobachtungen.			Beobachtete Abstände.			
1838.	St.	Minut.	Sek.	°	′	″	
Sept. 2	8	49	57	89	39	3	Saturn und des Mondes nächster Rand, der Stern westlich vom Monde entfernt.
—	8	56	35	89	41	30	Ebenso.
—	9	1	34	89	43	15	Ebenso.
- 7	13	8	40	27	46	2	Aldebaran und des Mondes nächster Rand, der Stern östlich vom Monde entfernt.
—	13	23	0	27	41	7	Ebenso.
- 8	20	44	8	107	45	23	Sonne und Mond — Sonne östl. vom Monde.
—	20	51	0	107	42	33	Ebenso.
- 10	21	50	2	82	15	56	Ebenso.
—	22	4	23	82	10	44	Ebenso.
—	22	19	0	82	5	16	Ebenso.
—	22	26	15	82	2	20	Ebenso.
- 11	23	54	27	69	31	8	Ebenso.
- 12	0	12	0	69	22	54	Ebenso.
—	0	15	38	69	21	30	Ebenso.

Unbestimmte Berichte über die Serra Grande oder Carumá der Indianer, die ungefähr 31 geographische Meilen unterhalb Saõ Joaquim sich erstreckt, hatten schon lange in mir den Wunsch rege gemacht, diese zu besuchen, und ich verabredete mit Senhor Pedro Ayres einen Ausflug dahin. Man erzählte uns von einem grossen See mit schwarzem Wasser, in dem die Meerschweine eben so gewöhnlich wie im Rio Branko wären, und es fehlten ihm nur die grossen Schiffe, die seine Fluthen durchschnitten, um ihn zu einem zweiten See Parime zu machen.

Eine Bemerkung des Herrn von Humboldt[1], dass der Chirurg Hortsman aus Hildesheim einen See auf dem Gipfel eines Berges gekannt habe, der zwei Tagereisen von dem Zusammenfluss des Mahu (Takutu) mit dem Parime (Rio Branko) gelegen, machte mich um so begieriger nach dem Besuche des Gebirges.

Am 16ten August verliessen wir das Fort, und indem wir durch freundliches Wetter begünstigt wurden, machten wir reissende Fortschritte. Der Lauf des Rio Branko, nachdem er die Gewässer des Takutu aufgenommen, erstreckt sich anfänglich Süd 20° West. Während dieser Zeit hat er eine Breite von ungefähr 1200 Yards, und die Ufer sind mit schattigen Bäumen besetzt, an welche sich die ungeheuren Savannen anschliessen, die mit dem Wanarigebirge im Hintergrunde, eine ganz hübsche Landschaft bilden.

Ueberall fanden wir die Ufer mit rothen Sandsteinblöcken bedeckt, die auf Massen desselben Gesteins lagern, welche sich

1 cf. Seite 32 und Humboldt's: *Pers. Narr. vol.* V. *p.* 800.

nach Ost-Nord-Ost hin erstrecken. Nachdem wir an der niedrigen, sandigen Insel Sobradinho vorbeigefahren, erreichten wir die Mündung des kleinen Flusses Corova oder Igarape dos Gentios, der aus Osten von der Savanne her dem Rio Branko zuströmt, und fuhren an den Inseln Saõ José und Retiro vorüber; der Fluss ist hier etwa eine Meile breit. Der Strand war mit einer Menge Paricabäumen, einer Mimose, besetzt; die Samen derselben werden von einigen Indianerstämmen längs dem Amazonenstrom und dem Rio Negro, wie von den Uaupes, Puros u. s. w., auf dieselbe Weise benutzt, wie die Otomacs und Guajibos die Bohnen der *Acacia Niopo* gebrauchen: sie werden zu Pulver gerieben und der Rauch eingeathmet oder das Pulver wird in die Augen, Nase und Ohren gestreut, wodurch eine Art Trunkenheit oder Wahnsinn hervorgerufen wird, der einige Stunden anhält und in welchem der Indianer weder Herr über sich noch über seine Leidenschaften ist. Später tritt gewöhnlich eine allgemeine Erschlaffung ein, die wieder einige Tage dauert. Unterhalb der Inseln hatten wir eine herrliche Aussicht auf das Wanari- und Coitaugebirge, die zwischen Retiro und Saõ Bento hervortreten.

Der Cacuruau, der sich auf dem rechten Ufer in den Branko ergiesst, hat klares bläuliches Wasser. Er fliesst einige Zeit parallel mit dem Branko, und hat seine Quellen wahrscheinlich in der Nähe der Murukuhügel, die von Saõ Joaquim aus Nord-West bei West in einer Entfernung von 18 Meilen liegen.

Der Cauambé (der Gaume der Karten) ist bedeutender als der Cacuruau und bei seiner Verbindung mit dem

Branko ungefähr 50 Yards breit. Er strömt dem Branko von Nord-West zu. Da man von ihm aus die Inseln Boa Vista und Caricatua übersehen kann, so ist die Landschaft, die dadurch gebildet wird, ungemein lieblich, vorzüglich da man zugleich auch die ferne Serra Grande erblickt, deren Fuss der Rio Branko zu bespülen scheint.

Die drei kahlen Berge, Matitikur, von 250 bis 300 Fuss Höhe, nehmen den Vordergrund ein; etwas weiter südlich lag früher die kleine Niederlassung Santa Isabel. Sie ist schon lange aufgegeben, aber eine gewisse Senhora Liberata, eine Farbige, hat seit Kurzem eine Meierei hier errichtet, und empfing uns mit der grössten Gastfreundlichkeit auf derselben.

Das Haus unserer Wirthin war ein langes mit Palmenblättern gedecktes Gebäude, das umzäunt und mit Mörtel getüncht war. In einer Ecke stand ein roher Weberstuhl, an dem ein indianisches Mädchen aus grober Baumwolle die Kleider zum gewöhnlichen Gebrauch verfertigte. Die Baumwolle wird mit dem Thon und Ocher der Gegend und mit dem Safte einiger Pflanzen, wie der *Chica*, *Rucu* und *Bignonia*, die einen blauen Farbestoff enthalten, gefärbt. Eine Species der *Salicornia*, die sie *Poluyo* nennen, wird als Beize für alle Farbehölzer benutzt. Die Guapés und andere Indianerstämme längs dem Rio Negro bereiten aus der *Poluyo* Salz.

Am Nachmittag gingen wir durch einen Wald nach der Savanne; auf diesem Wege fand ich den grössten *Cereus* oder *Cactus*, den ich bis jetzt gesehen. Man konnte ihm mit Recht den Namen eines Cactusbaumes beilegen, wenn sein Bau eine solche Benennung zuliesse. Er mass

über 6 Fuss im Umfang und sein Stamm erhob sich gegen 10 Fuss, bevor er sich in gerade aufstehende Arme theilte; einige dieser Aeste massen 40 Fuss, und so stellte er in der That den riesenhaftesten Leuchter dar, den man sich denken konnte.

Die Savanne stimmt in ihrem Aeussern ganz mit den übrigen überein; zahlreiche Paricabäume, *Curatella americana* und eine Species der *Plumeria*, die allen Savannen Guianas eigenthümlich zu sein scheint, bildeten die Hauptgegenstände der Vegetation. Die *Plumeria*, welche wahrscheinlich die *Plumeria bicolor* des Ruiz und Pavon ist, nennen die Brasilianer *Xucuba*; die Milch dieser Pflanze wird als das wirksamste Mittel gegen Leberkrankheiten angesehen.

Am 17ten verliessen wir das Haus, in dem wir so freundlich aufgenommen worden waren, und richteten unsern Weg gegen eine starke Herde Vögel, die auf einer Sandbank auf- und niederstiegen; es waren Regenvögel (*spurwing-plovers*), rosenrothe Löffelgänse und amerikanische Störche; die beiden erstern warteten unsere Ankunft nicht ab, die letztern dagegen zeigten sich gefälliger und liessen Senhor Ayres dreimal auf sich schiessen; sie mussten einen schönen Theil Phlegma besitzen.

Caricatua ist eine der grössten Inseln in diesem Theile des Flusses. Sie mag ungefähr 6 Meilen lang sein, ist dabei aber ziemlich schmal. Ihr Name bedeutet in der *Lingua geral*[1] „verlassene Insel“, wovon ich aber den Ursprung nicht ausfindig machen konnte.

1 *Lingua geral* ist die Sprache, welche im vorigen Jahrhundert

Als wir in den Fluss am Fusse der Serra Grande einfuhren, entdeckten wir am Ufer drei ganze hübsche Kanoes, die wir bald für die Fahrzeuge des Pressganges, eines Haufens, der ziemlich schurkisch aussah, erkannten, der aber von der brasilianischen Regierung abgeschickt war, um unter den Indianern Matrosen zu pressen. Wahrscheinlich waren sie hier gelandet, um ihren Weg über das Land fortzusetzen.

Da sich unser Kanoe für den kleinen Fluss als zu gross herausstellte, mussten wir ein kleineres besteigen. Der Fluss bildete zahlreiche Krümmungen und war beinah gänzlich überwachsen, weshalb auch unsere Fahrt nur sehr langsam vorwärts ging. Die Serra Grande wird gewöhnlich „der Vater und die Mutter des Regens“ genannt und man behauptet, dass, wenn es nirgends anders regnet, der Regen gewiss in ihrer Umgebung gefunden wird. Leider bestätigte sich diese Angabe nur zu gut. Nachdem wir einige Stunden scharf gerudert, kamen wir bei der Besitzung von Andres Miguel an. Sein Haus hatte gerade kein einladendes Aeussere und war unordentlicher aufgebaut, als manche Indianerhütte. Der Eigenthümer war nicht zu Hause und ein junges Mädchen wurde ausgesandt, ihn aufzusuchen. Bald darauf kam er an, umarmte Senhor Ayres und grüsste mich respectvoll. Andres wird für den Patriarchen der „*Vaqueiros*“ oder Hirten angesehen; zu ihm eilen sie, sobald sie des Rathes bedürfen,

von den Jesuiten aus beinah allen lebenden Sprachen der Europäer und Indianer Südamerikas gebildet und eingeführt wurde, und auch jetzt noch allgemein in Brasilien, Venezuela und einem grossen Theil Guianas gebräuchlich ist. Uebersetzer.

und zu ihm schaut die heranwachsende Generation mit Ehrfurcht auf, Andres Miguel's Name ist in Jedes Munde. Nach einer ungefähren Messung erhebt sich der Gipfel des Carumágebirges 2100 Fuss über den Rio Branko.

Der Regen fiel in solchen Strömen, dass wir für heute jeden Versuch, das Gebirge zu besteigen, aufgeben mussten und wir nahmen daher Miguel's Anerbieten, bei ihm zu übernachten, mit Freuden an. Aus seinen Gesprächen ging hervor, dass er bis jetzt bloss versucht habe den Berg zu ersteigen, dass es ihm aber seither noch nicht gelungen sei, den Gipfel zu erreichen. Dasselbe Schicksal hatte auch Herr Smith, wie ihm sein Führer vorher sagte[1]. Sie kamen bloss bis an den Fall oder die Kaskade. Miguel war augenblicklich bereit uns als Führer zu dienen, soweit dies in seinen Kräften stände. Nach mehrfachen Berathungen entschlossen wir uns das Gebirge von der westlichen Seite zu besteigen, und diese längs dem ganzen Kamm zu verfolgen.

Den 18ten standen wir mit der ersten Morgendämmerung auf, der Himmel sah aber so unsicher aus, dass wir es vorzogen, das Wetter erst abzuwarten. Nach einem vorübergehenden Regenschauer zeigte es sich freundlicher, und wir schifften uns augenblicklich ein; der alte Miguel begleitete uns in einem kleinen Kanoe. Wir glitten schnell den Fluss hinunter, dessen ungeachtet aber war es schon Mittag bevor wir den Rio Branko erreichten;

1 Durch die Güte des Bruders des Lieutenant Gullifer, besitze ich das Manuscript dieser Reise und ich erinnere mich sehr wohl, dass eine Menge Hindernisse ihm in den Weg traten, weshalb auch er den Gipfel nicht erreichen konnte.

denn unser Kanoe rannte an einen hervorragenden Baumstamm, füllte sich mit Wasser, wodurch uns eine Menge Sachen durchweicht wurden.

Der Marawani verbindet sich von Westen her mit dem Branko; er hat helles, klares Wasser von einer bläulichen Färbung gleich dem Cacuruau. Der Berg Carumá lag von hier Süd 7° Ost. Wir waren ihm jetzt so nahe gekommen, dass wir seine Formation deutlich unterscheiden konnten; die vorherrschende Steinart waren ganze Flächen Gneis, die an manchen Stellen senkrechte Abhänge bildeten, über die sich ein kleines Bergwasser herabstürzte. Unser Zelt war bald aufgeschlagen und nachdem der alte Miguel mit dem glücklichen Erfolg seines Fischens herbeigekommen, suchten wir uns einige der schmackhaftesten *Silurideen*, den Yacima oder Tigerfisch aus und übergaben sie unserm Koch, der sie rösten, räuchern und schmoren musste. Unter diesen glücklichen Auspicien würden wir unser Unglück mit dem Kanoe und seinen Folgen bald vergessen gehabt haben, wenn es nicht durch ein neues Missgeschick wieder in das Gedächtniss zurückgerufen worden wäre. Die Sonne schien in aller Kraft, und Senhor Ayres wollte diese freundlichen Blicke benutzen, um einen Theil seines durchnässten Gepäckes wieder zu trocknen. Die Bedachung des Kanoes bot dazu einen vortrefflichen Platz dar, kaum aber hatte er seine Kleider darüber ausgebreitet, als ein unerwarteter Windstoss das Zelt mit Allem was darauf lag in den Rio Branko führte, und bevor wir es wieder auffischen konnten, war auch Alles versunken.

Am 19ten brachen wir mit der Morgendämmerung

auf und setzten unsere Reise längs dem Fuss des Gebirges fort, bis wir seinen südwestlichen Winkel erreicht hatten. Jetzt lag die grössere Kaskade, die nach anhaltendem Regen ganz herrlich sein muss, da sich das Wasser 300 Fuss herabstürzt, vor uns. Das Gebirge ist von allem Unterholze entblösst, dagegen überschatten riesige Bäume die ungeheuren grobkörnigen Granitblöcke, die hie und da von den Wurzeln jener umschlungen werden.

Bald darauf erreichten wir eine ebene Felsenfläche, die sich unter einem Winkel von 40° abdachte und ganz glatt war; da wir uns von dort aus eine herrliche Aussicht versprachen, liessen wir unsere Schuhe hinter uns und kamen so schnell auf dem Gipfel an. Noch lagerte der Nebel auf dem Thale, und nur die Spitzen des Mocajahigebirges ragten gleich Inseln im weiten Ocean über dem Nebelmeere hervor.

Die Vegetation war hier so mächtig und dicht, dass wir uns genöthigt sahen, uns mit den Jagdmessern einen Weg zu bahnen und unserm Führer in einer kriechenden Stellung, zum grössten Nachtheile unserer Kleidung, zu folgen. Nachdem wir ein Paar Stunden bergauf gestiegen waren, hatten wir endlich die Richtung gänzlich verloren und liessen daher einen unserer Begleiter einen hohen Baum besteigen, um uns über die Umgebungen Auskunft zu verschaffen. Kaum aber war er im Gipfel angelangt, als er uns auch zurief, dass ihm der dichte Wald jede Aussicht versperre, dass sich aber zu unserer Linken ein zweiter kahler Felsen erhebe, auf den wir nun auf gutes Glück zugingen. Von diesem hatten wir die herrlichste Aussicht nach Süd-Westen hin. Das Mocajahigebirge,

an dessen nördlichem Fusse sich der Fluss gleiches Namens hinwindet und das hohe Catrimanigebirge in Süd-Westen, das sich mehr als 4000 Fuss über die Ebene erhebt, zeigten sich unsern herumschweifenden Blicken; ausgedehnte Savannen erstreckten sich nach Nord-Westen hin, die in Süd-Westen durch die dichten Waldungen des Mocajahi begrenzt wurden. Ein kurz zugespitzter Hügel, der nördlichste Grenzpunkt der Serra Mocajahi, um dessen Fuss sich der Fluss herumwindet, lag Nord 72° West ungefähr 12 Meilen von uns entfernt; von da an wendet sich der Fluss mehr südlich und fällt 7 Meilen unterhalb des Carumágebirges in den Rio Branko.

Nachdem wir in der Nähe eines kleinen Baches gefrühstückt, wendeten wir uns nördlich, um den Hauptstrom wieder zu gewinnen, den wir aber leider nicht lange verfolgen konnten, da uns ein Weg von einer halben Stunde in östlicher Richtung an seine Quellen brachte. Ein steiler Berg schloss das Thal und an seinem Fusse fanden wir das einzige Fleckchen ebenen Grund, wenn man dies so nennen durfte, den wir bis jetzt gesehen hatten, obgleich sich die Fläche nicht über 50 Fuss ausdehnen mochte. Auf dieser Stelle entsprang der Fluss, der zugleich sein Wasser von den Bergen erhielt, die sich etwa 250 Fuss nach allen Seiten erheben. Wir bestiegen den Berg, der das Thal schloss; er war ungemein steil und eine Menge loser Steine machten den Weg für die Nachfolgenden ziemlich gefährlich.

Nachdem wir den Gipfel erreicht, befanden wir uns wieder auf einer felsigen Fläche, die aber an Umfang die frühere bedeutend übertraf; sie war dicht mit den herr-

lichsten Pflanzen und Krüppelgebüsch überzogen. Unter dieser üppigen Vegetation fanden wir Lichen, Farrenkräuter, eine Species der *Hemionitis* und ein ganz niedliches *Adiantum*, wie auch eine Menge Gräser, die zwischen den Spalten, wo ihnen hinlängliche Feuchtigkeit das Wachsthum gestattete, gar lustig gediehen. Es ist dies der erste Anfang zur Vegetation; denn da bei jedem Regengusse von dem höhern Gebirge eine Menge Erde abgespült wird, so häuft sich diese nach und nach in den Felsenspalten auf. Die herrliche Familie der Orchideen, die mit wenig Boden zufrieden ist, folgt unmittelbar auf die Gräser; ihr gleich sind die *Bromeliaceen*, und die Zersetzung dieser dicht in einander verwachsenen Pflanzen gibt dem Gesträuche hinlängliche Nahrung. Die Orchideen, die ich hier fand, bestanden in drei Species des *Epidendrum*, von denen eine ziemlich lange Stengel und carmoisinrothe Blüthen hatte; das prächtige *Zygopetalum rostratum* mit Blüthen von 2½ Zoll im Durchmesser und ein *Epidendrum*, das ich zuerst an den Wasserfällen des Corentyn entdeckt hatte.

Eine *Bromelia* mit kleiner Frucht, machte den Orchideen den Boden streitig; unter andern krautartigen Pflanzen bemerkte ich eine *Oxalis*, eine *Verbena* mit glänzend cyanenblauen Blüthen, und eine Kreuzblume, die viel Aehnlichkeit mit der *Cardamine* hatte, rief lebhafte Erinnerungen an meine Jugendzeit in mir zurück, wo das Erscheinen der Kukuksblume (*Cardamine pratensis*) mit Jubel als Vorbote des Frühlings begrüsst wurde.

Eine Mimose mit gewundenen Zweigen, eine *Cassia* mit glänzendgelben Blüthen und eine *Malpighia* mit un-

gewöhnlich kleinen Blüthen, waren mir ebenfalls neu; vor Allen aber zeichnete sich ein *Eugenia* mit linienförmigen aromatischen Blättern und gewundenen Zweigen aus; sie bildete hier gleichsam das Oberhaupt der ganzen Pflanzenwelt und wir mussten uns im vollen Sinne des Wortes förmlich einen Weg durch ihre krummen Zweige hindurch hauen, wobei wir doch nur in gebückter Stellung vorwärts kommen konnten.

Die Felsen waren gänzlich mit der herrlichen *Gesneria aggregata* und *tomentosa*, wie auch mit der *Alstroemeria salsilla*, die wegen ihrer diuretischen Eigenschaften so berühmt ist, und mit einer Menge Pflanzen aus der Familie der *Amaryllideen* bedeckt. Die *Erythrina corallodendrum* wuchs üppig in den Umgebungen der Felsen und ihre glänzend scharlachrothen Blüthen erhöhten die Pracht des herrlichen Blumenteppichs nur noch mehr.

Ich war der Vierte in unserer Marschreihe, und indem ich auf den Boden blickte, lag eine Labarischlange vor mir, die sich zusammengerollt hatte und von ihrem Raube angeschwollen war. Meine drei Vorgänger waren schon, unbekannt mit der Gefahr, über sie hingeschritten, hatten sie aber glücklicher Weise nicht berührt; nur der Trägheit, in welche diese Schlange gewöhnlich nach ihrem Frasse verfällt, war es zuzuschreiben, dass sie keinen gebissen; wir tödteten sie und fanden einen Frosch in ihr.

Um 5½ Uhr erreichten wir einen Bergsattel, den wir zu unserm Nachtlager wählten. Ein kleiner Bach gab uns hinlänglich Wasser zum Kochen und eine Kalabasche mit *Xibé* löschte unsern Durst. Der Thermometer stand auf

78°, während er in Saõ Joaquim um dieselbe Zeit gewöhnlich 83°—85° zeigte. Der Abend war herrlich, aber die Zweige der riesigen Bäume verdeckten uns den Himmel gänzlich und machten jede Beobachtung unmöglich.

Am Morgen des 20sten setzten wir unsere Reise um 6 Uhr fort und erreichten nach einer halben Stunde Steigen den nördlichen Abhang des Berges, wo wir eine herrliche Aussicht über das Thal zu unsern Füssen genossen, das durch die kleinen Hütten der Vaqueiros und durch die weidenden Herden derselben belebt wurde. Ein Hain Cucuritpalmen, durch den wir unsern Weg einschlugen, bildete einen strengen Gegensatz zu den Eugenien und Mimosen, die wir hinter uns zurückgelassen hatten. Wurden jetzt auch die Abhänge immer steiler, so waren sie doch mit keinem Unterholz bewachsen und wir konnten rascher aufwärts steigen; um 8 Uhr hatten wir den westlichen Gipfel erreicht. Weiter nach Osten erhebt sich eine zweite Kuppe, die etwa 50 Fuss höher ist als die westliche, so dass der Einschnitt zwischen beiden einen Sattel bildet. Den östlichen Gipfel hatten wir um 9 Uhr bestiegen, wo uns leider durch die hohen Bäume und das viele Gebüsch jede Aussicht benommen war. Ich bestieg daher einen der Bäume und lies meine Blicke in die Gegend hinausschweifen; das Auge blickte über eine weite, weite Fläche hin. Nach Nord-Osten erhob sich in blauer Ferne das Canukugebirge, während der Fels Ilamikipang Nord 50° Ost lag. Weiter nach Osten bemerkten wir den dreigipfligen Saereri und das Ursato- oder Cussatogebirge, an dessen westlichem Fusse sich der Takutu hinzog, den die Atorais und Wapisianas Butu-au-urú nennen und der seine Quellen in dem Vin-

diaugebirge, 6 Tagereisen von dem Ursatogebirge, haben soll. Ungefähr 12 Meilen südlich vom Ursatogebirge nimmt der Takutu den Guidivau, der in dem Arawasutagebirge, ungefähr 40 Meilen süd-süd-östlich vom Carumágebirge, entspringt, auf und nähert sich dem Rio Branko in der Umgebung jenes Gebirges bis auf acht Meilen; anstatt aber seinen Lauf westlich fortzusetzen und südlich von dem Carumágebirge in den Rio Branko zu fallen, schlägt er einen Bogen nach Süd-Osten, fliesst längs dem Kai-iritagebirge hin und fällt endlich in den Takutu. Er bildet daher mit dem Takutu eine Halbinsel von ungefähr 90 Meilen Länge und seine Gewässer durchschneiden mit denen des Rio Branko, nach einem Umweg von 200 Meilen, abermals die Parallele der Serra Carumá. Nächst dem Canukugebirge ist das Kai-irita- oder Kai-iwagebirge das höchste. Kai-irita bedeutet in der Sprache der Wapisianas „das Mondgebirge“. Vom Carumá aus, erstreckt es sich von Süd-Süd-Ost nach Ost bei Süd in einer Entfernung von 30 Meilen. Mehre vereinzelte Berggruppen liegen zwischen dem Kai-irita- (das die Creolen Serra *de Luna* nennen) und Carumágebirge und bilden das Verbindungsglied zwischen der Serra Mocajahi und Catrimani westlich vom Rio Branko, indem sie zugleich da, wo sie den Fluss durchschneiden, die Fälle oder Cachoëiras bilden.

In den ältern Karten scheint die Serra Yauina diese vereinzelten Berggruppen zu bezeichnen, da ich sie nirgends finden konnte, und da zugleich die Stämme, welche früher diese Gegenden bewohnten, die Paravilhanas und einige Schwesterstämme der Wapisianas, ausgewandert sind, der erstere nach dem Amazonenstrom, die letztern weiter

nach Osten hin, so war es mir unmöglich, dem Ursprung dieser Benennung nachzugehen.

Weit nach Norden hin bemerkten wir den Gipfel des Tapaghégebirges, das von dem zahlreichen Stamme der Arécunas bewohnt wird, und eine lange Rauchsäule bezeichnete das Fort Saõ Joaquim, denn wir wussten, dass die Vaqueiros die Savannen hatten in Brand stecken wollen. Die Murukúhügel waren kaum noch zu unterscheiden. Weiter nach Westen hin wurde die Gegend durch den westlichen Gipfel verdeckt, und obgleich wir kein förmliches Panorama vor uns ausgebreitet fanden, so entschädigte uns doch die herrliche Aussicht, die wir über die ungeheuren Savannen hin genossen, durch welche sich der Rio Branko mit seinen zahlreichen Inseln zieht, reichlich für die Mühen, die wir bei dem Besteigen des Berges gehabt hatten.

Andres Miguel, der das Gebirge auch in Süd-Süd-Osten besucht hatte, und das er als ungemein gross beschrieb, erzählte uns zugleich, dass jener Theil von einem Indianerstamme bewohnt würde, den er Aroaki nannte. Bestätigte sich dies, dann lieferte diese Thatsache den Beweis für die ungemeine Zerstreuung der Stämme, da es beinah keinem Zweifel unterliegen könnte, dass die Arawaaks, die jetzt die Küstenstriche des Berbice, Demerara und Essequibo bewohnen, von Süden nach Norden gewandert sein müssen. Baron Humboldt bemerkt bei der Aufzählung der verschiedenen Racen, welche die ehemalige Provinz Neu-Andalusien bewohnten, dass die Pariagotos oder Parias in früherer Zeit die Küsten des Berbice und Essequibo inne gehabt hätten. Sie müssen daher weiter

westlich vorgedrungen sein, während die Arawaaks von Süden und die Guaraounos oder Waraus von West-Süd-Westen herkamen. Die kleine Anzahl der Cariben, welche gegenwärtig britisch Guiana noch bewohnt, sagt, dass ihre Vorfahren vom Orinoko eingewandert seien. Ein Schwesterstamm von ihnen, die Caripunas, bewohnt das rechte Ufer des Amazonenstroms. Diese Wanderungen der verschiedenen Stämme sind in der Geschichte der Indianer zu wichtig, als dass sie unbeachtet gelassen werden sollten, und ich hoffe im Stande zu sein, sie später ausführlicher behandeln zu können.

Wir hielten uns ungefähr 2 Stunden auf dem Gipfel auf; der Thermometer stand um 9 Uhr Vormittags auf 72°, während er zu derselben Zeit in Saõ Joaquim gewöhnlich zwischen 79° und 83° abwechselte. Gegen 10 Uhr zogen dichte Nebelwolken über den Berg hin und der Thermometer sank auf 71° 5′ Fahrenh.

Je langsamer unser Aufsteigen gewesen, desto schneller ging unser Herabsteigen von Statten, denn schon nach 3¾ Stunden waren wir am Fusse des Gebirges angelangt. Einen See aber hatten wir nirgends gefunden; wie überhaupt die ganze Formation des Gebirges auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit aufkommen liess, dass früher ein solcher hier existirt habe.

Da wir jetzt gegen die Strömung anzukämpfen hatten, so konnten wir auch nur langsam vorwärts rücken; die Nacht mit ihrer vollkommnen Finsterniss, die nur dann und wann durch das dunkelrothe Leuchten der grossen Feuerfliege, — das hier viel glänzender ist als der gelbe phosphorescirende Schein desselben Insekts an der Kü-

ste — unterbrochen wurde, war schon eingetreten, und doch ruderten wir noch bis 11 Uhr, wo wir aber wegen der Mattigkeit unserer Ruderer, einige Stunden an der Mündung des Igarapé da Serra Grande halten mussten; die Wohnung der Senhora Liberada erreichten wir gegen 11 Uhr Vormittags.

Kurz darauf kamen auch die Kanoes des Pressgangs an; wo aber fände ich Worte den Abscheu zu beschreiben, der mich ergriff, als ich sah, dass sich unter den 40 Sclaven nur 9 Männer, von denen drei schon über 60 Jahre alt waren, befanden, während der Rest aus 13 Weibern und 18 Kindern unter 12 Jahren bestand, von denen 6 ganz dem Kindesalter angehörten! Ich erkundigte mich auf das Genaueste, ob der Pressgang den Rupununi überschritten; es ergab sich aber, dass es lauter Wapisianas und Atoraïs vom Ursatogebirge am östlichen oder rechten Ufer des Takutu waren.

Sie hielten sich nur kurze Zeit bei der Senhora Liberada auf, und wir erfuhren später, dass mehre von den Brasilianern Verwandte unserer Wirthin gewesen.

Da Andres Miguel bis zum 22sten nicht ankam, brachen wir nach einem starken Sturm und Regen auf, und kamen um 5 Uhr Abends wieder glücklich im Fort Saõ Joaquim an, wo eben eine Stunde vor uns auch die Sclavenpresser gelandet waren. Man hatte sie in dem Fort einquartirt und Alles angewandt um uns glauben zu machen, dass die armen Indianer freiwillig ihre Hütten und Felder verlassen hätten und ihnen gefolgt wären. Nur zu bald aber stellte sich das Gegentheil heraus, da man einigen erlaubt hatte ausserhalb des Forts herum zu gehen,

während die übrigen sicher in der Festung zurückgehalten wurden. Nachdem sich die erstern überzeugt hatten, dass wir nicht zu denen gehörten, die ihnen so himmelschreiendes Unrecht gethan, kamen sie zu uns heran, und da ich mich ihnen durch Hülfe meines Vocabulariums etwas verständlich machen konnte, war ihre Freude gross; sie überschütteten mich nun mit einer Fluth Worte, von denen ich aber leider nur wenige verstand: soviel jedoch wurde mir klar, dass man sie während der Nacht überfallen, auf sie geschossen und ihre Hütten in Brand gesteckt hatte, und die sich nicht durch die Flucht hatten retten können, waren mit geknebelten Händen fortgeschleppt worden. Das Betragen der Räuber gegen die Weiber und Kinder erbitterte die Indianer am meisten. Sie brachten uns Kinder von 5 und 6 Jahren und zeigten uns die Merkmale, dass man selbst diesen die Hände geknebelt gehabt hatte. Eine alte Frau, die Mutter eines der jungen Männer und Grossmutter von 6 Kindern, musste sich widersetzt haben, denn man hatte sie noch viel härter behandelt. Die Augen ihres Sohnes, eines jungen wohlgebildeten Indianers, funkelten jetzt noch bei der Erzählung der Behandlung seiner Mutter. Ich hatte unterdessen Sororeng, unsern Dollmetscher, herbeirufen lassen, dem sie erzählten, dass sich 6 Männer mit mehren Frauen und Kindern durch die Flucht gerettet hätten. Der Angriff wäre gegen Mitternacht gemacht worden, da aber ihre Hütten zerstreut gelegen, so hätten sie nicht ganz umzingelt werden können. Nachdem die Räuber ihre Opfer in Sicherheit gebracht, hätten sie die Hütten geplündert und Alles fortgeschleppt, was für sie irgend von Werth gewesen, wie Papageien,

gesponnene Baumwolle, Hunde u. s. w. Da man aber soviele Kinder mit gefangen habe, so wäre der Marsch nach den Kähnen hin nur langsam vorwärts gegangen, weswegen auch endlich die Lebensmittel selten geworden; dessen ungeachtet hätte man sie wie eine Herde Kühe fortgetrieben, wobei die Räuber sie stets mit geladenen Gewehren umgangen wären. Am 6ten Tag hätten sie endlich die Kanoes am Igarapé da Serra Grande erreicht. Ich theilte dies Alles Senhor Ayres mit, der mich aber versicherte, dass er weder direkt noch indirekt an dieser Expedition Theil habe und nicht einmal den begangenen Grausamkeiten Glauben schenken wollte. Ich rief meinen Dollmetscher herbei, an den er mehre Fragen richtete, worauf er durch die Antworten desselben von der Wahrheit überzeugt wurde. Nach seiner Ansicht benutzten die untern Beamten die Gelegenheit, die sich ihnen bei dem Pressen für die Flotte darbietet, zugleich für sich Alt und Jung mit gefangen zu nehmen, die sie dann an ihre Verbündeten verkauften. Er versprach mir, Alles an seinen Bruder, den Befehlshaber der Militair- und Civilangelegenheiten des Comarca (Distrikts) zu berichten, damit nur die, welche wirklich zum Seedienst tauglich wären, zurückbehalten würden, während die Alten, Frauen und Kinder wieder in ihre Heimath entlassen werden sollten. Sein Bericht über die Anzahl der Gefangenen wird es den Unterbeamten unmöglich gemacht haben, über die Unbrauchbaren zu verfügen.

Dem Wanderer, welcher von dem jetzigen Dorfe Pirara nach dem Landungsplatze des Flüsschens Pirara geht, werden seine Führer eine Stelle zeigen, die

unläugbare Merkmale aufweist, dass früher hier menschliche Wohnungen gestanden haben. Pfähle, an denen noch Brandmale sichtbar sind, einzelne Caschew- und Arnattobäume, vereinzelte, wuchernde Baumwollenstauden, sind das einzige Ueberbleibsel eines einst wohlhabenden Macusidorfs. Fragt er die Führer, so werden diese ihm erwiedern: dass in einer dunkeln Nacht eine gesetzlose Bande Seelenverkäufer vom Rio Branko angekommen wäre, die armen Bewohner überrumpelt und nachdem sie die Hütten in Brand gesteckt, Alt und Jung hinweggeschleppt habe, um fern von der Heimath in Banden der Sclaverei zu sterben. Solch ein Schicksal drohte auch der jungen Mission zu Pirara — in wiefern es mir gelang, dieses zu verhüten, mag der Leser selbst beurtheilen. Viel hat sie der Bereitwilligkeit des Senhor Ayres zu danken; und obgleich der Donnerschlag nach einer andern Seite hinfiel, und die junge Mission gerettet wurde, so kann doch der Indianer daraus lernen, dass:

„Wo Britanniens Banner weh'n,
Die Freiheit ihre Stätte hat."

Mag der Augenblick nicht mehr fern sein, wo die Grenzen dieser reichen und fruchtbaren Kolonie durch die Regierung fest bestimmt werden! Denn dann erst kann Friede und Glück denen verschafft werden, welche sich an der britischen Grenze angesiedelt haben.

Nachdem die Kanoes mit Satzbords versehen worden waren, um sie geräumiger zu machen, verliessen die Brasilianer mit ihrem Raube die Festung am 25sten August. Wie schmerzlich es für mich sein musste, als kurz vor ihrer Abreise mehre der Armen zu mir kamen und mich

beschworen, ihre Abführung zu verhindern, brauche ich kaum zu erwähnen. Leider aber waren meine Hände in dieser Rücksicht eben so gut gebunden, wie die ihrigen, als sie von ihren brennenden Hütten fortgeführt wurden! Glücklich konnte sich jeder schätzen, der keinen Theil an dieser Schandthat hatte. Das Jammern der Mütter, das Geschrei der unschuldigen Kinder und die tiefen Seufzer der Männer sind gewiss eingetragen in dem Buche des „rächenden Engels.“

Ungünstiges Wetter verzögerte unsere Abreise von Saõ Joaquim bis zum 20sten September 1838. Durch die Unterstützung des Senhor Pedro Ayres hatte ich unterdessen sechs Macusiindianer von Malocca gewonnen, die mich unter einem gewissen Cosmo, als To-je-putori oder Häuptling, begleiten wollten; zu ihnen gesellte sich noch ein Soldat aus Saõ Joaquim. Unter einer Salve von sieben Kanonenschüssen und den herzlichsten Wünschen unseres Freundes Ayres und des Commandanten, verliessen wir am Mittag des 20sten Septembers das Fort und fuhren den Takutu in nordwestlicher Richtung aufwärts, wobei wir bedeutend gegen die Strömung anzukämpfen hatten. Am Abend schlugen wir unser Lager ungefähr sechs Meilen vom Fort auf einer grossen Sandbank auf. Nach Mitternacht brach ein ungemein heftiger Gewittersturm, welche so häufig beim Beginne und am Ende der Regenzeit sind, mit solcher Gewalt über uns herein, dass unsere Zelte niedergerissen wurden und jeder nach den Kähnen floh; glücklicherweise waren diese durch ihre geschützte Lage dem unbarmherzigen Sturme entgangen. Erst mit Tagesanbruch legte sich die Wuth desselben. Einige Felsenrip-

pen zwängen hier den Fluss bis auf 100 Yards zusammen; 200 Yards weiter unterhalb fällt der Oropi, ein ansehnlicher Strom mit bläulichem Wasser, von Osten her in den Takutu, wo sich dieser eben von Süd-Süd-Ost nach Süd-Westen wendet. Ein grosser Tapir ging am Ufer auf und nieder, nahm aber so wenig Notiz von uns, dass er sogar ins Wasser sprang und ruhig den Fluss durchschwamm. Unsere Indianer setzten ihre Ruder doppelt rascher ein und machten Jagd auf ihn. Remiso hatte die Flinte ergriffen und stand am Bug des Kanoes; er drückte los, aber nur das Zündhütchen brannte ab und —der Tapir entkam. Wir hatten nicht an den Gewittersturm der vergangenen Nacht und an seine Einwirkungen auf unsere Gewehre gedacht, denn die Ladung der Flinte war durch und durch feucht. Unsere Indianer brachen in einen Schrei des Verdrusses aus und blickten bedeutungsvoll auf ihre Bogen und Pfeile, als wollten sie sagen: dies würde nicht vorgefallen sein, hättet ihr uns die Jagd überlassen. Am Nachmittag lagen die vereinzelten Berge Muruku und Duruara in West-Süd-Westen von uns, während am Abend das Waramigebirge, in der Nähe der Mündung des Zuruma, von unserm Lager aus Nord-Ost bei Nord sich hinzog. Wir waren während des Tages acht Meilen Nord-Nord-West vorgerückt.

Indem wir am 22sten den Fluss in nordöstlicher Richtung hinauffuhren, fanden wir die Strömung ungefähr 1 ¼ Meile, so dass wir auch in der Stunde kaum mehr als 1 Meile vorrückten. Gegen Mittag erreichten wir den Zusammenfluss des Zuruma mit dem Takutu, wo der erstere 290 und der letztere 293 Yards breit ist; nach dieser Vereinigung bildet der Takutu einen Wasserspiegel von 378

Yards Breite, und ist daher etwas grösser als die Themse an der Londonbrücke. Die Lage der Vereinigung war nach der Meridianhöhe dreier Sterne, 3⁰ 22′ nördl. Breite. Die Arécunas und Macusis nennen den Zuruma, Cotinga und geben an, dass er 100 Meilen weiter nördlich an der östlichen Spitze des Roraima entspringe, wo er den Zuruma, oder Zurung der Eingebornen, in sich aufnehme.

Während des 23sten ruderten wir immer noch gegen Nord-Osten, fuhren dann an den Flüssen Aramurepani und Mia vorüber, und hielten am folgenden Morgen bei einer scharfen Krümmung, wo der Fluss durch steile Ufer verhärteten Thones, die sich mehr als 12 Fuss über seinen gegenwärtigen Wasserspiegel erheben, eingeschlossen wird. Die Spuren der periodischen Ueberschwemmungen waren an den Ufern überall sichtbar. Von ihnen herab hatten wir eine herrliche Aussicht über die Savannen hin. In Norden zog sich in einer Entfernung von 30 Meilen das Pacaraimagebirge soweit wir nur sehen konnten, von Nord-Nord-West nach Nord-Nord-Ost. Der Watuta, ein kleiner Hügelzug, nahm den Vordergrund ein; der Waiking-Epping oder Rehberg, ein sonderbar zugekuppter Gipfel, lag etwa 3 Meilen nach West-Nord-Westen von uns entfernt, während sich der Warami in West bei Süd erhob. Nach Süd-Süd-Osten hin sahen wir das Canukugebirge mit dem merkwürdigen Felsen Ilamikipang. Nach Sonnenuntergang hielten wir an einer Sandzunge, etwa 1¼ Meile südwestlich von der Mündung des Virua. Dieser Fluss ist der Manucuropa der Karten; wahrscheinlich hat er seinen Namen von Manu igarapé oder kleiner Fluss.

Nach der Angabe der Indianer entspringt er in dem Pacaraimagebirge.

Nachdem ich die ganze Nacht hindurch vergebens auf einen hellen Himmel gewartet hatte, brachen wir um 4 Uhr des Morgens wieder auf und erreichten um 6 Uhr die Mündung des Mahu. Ehe der Takutu den Mahu aufnimmt, beträgt seine Breite kaum 192 Yards, während der letztere wenigstens 263 Yards weit ist; nach ihrer Vereinigung mögen sie einen Strom von 267 Yards bilden. Die Wapisianas und Atoraïs, die den Takutu bewohnen, nennen ihn Butuau-uru. Den Mahu nennen die Macusis Ireng. Der Takutu beschreibt einen Halbzirkel und scheint eher ein Nebenfluss des Mahu zu sein. Wir fuhren in den Mahu ein und fanden die Strömung, drei Meilen von der Mündung, zwei eine halbe Meile in der Stunde; er schlägt zugleich eine Menge Krümmungen und die Strömung muss daher während der Ueberschwemmungen bedeutend steigen. In der trocknen Jahreszeit bildet er einige Meilen südlich von der Vereinigung mit dem Pirara, den die Portugiesen Pizaza nennen, mehre Stromschnellen. Da der Pirara während der trocknen Jahreszeit eigentlich nur einen Bach bildet, so konnten wir ihn nur eine kurze Strecke aufwärts fahren, und waren genöthigt unser Gepäck auszuladen und es über Land nach dem Macusidorfe Pirara zu schaffen.

Schon war die Nacht hereingebrochen, als wir plötzlich durch Ruderschläge aufgeschreckt wurden und bald darauf Herrn Vieth, den ich in Saõ Joaquim zurückgelassen, auf einem unserer kleinen Jagdkähne ankommen sahen. Er brachte uns die traurige Nachricht, die von

Manaos angekommen, dass Senhor Ambrosio Ayres, der Befehlshaber des obern Amazonenstroms, der uns so viele Beweise seiner Aufmerksamkeit erwiesen, von den rebellischen Cabanos bei dem Versuche sie von einer Insel in der Mündung des Rio Madeira, auf der sie sich verschanzt hatten, um die Schiffe anzufallen und zu plündern, die den Amazonenstrom auf und nieder fuhren, zu vertreiben, erschlagen worden sei.

Als wir die Mündung des Mahu erreichten, hatte ich zwei Boten, von denen einer der brasilianische Soldat war, welcher sich uns in Saõ Joaquim angeschlossen hatte, über Land nach Pirara geschickt, um die Indianer zu bitten, uns bis an den Landungsplatz bei der Mündung des Pirara entgegenzukommen und uns bei dem Transport der Sachen nach dem Dorfe behülflich zu sein. Ich war am Morgen des 26sten, während im Lager noch Alles im tiefen Schlafe lag, aufgestanden und ging auf dem Wege, der von unserm Lager nach dem Dorfe führte, auf und nieder, da mich die traurigen Nachrichten vom vorigen Abend zu sehr bewegten. Noch aber hatte ich meinen Morgengang nicht lange angetreten, als ich erst einen, dann vier oder fünf Indianer vorsichtig über das verkrüppelte Gebüsch blicken sah, welches hier und da auf der Savanne zerstreut wuchs. Während ich noch darüber nachdachte, wer diese wohl sein möchten, kam Aiyukante, mein alter Bekannter und Führer nach dem Canukugebirge, auf mich zugestürzt und bewillkommte mich nach seiner Weise auf das Herzlichste; ihm folgten bald fünf oder sechs andere Indianer nach. Das Erscheinen meines brasilianischen Gesandten hatte wahrscheinlich Misstrauen unter den In-

dianern erregt, indem sie fürchteten, dass die Bitte zu mir zu kommen und uns bei dem Transport zu unterstützen, ein blosser Kunstgriff der Brasilianer sei, sie aus ihrem Dorfe zu locken und sie dann als Sclaven nach dem Amazonenstrome zu führen. Sie hatten daher unser Lager erst auskundschaften und sich von der Wahrheit der Angaben überzeugen wollen. Eine grössere Anzahl Indianer hatte sich in einem Dickicht verborgen und die Nacht dort zugebracht. Die Entfernung von unserm Lager bis zum Dorfe betrug 15 Meilen und der Weg führte über Savannen und Sumpfboden, der während der Regenzeit und den Ueberschwemmungen nicht betreten werden kann. Ungefähr auf der Hälfte des Weges stösst man auf eine Erhöhung, von welcher man eine herrliche Aussicht geniesst, die in Norden und Süden von dem Pacaraima- und Canukugebirge, in Westen aber nur von dem Horizont begrenzt wird. Am östlichen Abhange dieser Erhöhung fliesst der Pirara hin und nimmt von Norden her den Napi auf, der seine Quellen auf dem Berge gleiches Namens in dem Canukugebirge hat. Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir in Pirara an und trafen unsern Freund, Herrn Youd, gesund und erfreut uns wieder zu sehen. Er war eben von einem Ausflug nach dem Rupununi zurückgekehrt, an dem er zu Curua oder Uruwa, in der Nähe von Curowatoka, eine Missionsstation gründen wollte. Der letzte grausame Descimento oder Einfall der Brasilianer auf das vertheidigungslose Dorf am Ursatogebirge, hatte aber unter den armen Indianern eine solche Aufregung hervorgerufen, dass er für jetzt seinen Plan aufgeben musste. Wie ich schon erwähnte, traf gerade während meines Aufenthal-

tes diese Expedition im Fort Saõ Joaquim ein. Wahrscheinlich waren die Gefangenen britische Unterthanen; ob sie es wirklich waren, darüber konnte ich wegen der unbestimmten Grenzlinie von britisch Guiana nicht entscheiden. Grosse Beruhigung gewährte es mir, als ich später erfuhr, dass durch meine Verwendung bei Senhor Pedro Ayres, mehre wieder frei gegeben worden waren; andere starben am Rio Negro, und von den übrigen hörte man nie wieder etwas. Ein Unfall, der meinen Steuermann Peterson befiel, hielt mich länger in Pirara auf, als ich mir vorgenommen, und da das Wetter für astronomische Beobachtungen höchst ungünstig war, so wurde mir dieser verlängerte Aufenthalt um so lästiger.

Eine eigenthümliche Erscheinung war es, dass während meines Aufenthaltes in Saõ Joaquim, wo beständiger Regen und die heftigsten Gewitterstürme in den Monaten Juli, August und einem Theile des Septembers vorherrschten, hier in Pirara vergleichungsweise schönes Wetter gewesen war, obschon die Entfernung beider Orte von einander nicht mehr als 60 Meilen betrug. Bei meinem frühern dreimonatlichen Aufenthalt in Pirara, waren Gewitterstürme und Regengüsse, die stets dem Wechsel der Jahreszeiten vorangehen, ungemein häufig, deshalb benutzte ich jede Gelegenheit mit meinem ausgezeichneten Höhenbarometer von Troughton eine Reihe astronomischer Beobachtungen aufzunehmen, die mir bei dem Vergleich mit den zu Georgetown gewonnenen, die Höhe des See's Amucu über dem Meere zu 520 Fuss angaben. Das Missionshaus lag 80 Fuss höher.

Der durchschnittliche Stand des Barometers und Thermometers während dieser drei Monate, war:

April	29,500 Zoll	82° 3 Fahrenheit.
Mai	29,410 —	81° — —
Juni	29,430 —	81° — —

Unter dem Beistande des Herrn Youd vermochte ich endlich einige Eingeborne, mich mit Aiyukante, ihrem Häuptling, und seinem Bruder Uyamoni, nach dem Roraima zu begleiten. Dass ich die beiden letztern für mich gewonnen hatte, musste mir um so willkommner sein, als sie einen bedeutenden Einfluss auf unsere Macusis hatten.

Als wir zum Aufbruch bereit waren, setzte mich ein junger Macusi, der nach seinem Aeussern zu schliessen, kaum dreizehn Jahr alt sein konnte, durch die Hast, mit der er sich an meine Leute anschloss, in Erstaunen, und es ergab sich, dass er erst seit kurzer Zeit wider seinen Willen von seinen Verwandten verheirathet worden war, und so von seiner jungen Braut fortkommen wollte.

Den 8ten October waren alle Vorbereitungen vollendet und wir brachen daher gegen 8 Uhr auf. Da wir innerhalb drei Tagen kein Indianerdorf antreffen würden, so mussten wir uns für diese Zeit mit Lebensmitteln u. s. w. versehen; ausser diesen hatten meine Leute auch noch die Sachen zu tragen, die wir für den Tauschhandel oder für die Bezahlung der Begleiter und Führer bedurften.

Höchst schmerzlich war es mir, dass mein einziger Chronometer schon seit der Rückkehr von den Quellen des Essequibo stehen geblieben, und so meine Taschenuhr mein einziger Zeitmesser wurde.

Unsre Sachen liess ich in kleine Zinnkasten verpacken

von denen jeder etwa 25 Pfund wog; die Indianer trugen diese an einem breiten Bande, das von der Stirn herabhing und entweder aus den jungen Blättern der Itapalme (*Mauritia flexuosa*) geflochten war oder aus einem Stück Rinde der *Lecythis* bestand. Um ihre Ladung zu befestigen, war sie mit andern Bändern um die Schulter herum festgebunden, ungefähr auf dieselbe Weise, wie die Soldaten ihre Tornister tragen. Dies ist die gewöhnliche Art und Weise wie die Indianer, Männer und Frauen, ihre Lasten fortschaffen.

Als die Zeit unserer Abreise näher rückte, zeigten die Indianer hin und wieder Abneigung mich zu begleiten, und ich hatte Alles aufzubieten, um diese Unentschlossenheit im Keime zu ersticken. Vor einigen Jahren hatten die Macusis mit den Arécunas, die die Gegenden um das Roraimagebirge bewohnen, Krieg geführt; und obgleich dieser seit einiger Zeit geruht, so fürchteten sie doch, dass ein Besuch ihrer frühern Feinde leicht ihr Leben in Gefahr bringen könnte; daher kam es denn auch, dass ich selbst bei denen, die sich früher am bereitwilligsten gezeigt hatten mich zu begleiten, alle Ueberredungskünste anwenden musste, um sie zur Erfüllung ihres Versprechens zu bewegen.

Herr Youd unternahm an demselben Tage eine Reise zu den Tarumas, wozu ihn meine Nachrichten über diesen Stamm ermuthigt hatten, da er nach diesen hoffte, ein fruchtbares Feld für das Christenthum unter ihnen zu finden. Das ganze Dorf war in Folge unserer Abreise schon mit dem frühesten Morgen auf den Füssen, und der Tag wurde von jedem, der eine Flinte und Pulver besass, mit Freudenschüssen begrüsst. Wie ich schon angab, setzte

sich unsere Marschreihe gegen acht Uhr in Bewegung. Peterson führte sie an, indem er die britische Flagge, unter der wir nun schon drei Jahre durch eine so reiche aber beinah noch ganz unbekannte Besitzung Englands gereist waren, lustig wehen liess. Jetzt sollte sie uns über die britischen Grenzen hinaus in eine Gegend führen, die nur der kupferfarbige Indianer kannte; doch die Hoffnung zum erstenmal von dieser Seite her den Ort zu erreichen, bis zu welchem Baron von Humboldt im Jahre 1800 unter so vielfachen Schwierigkeiten von Westen her vorgedrungen war, nämlich Esmeralda am Orinoko, ermuthigte auch mich, ohne Furcht vorwärts zu schreiten. Unsere Reisegesellschaft bestand aus 36 Personen und die Indianer, angethan mit ihrem schönsten Federschmuck, Flinten oder Fähnchen tragend, brachen unter lautem Jubel auf.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde nach Westen gegangen, kamen wir an den Hauptarm des Pirara, wo er eben aus dem See Amucu heraustritt. Wir mussten diesen durchwaten, und da uns das Wasser oft bis über die Schulter ging, so hatten wir das Gepäck noch auf dem Kopfe zu tragen. Der Durchgang währte eine halbe Stunde. Jetzt führte uns der Weg in nördlicher Richtung über Savannen. Der Wellengrund, welcher sich im Süden vom See Amucu hinzieht, verschwindet nach und nach gänzlich, wie auch der Thon, der die Unterlage bildet, seine rothe Farbe verliert, die ihren Grund in dem eisenhaltigen Ocher hat, der den Umgebungen von Pirara so eigenthümlich ist. Die runden, glänzenden, schwarzen Kiesel, welche oft meilenweit den erhöhten Boden der Savannen bedecken, sind ebenfalls nicht mehr sichtbar, wie auch nach und nach

die Termitenhaufen, die wunderbaren Gebäude eines so kleinen Insekts, gänzlich verschwinden. Diese Savannen lagen ungefähr 100 Fuss tiefer als das Missionshaus und sind während der Regenzeit ganz mit Wasser bedeckt.

Eine Reise über Savannen ist immer höchst einförmig, da auf ihr gewöhnlich nur verkrüppelte Bäume mit verkrüppeltem Gebüsch abwechseln. Die ersten sind meistentheils *Curatella americana*, die letztern *Malpighiae*[1].

Um 11 Uhr Vormittags hielten wir an einer sandigen Erhöhung, die sich unfähr ½ Meile von Norden nach Süden hin erstreckte. Solche Stellen trifft man häufig in den Savannen und sie sind gewöhnlich vier oder fünf Fuss höher als die sie umgebende Fläche, und mit Bäumen und Gebüsch bedeckt. Sie bilden meistentheils die Lieblingszuflucht der wilden Rinderherden vor der brennenden Mittagssonne; ist auch die Belaubung nur dürftig, so bieten sie doch etwas Schatten und sind daher der offenen Savanne viel vorzuziehen, wo man gar keinen Schutz vor den Strahlen der Sonne hat. Die Bäume und Gebüsche werden gewöhnlich von zahlreichen Cactusarmen überragt, deren rothe und birnenförmige Früchte dem durstigen Wanderer entgegenlachen; leider aber besitzen sie nur einen faden Geschmack und können in keiner Weise mit

1 Hin und wieder findet man auch einige *Rubiaceen* und *Compositae*; meistentheils sind die Savannen mit *Gramineen* und *Cyperaceen* vorzüglich aus den Familien *Paniseae*, *Chloridaea*, *Agrostideae* bedeckt und da wo die Feuchtigkeit vorherrscht und der Boden etwas fruchtbarer ist, findet man auch hin und wieder *Crotalaria*, *Lisianthus*, *Coutoubea*, *Schultesia*, *Zornia*, *Hylosanthes*, *Elephantopus*, *Eupatorium*, *Latreillea*, *Unxia*, *Wulffia*, *Centrosema*, *Indigofera*, *Trephosia*, *Hyptis*, *Gerardia*, *Cryptocalix*, *Aegiphola*, *Amasonia*, *Beyrichia etc.*

der Stachelbirne (*Opuntia*) der westindischen Inseln verglichen werden.

Am Nachmittag erreichten wir den Mahu oder Irang der Macusis, den wir an seinem linken Ufer nach Norden hin entlang gingen; unsere Zelte schlugen wir am Abend auf einer offenen Savanne auf, wo wir unsere Jäger augenblicklich auf die Jagd schickten; leider kehrten sie leer zurück.

Während der Nacht wurden wir durch ein förmliches Feuermeer aufgeschreckt, das uns rund herum umgab; die Jäger hatten die Savannen in Brand gesteckt. Schwarze Rauchwolken wälzten sich auf uns zu, und das Geräusch der dürren Stengel des hohen Grases, die in der Hitze zerplatzten, war wahrhaft betäubend. Die Scene erinnerte mich lebhaft an Cooper's schöne und malerische Schilderung einer brennenden Prairie.

Den nächsten Morgen (9ten Oct.) brachen wir gegen 6 Uhr auf und erreichten nach einem Marsche von drei Meilen den Mahu, den wir an der Vereinigung des Unamara, der von Westen herkommt, zu überschreiten hatten, da wir ihn aber zu tief fanden, um ihn durchwaten zu können, so musste ich ein kleines Corial zu Hülfe nehmen. Unsere Indianer kamen schneller zum Ziele, denn sie stürzten sich in das Wasser und schwammen hindurch, wurden aber von der Strömung weit mit fortgerissen. Ueber 2½ Stunden vergingen, bevor wir unsern Weg am entgegengesetzten Ufer fortsetzen konnten. Wir gingen jetzt in westnordwestlicher Richtung an dem linken Ufer des Unamara auf einige kahle Hügel zu, welche die Indianer Wuyeh-epping nannten; sie mögen

sich 600 Fuss über die Ebene erheben und sind vorzüglich wegen eines ungeheuren Granitblocks merkwürdig, der von der einen Seite viel Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Rehes hat, über das mir die Indianer eine Menge wundersamer Geschichten erzählten; dasselbe war auch bei dem Felsen Tupanaghé der Fall, den wir bald nachher durch ein Thal nach Norden hin sahen.

Am Fusse des Wuyeh stiessen wir auf einige Hütten, die die Bewohner in Folge des letzten Einfalls der Brasilianer verlassen hatten. Den kleinen Fluss Unamara mussten wir zum zweitenmal an einer Stelle durchwaten, wo eben eine Felsenrippe eine Stromschnelle bildete. Ich bemerkte hier zwei Species der *Lacis*, die in einem so kleinen Bach eine ungewöhnliche Erscheinung waren; der schmackhafte Pacu aber, welcher sich so gern in der Nähe dieser Pflanzen aufhält, war nirgends zu finden. Wir waren bisher längs dem Saum des südlichen Ausläufers des Gebirgszuges hingegangen, wobei wir zur Linken vereinzelte wüste Bergkuppen liegen liessen, während sich zu unserer Rechten die Berge höher erhoben, die auch, so weit wir sie übersehen konnten, wenigstens spärlich bewaldet waren; jetzt betraten wir die Bergkette selbst. Ein grosses Thal öffnete sich vor uns, das von beiden Seiten durch jähe Berge begrenzt wurde, deren Gipfel mit wallähnlichen Trappfelsen bedeckt waren, die vermöge ihrer sonderbaren Bildungen die Aufmerksamkeit meiner Indianer in hohem Grade auf sich zogen; nichts natürlicher, als dass sie sich ihnen auch nur mit Widerstreben näherten, denn je phantastischer solche Naturwunder sind, um so böser ist

auch der Geist, der sie bewohnt[1]. Dieses Thal führte uns Nord-West bei West; es war nur spärlich mit Gras bewachsen und zeigte eine Menge Spuren seiner kürzlichen Ueberschwemmung. Nachdem wir uns etwas nördlicher gewendet hatten, lag eine bassinähnliche Fläche vor uns, die von hohen Gebirgen eingeschlossen war, unter denen sich vorzüglich drei Gipfel durch ihre eigenthümliche Gestaltung auszeichneten. Mara-etschiba, der höchste von ihnen, schien aus Säulenbasalt zu bestehen, seine äusserste Spitze lief in einer geraden Säule von 50 Fuss Höhe aus; ein hervorragendes Stück in der Mitte dieser Felsenmasse wurde durch die stets fruchtbare Einbildung der Indianer, mit der Maraca (eine grosse Klapper, die man aus der Frucht des Calabaschbaums verfertigt, und diese mit Kieseln füllt), dem unentbehrlichen Instrumente eines Pi-ai-Mannes oder indianischen Zauberers, verglichen. In der Nähe des Einganges zum Thale erhebt sich eine Säulengruppe aus Trappfelsen von 60—80 Fuss über die Ebene, von denen die Indianer die höchste Säule Canu-yehpiapa oder Guavastamm nennen. Eine halbe Meile weiter westlich, doch nicht ganz so hoch, erhebt sich

1 Die Religion der Indianer Guianas zollt dem guten Wesen, oder obersten Gott, nur eine stille verborgene, oder vielmehr gar keine Anbetung, da dieses so vollkommen ist und ausserdem mit dem Ordnen der Sonne, des Mondes und der Gestirne soviel zu thun hat, dass es sich mit den Angelegenheiten der kleinen Menschen nicht befassen kann und ihnen auch nur Gutes thut; desto mehr Aufmerksamkeit schenken sie aber den zahllosen bösen Geistern, die volle Macht über den Menschen besitzen und denen es eine besondere Freude macht, diese zu quälen; alles Böse, was ihnen begegnet, hat seinen Grund in diesen, und der Mensch muss daher Alles anwenden, um ihren Groll und Hass zu besänftigen und zu mildern.

Uebersetzer.

eine andere Felsenmasse, die jeder Reisende für den Stamm eines alten Baumes halten muss. Diese Säule wird von allen Indianern in der Nähe und Ferne als das grösste Wunder angestaunt; sie nennen sie Puré-piapa, „wipfelloser Baum". Die Aehnlichkeit mit einem solchen war für mich so gross, dass ich meinen Führern nicht glauben wollte, als sie mir sagten, es sei ein Stein. Der Felsen erhebt sich über 50 Fuss schnurgerade in die Höhe und seine Seiten sind zum Theil mit rothen Lichen bedeckt. Auf seiner Spitze hatte sich ein Jabiru oder Storch (*Mycteria americana*) sein Nest gebaut, über das wir ein Junges den Kopf hervorstecken sahen. Bei unserm Herannahen kam seine Mutter von einer nahen Savanne eilend zum Schutz desselben herangeflogen, und stand auf einem Beine auf der Spitze des Felsens Wache.

Unser Nachtquartier schlugen wir in der Nähe eines kleinen Baches auf, von wo aus ich augenblicklich nach diesem sonderbaren Felsen eilte. Wegen der zahllosen Felsenstücke, die sowohl den Felsen selbst umgeben, als auch in der Umgebung zerstreut herumliegen, war der Zugang zu ihm ungemein schwierig. Scharfkantige Felsen, einige oft 30 Fuss lang und kaum 6 oder 8 Zoll dick, standen entweder gerade auf, oder waren auf einander geschichtet. Sie gehörten der Trappformation an und hatten viel Aehnlichkeit mit den Felsen im Mahuthale und denen von St. Bernhardt auf Tortola. Unter diesen zerstreut herumliegenden Felsenblöcken wuchsen zahlreiche Cactus, *Agave americana*, *Bursera gummifera*, *Lecythideae* und die wilde *Jatropha manihot*; vorzüglich zeichneten



Königl. lith. Institut zu Berlin

PURE-PIAPA.

sich die schneeweissen Blüthen und purpurrothen Früchte des *Cactus repandus* aus.

Unsere Rückkehr nach dem Lager wurde einige Zeit verzögert, da die Indianer die Savannen abermals in Brand gesteckt hatten und es daher schwierig war, sich durch die dicken Rauchsäulen hindurch zu finden, die uns oft auf längere Zeit von einander trennten.

Indem wir den 10ten October unsere Reise in einer westnordwestlichen Richtung über ähnlichen Boden wie den Tag vorher fortsetzten, erreichten wir eine Stelle des Gebirgszuges, die die Indianer Ina-mute nennen. Wir überschritten das Gebirge hier bei einer Höhe von 400 Fuss und stiegen an der entgegengesetzten Seite wieder in dasselbe Thal herab, dem wir schon früher gefolgt waren und durch welches sich der Unamara hinzog. Die Indianer nennen den Pass Mute oder „Sattel.“

Am Nachmittag stiessen wir auf eine Hütte, welche von zwei Macusis mit ihren Familien, im Ganzen 15 Personen, bewohnt wurde. Einer von ihnen war ein ganz ansehnlicher junger Mann; er hatte sein Gesicht stark gemalt und seine Ohren waren mit einem Stück Bambus durchstochen. Er trug langes Haar, das er mit einem langen baumwollenen Bande in einen Zopf geflochten; die Enden des Bandes hatte er um seinen Nacken geschlungen, wo sie in langen Quasten, die mit Toukanbälgen geschmückt waren, den Rücken hinabhingen. Sein Weib brachte uns mehre Kalabaschen Paiwari. Ich nahm einen dieser Indianer als Führer an, und nachdem wir die Flüsse Kinote und Carara überschritten, kamen wir gegen 5 Uhr zu Copoma, einem Macusidorfe, an, wo ich einen Tag

rasten wollte, um mich mit neuem Cassadabrod zu versehen. Die Männer waren auf einem Jagdzug abwesend, die Weiber und Kinder versprachen uns aber Cassadawurzeln herbei zu schaffen, wovon wir uns das Brod selbst backen könnten; denn dazu waren sie zu träge.

Copoma liegt nach einer Meridianhöhe 4° 3′ 40″ nördl. Breite mitten in Gebirgen, die nur durch das Thal des Unamara unterbrochen werden. Nach den abergläubischen Vorstellungen der Indianer ist dieses Gebirge ein wahrer Sammelplatz aller bösen Geister und Kobolde, und ich hatte nur zu bedauern, dass ich wegen meiner geringen Kenntniss ihrer Sprache nicht alle die wundersamen Sagen verstehen konnte, die sie mir über jeden Stein, den wir auf unserm Wege antrafen, und der irgend etwas Besonderes in seiner Gestalt an sich hatte, erzählten.

Den 12ten October brachen wir gegen 10 Uhr, mit einem Vorrath von Cassadabrod auf drei Tage beladen, nach Westen hin auf und überschritten den Unamara, welcher seine Quellen in einem Itasumpfe haben soll. Die zwei vorhergehenden Tage waren wir längs der nördlichen Seite des Thales hingegangen, wo von Westen her ein kleiner Fluss, der Tapirindué, in den Unamara fällt und einen Wasserfall bildet. Einer meiner Indianer schoss hier einen grossen Luganani oder Sonnenfisch. Der Theil des Thales, den wir jetzt betraten, war von allen Seiten mit Gebirgen umgeben, die nur an der Stelle, wo der Tapirindué sich einen Weg gebahnt, geöffnet waren. Das ganze Aeussere dieses Thalkessels zeigte alle Merkmale, dass es einst einen See umschlossen hatte. Dasselbe muss auch der Fall mit dem Thale gewesen sein, durch das jetzt

der Unamara fliesst, oder es hat wenigstens früher eine der nördlichen Buchten eines ausgebreiteten See's gebildet, von dessen Bestehen die Savannen des Canuku und Pacaraimagebirges so viele Beweise liefern.

Könnten nicht in einer frühern Periode diese Gebirge, bevor sie von den Strömen, die jetzt von ihnen herab dem atlantischen Ocean zufliessen, durchbrochen wurden, eine Wassermasse enthalten haben, die Veranlassung zu der Tradition über den See Parime gab?

Nachdem wir am Nachmittag einen Bergrücken überschritten hatten, verliessen wir den Unamara, den wir jetzt bis zu seinen Quellen verfolgt hatten, und betraten das Thal des Virua, der, wie wir am 23sten September gefunden, kurz vor der Verbindung des Mahu mit dem Takutu, dem letztern Fluss zuströmt. Obschon die Berge dichter bewaldet waren, so fanden wir die Thäler doch meistentheils trocken und ausser der *Agave vivipara* entdeckten wir nur noch einige *Cactus*. Ein hoher Berg, den ich vom Thale aus auf 2000 Fuss schätzen musste, erhob sich in West bei Nord in einer Entfernung von ungefähr 8 Meilen, dem Virua entlang. Nachmittags vier Uhr überschritten wir den letztern bei einer Breite von 33 Yards. Sein Lauf ist hier südöstlich. Das Bett wird förmlich von Felsenstücken angefüllt, enthielt aber jetzt nur wenig Wasser; 30 Meilen weiter nördlich soll er seine Quellen haben.

Am Abend erreichten wir die Hütte eines Indianers, der drei Weiber und acht Kinder, mit der Aussicht auf eine noch zahlreichere Nachkommenschaft, besass. Es war dies ein bei den Indianern, die mehre Weiber haben,

seltenes Beispiel von Kinderreichthum. Die grösste Armuth war bei ihnen eingezogen, denn wir fanden weder Brod noch Mais, wie ihnen auch die gewöhnlichsten Bedürfnisse fehlten.

Den 13ten October brachen wir zu unserer gewöhnlichen Marschstunde um 6 Uhr des Morgens auf, und folgten eine Zeit lang in west- bei nördlicher Richtung den Ufern des Coya-ute, eines Nebenflusses des Virua. Unsere Indianer hielten bei jedem Bache um ihren Durst zu löschen, wobei sie ihren Kalabasch losmachten, etwas gebranntes Brod in denselben brockten und eine Suppe daraus rührten, die sie mit vielem Appetit als Paiwari tranken.

Jetzt wendeten wir uns nach der nördlichen Seite des Thales und kamen um 2 Uhr 30 Minuten am Fusse des Marawa-epping an, dessen Gipfel ganz den malerischen Ruinen eines alten Bergschlosses glichen; für diese wenigstens würde ich sie gehalten haben, wären sie mir in Europa begegnet. Am Fusse des Mavisi-epping machten wir Halt, um uns wenigstens in etwas von dem ermüdenden Marsche über eine kahle Savanne, unter einer versengenden Sonne von 127° Fahrenh. um 1 Uhr Mittags, zu erholen. Der Fluss Mavisi entspringt unter einigen gigantischen Felsenblöcken, über die er eine ganze Reihe Kaskaden bildet, von denen einige 12 Fuss hoch sind.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, so hatte ich ihn zur Ruhe bestimmt; da aber unser Lager ganz den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, ausserdem nicht weit von uns ein Macusidorf lag, so liess ich die Zelte wieder abbrechen und wir eilten dieses aufzusuchen. Nachdem

wir den Sattel des Waiyamura überschritten hatten, kamen wir in das Thal des Cotinga, wo sich uns von einer Erhöhung eine herrliche Aussicht über die Savannen bis zum Mairarigebirge eröffnete, auf das wir jetzt zugingen. Bald begegneten wir einigen Indianern, mit denen mehre meiner Macusis verwandt waren, die wir unter fliegenden Fahnen und Hörnerklang empfingen, was sie ungemein zu ergötzen schien.

Während des 15ten und 16ten Octobers hielten wir an den Ufern des Cotinga, der nach Süd-Süd-Osten fliesst und der Cristaes der Portugiesen in den alten Karten ist. Er wird allgemein für einen Nebenfluss des Zuruma gehalten; die Indianer aber nennen ihn bei seinem Zusammenfluss mit dem Takutu, Cotinga, und geben den Zuruma für einen Nebenfluss des Cotinga an. Unser Lager hatten wir 4° 10′ 48″ nördl. Breite und 68 Meilen westlich von Pirara aufgeschlagen. Nach Arrowsmith's neuester Karte von Kolombien, hätten wir uns an den Quellen des Flusses befinden müssen, aber da, wo wir ihn überschritten, war er immer noch 90 Yards breit und von 5—10 Fuss tief. Nach der Angabe der Indianer verbindet sich der Zuruma ungefähr 15 Meilen weiter nach Süd-Süd-Osten mit dem Cotinga.

Während des 17ten Octobers lagerten wir in der Nähe des Fusses des Mairari; dieser Berg hängt durch einen tiefen Sattel mit dem Pacaraimagebirge zusammen. Er besteht aus einer ungeheuren Granit- und Gneismasse und nur der Fuss ist bewaldet. Er ist vorzüglich wegen einer wunderschönen Papageienart (*Psitticaria solstitialis*) merkwürdig, die wir auch in grossen Herden antrafen.

Bisher waren wir längs dem äussersten Ausläufer der Gebirgskette hingegangen; nachdem wir aber den Mairari, der zugleich der höchste dieser Berge ist, da er sich nach einer trigonometrischen Messung 2817 Fuss über die Savanne und ungefähr 3400 Fuss über das Niveau des Meeres erhebt, hinter uns gelassen, wandten wir uns, statt die Thäler der Länge nach zu durchschneiden, nach Westen und folgten dem Laufe des Muyang, eines der bedeutendsten Nebenflüsse des Zuruma. Er hat eine ungestüme Strömung, denn eine Menge spitzer Felsen versperren ihm gleich Säulen den Weg und bilden Wasserfall auf Wasserfall. Die Felsen zogen sich Süd 76° Ost und dachten sich nördlich 7° östlich unter einem Winkel von 75° ab. Unser Weg wurde jetzt immer ermüdender, — die Füsse waren mit Blasen bedeckt, wobei die scharfen Felsen unbarmherzig in dieselben einschnitten. Musste ich aber schon klagen, da ich Schuhe trug, um wie viel mehr hatten die armen Indianer dazu Ursache, da sie nur mit leichten Sandalen bekleidet waren! Als wir eben einen Bergstrom herabstiegen, begegnete mir ein Unfall, den ich bitter zu beklagen hatte. Ich wollte die Temperatur des Wassers untersuchen und rief daher einem Indianer, der höher oben stand, zu, mir den Thermometer herabzureichen, als dieser ihn fallen liess und er in tausend Stücke zersprang. Jetzt blieb mir nur noch einer. Den folgenden Tag hatten wir den Muyang mehremal zu überschreiten.

Am 19ten October lag der Berg Zabang in einer nordbei östlichen Richtung ungefähr 18 Meilen von uns entfernt; der Cotinga floss nach Osten an ihm hin. Nach-

dem wir abermals den Muyang überschritten, hielten wir während des Frühstücks auf seinem nördlichen Ufer in einem schattigen Wald. Heliconien und Palmen bildeten den Hauptbestandtheil desselben, und wir fällten eine der erstern, die 58½ Fuss mass, eine ungeheure Grösse für diese Pflanzenfamilie! Weiter hin fanden wir auch einen Baum, der zu den *Labiaten* gehörte (*Hyptis membranacea*) und sich besonders durch seine Schönheit auszeichnete; seine Blätter hatten einen stark aromatischen Geruch. Die Blüthen waren hellblau, der Kelch meergrün und die Blumenblätter der Spike wechselten, jenachdem die Lichtstrahlen auf sie fielen, vom Grün durch Weiss in das Blassrothe. Der Baum war etwa 30 Fuss hoch, — der Stamm rauh und das Holz hart. Als wir aus dem Walde heraustraten, lag ein Arécunadorf von 2 Hütten vor uns. Als uns die Bewohner sahen, flohen Frauen und Kinder in den Wald, die Männer aber trafen Anstalten zur Vertheidigung, denn sie hielten uns für Brasilianer; sobald sie aber ihren Irrthum erkannt, wurden wir freundlich und herzlich bewillkommt. Die Arécunas haben ein gefälligeres Aeussere als die Macusis, sind aber dabei nicht grösser als diese. Obgleich beide Stämme unter einander verwandt sind, so waren sie doch erst kürzlich mit einander in Krieg verwickelt gewesen. So weit ich es beurtheilen konnte, hatten auch ihre gegenseitigen Sprachen viel Aehnlichkeit mit einander. Die Niederlassung wurde von 8 Männern bewohnt, von den Frauen näherten sich uns nur zwei, und ich kann daher ihre Zahl nicht angeben. Nach einer Meridianhöhe lag das Dorf 4° 29′ nördl. Breite, wonach wir daher jetzt 103 Meilen von Pirara entfernt sein

mussten. Vor uns bemerkten wir einen merkwürdigen Gebirgsgürtel, der sich seinem Aeussern nach merklich von denen unterschied, die ich bisher gesehen hatte; er erstreckte sich von Osten nach Westen und statt der spitzen Gipfel, die bisher alle Gebirge gezeigt hatten, war er ungeachtet seiner senkrechten Erhebung abgeflacht; seine Formation bestand in rothem und weissem Sandstein. Bei unserm Vordringen nach Nord-Westen gegen das Sandsteingebirge Humirida, mussten wir eine Menge Nebenflüsse des Muyang überschreiten. Das Thal, durch welches dieser von seinen Quellen an fliesst, wird ganz von bewaldeten Bergen eingeschlossen, von denen jenes Sandsteingebirge 5 Meilen entfernt liegt. Am Fuss des Berges Kinotaima hielten wir an, um ihn zu besteigen. Während der ersten Stunde führte uns der Weg durch dichten Wald, bis wir nach einer zweiten Stunde angestrengten Steigens den Gipfel erreichten, der sich etwa 2000 Fuss über das Thal und 3000 Fuss über den Meeresspiegel erhebt. Von hier aus eröffnete sich uns nach Westen eine herrliche Aussicht über eine Waldgegend hin; der Erimitebuh lag nach West 10° Süd der Mareppa-Emba, welcher ganz einem schlanken Kirchthurm glich und sich 3500 Fuss über die Savanne erhob, nach West 20° Süd in einer Entfernung von 30 Meilen; der Ucaraima nach West 30° Süd und die kahle Granitmasse des Mairari nach Süd 42° Ost.

Unser Weg führte uns jetzt über ein Tafelland, das nur hier und da durch unbedeutende Hügel unterbrochen wurde, und dem Botaniker eine reiche Ausbeute darbot. Zahlreiche Orchideen, vorzüglich eine Species *Epidendrum*, welche ich zuerst am Ataraipu fand, mit grossen

fleischfarbenen Blüthenbüscheln, und eine Varietät mit weissen rosagesprenkelten Blumen, wie auch eine dritte, deren Stengel über 8 Fuss hoch war, schmückten die freundliche Bergsavanne. Hier fand ich auch das erste baumartige Farrenkraut im Innern von Guiana. Es war eine *Cyathea*, und ihr Stamm erhob sich 15 Fuss bevor er Zweige bildete.

Um 2 Uhr Nachmittags überschritten wir den Yawaira, der nach Norden fliesst und ein Nebenfluss des Caroni ist; so hatten wir jetzt das Flussgebiet des Orinoko betreten, das durch das Sandsteingebirge, welches wir eben bestiegen hatten, von dem des Amazonenstroms getrennt wird. Der Yawaira oder Tigerfluss kann als der südöstlichste Zufluss des Orinoko angesehen werden. Er war ungefähr 13 Yards breit und fällt nach der Angabe der Indianer durch den Wairing und Cukenam in den Yuruani, den östlichsten Nebenfluss des Caroni.

Die eben erwähnte Sandsteinfläche hat ihre ganz eigenthümliche Flora. Jede Staude war neu für mich, aber leider standen ausser einigen Melastomaceen, nur wenige in Blüthe. Könnte man einen Botaniker, ohne dass er wüsste, in welchem Theile der Erde er sich befände, hierher versetzen, die starren Blätter und gewundenen Zweige würden ihn glauben machen, er wäre in Neuholland unter den *Melaleuceen* und *Proteaceen*. Am meisten zog eine Staude mit steifen Blättern und rosenrothen Blüthen, gleich der einfachen *Camellia*, meine Aufmerksamkeit auf sich, bis ich bei näherer Untersuchung fand, dass es eine *Kielmeyria* war. Ungeachtet ihrer grossen Schönheit konnte sie sich doch in keiner Hinsicht mit einer Orchidee messen, die ohne Zweifel die grösste von allen war, die ich bisher beschrieben habe, und die gewiss auch in Rücksicht der

Zierlichkeit ihres Stengels, der glänzenden Bildung ihrer Blüthen und ihres herrlichen Geruches, von keiner andern Species dieser eigenthümlichen und so wohlriechenden Pflanzenfamilie übertroffen werden möchte. Lange bevor wir sie erreicht hatten, trieb ein leiser Ost uns den köstlichen Wohlgeruch entgegen und begierig wandte ich meine Blicke nach allen Seiten hin, um die Ursache desselben zu entdecken; endlich hafteten meine suchenden Augen auf mehren lilienweissen Blumen, die sich auf ihren zierlichen Stengeln weit über die sie umgebenden Stauden erhoben. Anfangs zögerte ich, sie eine Orchidee zu nennen, so ungewöhnlich und abweichend auch diese Familie in ihrem Bau ist; nachdem ich jedoch näher hinzugetreten, schwanden alle Zweifel, und ich erkannte sie für eine der schönsten, die ich seither gesehen. Sie erhielt später den Namen *Sobralia Elizabethea*, zu Ehren der damaligen Kronprinzessin von Preussen.

In der Nähe eines verlassenen Indianerdorfes zeigte sich uns zum erstenmal das merkwürdige Gebirge, dessen höchster Gipfel der Roraima ist. Es war in dichte Nebelmassen eingehüllt und lag ungefähr 40 Meilen von uns nach Nord-Nord-Osten hin.

Nachdem wir den Yawaira überschritten, wandten wir uns nach Nord-Nord-Westen und indem wir aus einem Walde heraustraten, lag der Roraima wieder vor uns. Bald darauf trafen wir ein Arécunadorf, in dem wir einige Tage bleiben wollten.

Die Nacht war ungemein kalt und um 6 Uhr stand der Thermometer auf 61° Fahrenh.; die Kälte schüttelte uns so, als hätte der Thermometer unter dem Gefrier-

punkte gestanden. Im Laufe des Tages versammelten sich eine Menge Indianer aus den benachbarten Dörfern um uns. Sie hatten Kunde von unserer Ankunft erhalten und unsere Zelte waren gegen Abend wenigstens von 60—70 Fremden umgeben, die uns und das Gepäck mit der grössten Verwunderung anstaunten; ihr Betragen gab uns aber nicht die mindeste Veranlassung zur Klage. Ein starker Gewittersturm, der gegen Sonnenuntergang hereinbrach, zerstreute sie zwar für den Augenblick, bei den Abendgebeten aber waren sie wieder stumme Zuschauer.

21ste—23ste October. Das auffallendste Naturwunder dieser Gegend war ohne Zweifel der Roraima, der ungefähr 35 Meilen von uns entfernt lag und einem düstern, von Wolken umhüllten Wall nicht unähnlich war. Am Morgen des 21sten Octobers brachen wir nach dem Crystallgebirge auf, und nachdem wir einen dichtbewaldeten Hügel in südlicher Richtung bestiegen und eine Zeit lang einem klaren Bach gefolgt waren, traten wir auf eine Bergsavanne, wo sich vor uns der Pa-epping oder Froschberg erhob. Der Sandstein lagert hier in horizontalen Bettungen, die Schichten liegen Ost ½ Nord und bilden am Abhange des Berges Terrassen. Nachdem wir diese ungefähr 200 Fuss in die Höhe gestiegen waren, blieben unsere Führer an einem unbedeutenden Hügel stehen und gaben uns zu verstehen, dass wir am Crystallberge angekommen seien, dessen Oberfläche wir auch in der That von einer Menge Crystalle bedeckt fanden, die aber ziemlich verwettert und vergleichungsweise nur klein waren, denn die grössten massen kaum mehr als 1 Zoll. Die Arécunas behaupteten, dass man hier früher Crystalle von

wenigstens 4—5 Zoll gefunden, die dabei so klar wie Wasser gewesen wären, die Portugiesen hätten sie jedoch alle fortgeschafft.

Wenn ich nicht irre, war Nikolas Hortsmann der erste, welcher die Europäer auf dieses Crystallgebirge aufmerksam machte.

Bei unserer Rückkehr statteten uns die Arécunas wieder einen Besuch ab. Sie hatten ein ziemlich gefälliges Aeussere, waren stark bemalt, und trugen Bambusstücke durch die Nase und in dem Kinn; statt der Ohrringe hatten sie Vogelköpfe, vorzüglich von Colibri's und einem kleinen Baumläufer von glänzend blauer Farbe. Rund um die Hüfte trugen sie einen Gürtel von Affenhaaren. Nach zwei Beobachtungen lag das Dorf unter 4° 35′ nördl. Breite.

Am 25sten October traten wir um 7 Uhr 30 Minuten unsere Reise nach dem Roraima an, und nachdem wir auf dem rechten Ufer den Yawaira überschritten, wandten wir uns nach Norden und kamen an der Vereinigung des Yawaira mit dem Wairing vorüber, die ungefähr 1 Meile weiter nach West-Süd-West hin liegt. Der Gipfel des Zabang, der sich hoch über die ihn umgebenden Berge aufthürmt, lag Ost bei Süd.

Um 10 Uhr 30 Minuten hielten wir an einer Arécunahütte auf dem linken Ufer des Cukenam, der hier 30 Yards breit war. Obgleich seine Ufer gegen 20 Fuss hoch sind, werden sie doch während der Regenzeit überfluthet. Er kommt von Nord-Osten her und verbindet sich ungefähr 1½ Meile weiter westlich von unserm jetzigen Standorte mit dem Wairing, dann wendet er sich nordwestlich nach dem Yuruani, der, nach den Angaben der In-

dianer, ungefähr in einer Entfernung von 25 Meilen, in ihn fällt. Wir folgten nun in nordöstlicher Richtung dem Cukenam aufwärts, wobei wir eine Menge Gewässer zu durchwaten hatten, die ihm von dem Gebirge zu unserer Linken zuströmten. Nachdem wir den Fluss nochmals überschritten, erreichten wir ein zweites Arécunadorf. Man hatte uns hier im Voraus ein Fest bereitet, da man durch Boten von unserer Ankunft benachrichtigt worden war. Das Schmausen und Tanzen hielt unter den Eingebornen, die ihren besten Schmuck angethan hatten, die ganze Nacht hindurch an. Der sich ewig wiederholende Gesang: „Roraima der rothe Felsen, gehüllt in Wolken, die ewig fruchtbare Mutter der Ströme,“ hallte ewig in meinen Ohren wieder und störte mich selbst in dem kurzen fieberischen Schlaf, in den ich gefallen war. Bei diesem Feste waren wenigstens 80 Eingeborne gegenwärtig, die mit meinen 44 Indianern eine für diese Gegend ziemlich zahlreiche Versammlung bildeten. Nie sah ich noch auf einmal eine solche Menge glänzender Federbüsche und Kopfschmucke, wahrlich das ganze gefiederte Völkchen musste wegen seiner schönsten Federn in Requisition gesetzt worden sein! Eine Menge Halsbänder von Affen- oder Peccarizähnen, oder von den Stacheln des Stachelschweins, an denen lange baumwollene Fransen, die wieder mit Eichhörnchen, Toucan und verschiedenen andern Fellen geschmückt waren, hingen auf dem Rücken der Tanzenden herab.

Unter den Fremden bemerkte ich auch einen Sarrakong vom Mazaruni, der mir erzählte, dass er sieben Tagereisen vom Roraima bis nach seinem Dorfe am Mazaruni habe. Ich frug ihn nach dem Cumarow, da ich gern

einen bestimmten Punkt gehabt hätte, an den ich meine und Herrn Hillhousens Beobachtungen anknüpfen konnte; er sagte mir: von seinem Dorfe aus habe man bis zu dem Cumarow drei Tagereisen, wobei der Weg nach dem Mazaruni an dem Roraima vorüber führe. Der Häuptling der Arécunas stimmte diesen Angaben bei, wie sie auch später noch durch die Arécunas in der Umgebung des Roraima bestärkt wurden, die den Sarrakongs häufige Besuche abstatten. Der Häuptling gab mir folgenden Weg an: Hätten sie ihr Dorf, Arawayam, verlassen, dann gingen sie den ersten Tag bis zum Maurisi, einem Zufluss des Yuruani; am dritten Tag erreichten sie den Cuyara, der hier mit kleinen Kähnen befahren werden könnte; am vierten Tag kämen sie an den Fluss Cako, am sechsten an den Mazaruni und träfen am siebenten in dem Dorfe der Sarrakongs ein, von dem es noch drei Tagereisen bis zum Cumarow sei. Den ersten Tag erreichten sie den Yaraica, welcher dem Mazaruni von Osten her zufliesse, den nächsten Tag den Zinauwaru und am dritten Tag den Cumarow. Bringe ich nach diesen Angaben den gewöhnlichen Tagesmarsch eines Indianers in Anschlag und rechne die etwaigen Krümmungen der Zuflüsse des Mazaruni ab, so kann der nächste Punkt desselben nicht unter 50 Meilen nach Nord-Ost bei Osten vom Roraima entfernt liegen, was einen Unterschied von 28 Breiten und 42 Wegemeilen geben würde. Die nördliche Breite der Ostspitze des Roraima fand ich zu 5° 9′ 40″ und die Stelle, an welcher der Weg vom Roraima die Parallele durchschneidet, möchte etwa unter 5° 37′ nördl. Breite liegen, von wo aus man noch bis zum Cumarow in nordnordöstlicher Richtung drei Tagereisen hat. Wenn

ich nicht irre, so gibt Herr Hillhouse die Lage des Cumarowfalles zu 5° 12′ nördl. Breite an, und ich stimme daher mehr mit seiner Länge als in seiner Breite überein.

Den 26sten October verfolgten wir den südlichen Fuss einer Sandsteinhügelkette, die in ihrer Bildung ungemein viel Aehnlichkeit mit grossartigen und riesenhaften Befestigungen hatte. Später durchschnitten wir den Fluss Wene, worauf wir uns nördlich wandten und eine Erhöhung von ungefähr 300 Fuss hinaufstiegen, von der wir den Berg Zabang nach Süd-Ost hin vor uns liegen sahen, während sich das merkwürdige flachgedrückte Sandsteingebirge des Roraima, das man eher für Basalt gehalten, gleich einem Riesenwall in Nord-Nord-Osten erhob. Bald darauf mussten wir den Sattel des Amauparu überklettern, der so voller Spalten und dabei so steil war, dass wir mit der äussersten Vorsicht in die Vertiefungen treten mussten, die entweder von den Indianern ausgetreten oder eingehauen worden waren. Nachdem wir auf der andern Seite wieder herabstiegen, hielten wir an dem Fusse des Berges Waramatipu, der dicht bewaldet ist, sich etwa 700 Fuss erhebt und vermöge seiner dunkeln Belaubung beinah schwarz gegen den hellen mauergleichen Abhang des Roraima erscheint.

Zitternd vor Kälte erwachte ich am Morgen des 27sten October und fand meine Indianer um ein Feuer gekauert. Der Thermometer stand 58½° Fahrenh. Gegen Sonnenaufgang brachen wir unsere Zelte ab und setzten unsere Reise nach Nord-Nord-West hin fort, wo wir dann gegen 11 Uhr das Arécunadorf Arawayam Botte erreichten. Ganz gegen die Gewohnheit der Indianerdörfer, die ich früher gesehen, war dieses mit Pallisaden umgeben. Es

bestand aus drei viereckigen Hütten mit Giebeln; das Innere bildete eine runde Stube. Die Bewohner sagten, dass ich weiter nach dem Roraima hin keine Indianer mehr antreffen würde, da ihre Nachbarn eben eine Reise angetreten hätten. Wegen des schlechten Wetters, das eben eingetreten war, mussten wir acht Tage hier liegen bleiben. Nach zwei Beobachtungen, die einzigen, welche ich während dieser Zeit nehmen konnte, lag das Dorf unter 5° 4′ nördl. Breite. Das Roraimagebirge war beinah fortwährend in Wolken gehüllt und kein Tag verging, an dem wir nicht Gewitter gehabt hätten. Da ich mich über die Höhe und Entfernung, sowohl des Roraima als der übrigen Gebirge in meinem Gesichtskreise versichern wollte, so construirte ich mir eine Grundlinie und benutzte jede günstige Gelegenheit, die sich mir darbot, meine Beobachtungen zu wiederholen, um wenigstens ein mittleres Resultat zu erlangen.

Den 2ten November setzten wir unsere Reise in einer östlichen Richtung nach dem Roraimagebirge fort, und überschritten mehre dazwischen liegende Gebirgsrücken und Flüsse, die alle nach dem Yuruani hin flossen. Nur in der Nähe der Flussufer war die Vegetation kräftig, sonst ungemein spärlich. Nachdem wir 7 Meilen zurückgelegt, wendeten wir uns nach Nord-Osten, welche Richtung wir wieder bis zum Bache Doh beibehielten. Auffallend ist die Regelmässigkeit, mit welcher an dem Berge Kaimari eine Anzahl Felsenblöcke von verschiedener Grösse aneinander gereiht sind; hätte sie eine menschliche Hand nach der Schnur und dem Compass gelegt, sie würden keine geradere Linie haben bilden können. Ihre Richtung war Süd



RORAIMA.

bestand aus drei viereckigen Hütten mit Giebeln; das Innere bildete [illegible] Die Bewohner sagten, dass [illegible] keine Indianer mehr an[illegible] da ihre Nachbarn eben eine Reise angetre[illegible] Wegen des schlechten Wetters, das eben [illegible] war, mussten wir acht Tage hier liegen blei[illegible] Nach zwei Beobachtungen, die einzigen, welche [illegible] während dieser Zeit [illegible] konnte, lag das Dorf un[illegible] 5° 4′ nördl. Breite. Das Roraimagebirge war beinah [illegible] während in Wolken gehüllt und kein Tag verging, [illegible] wir nicht [illegible] hätten. Da ich mich [illegible] der Höhe [illegible], sowohl des Roraima als der übrigen Gebirge in meinem Gesichtskreise versichern wollte, [illegible] mir eine Grundlinie und benutzte [illegible] die sich mir darbot, meine Beobachtungen [illegible], um wenigstens ein mittleres [illegible] zu erlangen.

[illegible] setzten wir unsere Reise in [illegible] Richtung nach dem Roraimagebirge fort, [illegible] mehre dazwischen liegende Gebirgs[illegible] und [illegible], die alle nach dem Yuruani hin flossen. Nur in der Nähe der Flussufer war die Vegetation kräftig, sonst ungemein spärlich. Nachdem wir 7 Meilen zurückgelegt, wendeten wir uns nach Nord-Osten, welche Richtung wir wieder bis zum Bache Doh beibehielten. Auffallend [illegible] die Regelmässigkeit, mit welcher an dem Berge [illegible] eine Anzahl Felsenblöcke [illegible] einander gereiht sind; [illegible] nach der Schnur und [illegible] geradere Linie haben [illegible]



Kön. lith. Institut zu Berlin.

RORAIMA.

84° West, und verbreiteten sich ungefähr über eine Fläche von 1 Meile. Am Nachmittag durchschnitten wir den Bach Doh, der ungefähr 12 Yards breit ist und kurz darauf den Cukenam, der, obgleich seine Quellen nur drei Meilen von hier entfernt lagen, doch eben so breit ist. Vom Doh wandten wir uns ungefähr 4 Meilen nach Ost-Nord-Ost und waren um 6 Uhr Abends nur noch 1 Meile von den senkrechten Felsenwällen des Roraima entfernt, wo wir unser Lager in einer Höhle aufschlugen. Da das Gebüsch wegen des fortwährenden Regens ungemein nass war, so gelang es uns erst nach vielfachen vergeblichen Versuchen Feuer zu erhalten. Gegen Mitternacht stand der Thermometer auf 59° Fahrenh. Vor Sonnenaufgang und eine halbe Stunde nachher, war das Roraimagebirge von allen Wolken frei und wir konnten dasselbe in seiner ganzen Schönheit vor uns liegen sehen. Es erhob sich 3700 Fuss über das Arécunadorf Arawayam-Botte; seine senkrechten Wände haben eine Höhe von 1500 Fuss und der Gipfel überragt das Dorf um 5200 Fuss. Die Wände erheben sich so völlig senkrecht, dass man glauben könnte, sie seien mit dem Senkblei aufgebaut, und dennoch hängen hier und da niedrige Gesträuche an ihnen herab, die den rothen Felsen aus einiger Entfernung eine dunkle Färbung verleihen und glauben machen, sie wären durch den Einfluss des Wetters verändert worden. Die geologische Bildung besteht wie bei dem Berge Kaimari in dem ältern Sandstein. Vorzüglich merkwürdig sind die vielen Wasserfälle, die sich aus dieser ungeheuren Höhe herabstürzen und später in verschiedenen Richtungen den drei Hauptströmen von Südamerika, dem Amazonenstrom, dem Ori-

noko und Essequibo zufliessen. Die vier Gebirge, der Roraima, Cukenam, Ayang-Catsibang und Marima, bilden beinah ein Viereck, von dem der Roraima die höchste und südöstlichste Seite ist. Dieses Viereck nimmt ungefähr von Süd-Osten nach Nord-Westen eine Strecke von 10 geographischen Meilen ein. Die östlichste Spitze des Roraima liegt nach meinen Beobachtungen unter 5° 9′ 40″, während die nordwestlichste Seite des Ayang-Catsibang unter 5° 18′ nördl. Breite liegt. Ihre grösste Ausdehnung haben diese Berge zwischen dem Roraima und der westlichen Spitze des Irutibuh, sie beträgt 25 Meilen. In einer Entfernung von 2 Meilen nordwestlich vom Ayang-Catsibang erhebt sich ein anderer Felsenwall, der Irwarkarima, zu einer Höhe von 3600 Fuss, der sich besonders durch einen urnenförmigen Felsen auf seiner östlichen Spitze auszeichnet. Der Berg gibt gleichsam das riesige Piedestal von 3135 Fuss Höhe über dem Arécunadorfe ab, während die Urne 466 Fuss hoch, und an ihrer breitesten Basis 381 Fuss breit ist. Nach diesem Berge folgt der Wayacapiapa oder „gefällte Baum," den, nach der Tradition der Indianer, der Geist Macunaima bei seiner Reise durch diese Gegend umgehauen haben soll. Wayaca ist der niedrigste Punkt unter dieser Gruppe und hat viel Aehnlichkeit mit einem abgekuppten Obelisk; die drei Berge, Carauringtebuh, Yuruaruima und Irutibuh, schliessen die ganze Gruppe. Unter diesen ist der Carauringtebuh der höchste; er erhebt sich 4943 Fuss über das Arécunadorf. Der Roraima ist nur selten wolkenlos und ich sah ihn nur zweimal so. Der Umstand, dass sich von seiner nördlichen Spitze bis an die Küsten des atlantischen Oceans

dichte Waldungen erstrecken, während sich nach Süden hin ungeheure Savannen ausbreiten, mag viel zu der fortwährenden Nässe und zu den häufigen Gewitterstürmen, die hier herrschen, beitragen. Um das grossartige Aeussere dieser Gebirge mit ihren donnernden und schäumenden Wasserfällen, die sich aus einer Höhe von 1400 — 1500 Fuss herabstürzen und die, vorzüglich wenn sie durch einen Regen nach einem Gewittersturme angeschwollen sind, eine wahrhaft grossartige Scenerie bilden, erschöpfend beschreiben zu können, fehlen mir die Worte. Ich war so glücklich während eines solchen Gewittersturmes gerade an dem Kamaiba, dem grössten dieser Wasserfälle, zu sein. So berühmt auch der Staubbach der Schweizeralpen ist, so ist es doch immer nur ein einzelner Fall, während sich von dem Roraima, ausser den vielen kleinen, die sich nach einem Regen zeigen, fünf herabstürzen. Der benachbarte Icukenam hat eben soviel, und der Marima vielleicht noch mehr. Der letztere führt seine Gewässer dem Fluss Aruparu zu.

Das Roraimagebirge ist 3½ Meilen lang, dabei aber nur von unbedeutender Breite. Von seinem östlichen Abhang fliesst der Cotinga herab, der seine Gewässer durch den Takutu, Branko und Negro dem Amazonenstrom zuführt. Etwas weiter nördlich trifft man den Cuya, einen Nebenfluss des Cako, der sich durch den Mazaruni in den Essequibo ergiesst, und von der südwestlichen Seite des Roraima fallen mehre Flüsse in den Cukenam, der auf dem benachbarten Icukenam entspringt und mit dem Yuruani den Caroni bildet, der sich in den Orinoko mündet. Der Yuruani, den die Indianer als den Quellpunkt des

Caroni (Caroni-Yamu) ansehen, fliesst in zahlreichen Strömen an der nordöstlichen Seite des Icukenam herab und wird durch andere von der westlichen Seite und von dem Ayang-Catsibang (wörtlich: Lausekamm), Zarangtibuh und Irwarkarima vermehrt. Ebenso kommt auch der Fluss Aruparu in einer Menge Strömen von dem Felsenwall des Marima herab und verbindet sich, nach einem Laufe von vier Tagen, mit dem Cako Der Carauring, ein Nebenfluss des Yuruani, kommt von dem Berge Carauringtebuh. Der Cako, einer der Hauptarme des obern Mazaruni, hat seine Quellen auf der östlichen Seite des Irutibuh, während der Cama, der von der westlichen Seite herabfliesst, sich mit dem Apauwanga, einem Nebenfluss des Caroni, im Norden des Yuruani verbindet.

Auf den sumpfigen Savannen am Fusse dieser Gebirge wachsen eine Menge seltener und interessanter Pflanzen, unter denen sich besonders eine *Utricularia* auszeichnete, die ohne Zweifel den Preis in dieser Familie verdient. Ich nannte sie nach dem ausgezeichnetsten Reisenden Südamerika's, nach Baron Humboldt. Die Wurzel ist faserig und aus ihr schiesst ein, wohl auch zwei reniforme Blätter hervor. Der Stengel, von dunkelpurpurner Farbe, erhebt sich von 3—4 Fuss, und trägt mehre schön purpurne Blüthen von 2½ Zoll im Durchmesser. Die untere Lippe fällt gleich einem Kragen herab und ist etwa 2 Zoll breit; die obere Lippe oder Haube ist breit, nach ihrem Rande hin flach und breiter als ihr Gaumen, den sie überschattet. Eine andere Pflanze von grossem Interesse, die *Heliamphora nutans*, hat nach ihren Blättern viel Aehnlichkeit mit der *Nepenthes*, deren Blätter wie-

der in vieler Hinsicht denen der *Sarracenia variolaris* gleichen; nach der Blüthe aber wich sie bedeutend ab, da sie mehre Blüthen treibt und geflügelten Samen hat. Die Blüthe ähnelt unserm Schneeglöckchen und besteht aus 4—6 Kelchblättern[1]. Von nicht geringem Interesse war mir ein *Cypripedium*, das neben der *Utricularia* im sumpfigen Boden wuchs. Irre ich nicht, so ist es die erste südamerikanische Species. Sein haariger und blätterreicher Stengel, von 8 Fuss Höhe, trug an jedem Blumenstiel mehre Blüthen, die ebenfalls mit Haaren besetzt waren. Der Raum erlaubt es mir nicht alle die zahlreichen Pflanzen aufzuzählen, die ich in dieser merkwürdigen Gegend fand; eine aber muss ich noch erwähnen, es war eine *Cleistia* mit tief scharlachrothen Blüthen und Stamm und purpurrothen Blättern[2].

Wir kehrten jetzt über Arawayam nach Uruparu zurück, wo wir den 9ten November ankamen. Leider war aber das Fieber so stark unter meinen Begleitern ausgebrochen, dass ich die Reise nicht fortsetzen konnte. Der auffallende Abstand zwischen der gleichmässigen Temperatur auf ihren Savannen, wo der Thermometer selten mehr als um 10° oder 11° differirt, hatte den nachtheiligsten Einfluss auf ihre Gesundheit ausgeübt. Dort

1 Die Beschreibung und Zeichnung dieser sonderbaren Pflanze hat Herr Bentham in der Linnéischen Gesellschaft Band XVIII. p. 249 ihrer Verhandlungen geliefert.

2 Ausser den oben angeführten Blumen, zeichnet sich die Flora des Roraima besonders noch durch die *Vernonia dichocarpha*, *ehretifolia* (*spec.* neu *Benth.*), *Lipochaete scaberrima* (*spec.* neu *Benth.*), *Calea divaricata* (*spec.* neu *Benth.*), *Achyrocline flaccida*, *Hyptis membranacea*, *Rapatea*, *Kielmeyera*, *Sobralia*, *Odontoglossum* und mehre neue und noch unbestimmte Species von Orchideen aus.

auf den Savannen stieg der Thermometer gewöhnlich von 75° oder 78° auf 85° oder 95° im Schatten, während er hier auf dem Tafellande in der Nacht und am Morgen gewöhnlich von 60° oder 63° bis zum Mittag auf 105° bis 110° in der Sonne stieg, deren Strahlen wir auf dem Marsche fortwährend ausgesetzt waren. Zu diesem auffallenden Wechsel der Temperatur kamen noch die fortwährenden Nebel und Regengüsse, die uns seit vier Wochen unablässig verfolgt hatten und die den Ausbruch des Fiebers nur zu sehr unterstützten, so dass ich mich nur wundern musste, wie ich diesem bis jetzt hatte entgehen können. Lebhaft fühlte ich, dass ich diese armen Menschen ihrem Schicksale unter Fremden nicht überlassen dürfte; sie hatten mir vertraut, ihre Heimath, Weiber und Kinder verlassen, um mich zu begleiten, und da es mir bisher immer geglückt war, ihren Krankheiten wirksam zu begegnen, so war ich auch jetzt fest entschlossen bei ihnen zu bleiben, und Alles anzuwenden, was in meinen Kräften stand, um ihre Krankheit zu heben. Während dieser Zeit benutzte ich jede Gelegenheit, Erkundigungen über meine fernere Reise einzuziehen, worauf ich den Entschluss fasste, diese von hier nach Süd-West fortzusetzen, in welcher Richtung wir, nach den eingezogenen Nachrichten, den Parima am neunten Tage erreichen sollten.

Nachdem wir uns 25 Tage in den Umgebungen des Roraima aufgehalten, brachen wir endlich gegen Esmeralda am Orinoko auf und erreichten, nachdem wir 30 Meilen in südlicher Richtung rückwärts gegangen waren, das Sandsteingebirge des Humirida.

Der Morgen des 21sten Novembers war einer der

kältesten, die ich noch in Guiana erlebt hatte; der Thermometer stand um 6 Uhr Morgens auf 59⁰. Um 7 Uhr 20 Minuten brachen wir auf und stiegen den Tariparu, einen der südlichsten Punkte der grossen Sandsteinkette, die wir erst kürzlich durchschnitten hatten, herab. Der Tariparu liegt in der Nähe des Berges Kinotaima, den wir gerade einen Monat früher überschritten. Der Weg über denselben ist nicht allein höchst ermüdend, sondern an vielen Stellen auch wegen der zahlreichen Quarzblöcke und der Menge Abgründen zu beiden Seiten, äusserst gefährlich. Glücklicherweise erreichten wir ohne irgend einen Unfall den Maese, einen kleinen Fluss am Fusse des Tariparu, wo wir frühstückten: der Gipfel des Arawayang lag von hier Süd 61⁰ Ost.

Am 22sten November überschritten wir den Arawayang in einem Sattel, der den Gipfel mit der benachbarten Gebirgskette verbindet. Da schon die Passage über den Sattel an und für sich höchst ermüdend war, so freuten wir uns um so mehr, nicht genöthigt gewesen zu sein, statt diesem, den eigentlichen Gipfel überschreiten zu müssen. Von dem Höhepunkte des Sattels genossen wir eine herrliche Fernsicht; nach Süd-West erhob sich der Mairari, an dem wir einen Monat früher vorbeigegangen waren, der Zarumaika, der Mampang und Tarenni, die wir in einigen Tagen zu passiren hatten. Bei dem Herabsteigen auf der entgegengesetzten Seite mussten wir mehre Flüsse überschreiten, die sich in den Inkarama, einen Zufluss des Muyang, ergiessen. Nachdem wir etwa 2000 Fuss bergab gestiegen, kamen wir in ein Bergthal, in dem der Warampa, ein zweiter Nebenfluss des Inkarama,

einen ganz hübschen Wasserfall bildete. In der Nähe des Zusammenflusses dieser beiden Gewässer stiessen wir auf ein Indianerdorf, das aber verlassen war; einige der Baumwollenstauden waren förmlich mit Baumwolle beladen, die meine Indianer sorgfältig sammelten. Den Inkarama mussten wir durchwaten; er war hier ungefähr 20 Yards breit, und nur unter dem angestrengtesten Suchen konnten wir am entgegengesetzten Ufer den Pfad wieder auffinden, da er ganz von Gebüschen verdeckt wurde; jetzt hatten wir den Saraurayeng zu besteigen. Von seinem Gipfel aus überblickten wir nochmals die vereinzelten Berggruppen, die die Savannen begrenzen, unter denen wir deutlich den Muritibuh mit seiner thurmähnlichen Spitze unterscheiden konnten. Der weisse Quarz, den ich hier fand, lag in regelmässigen Schichten von Nord 8° West. Vor dem Frühstück stiessen wir auf einige Macusihütten, an denen wir anhielten und uns einige Yamswurzeln einhandelten, die eine willkommene Zugabe zu unsern Lebensmitteln bildeten. Der Mairari lag Süd 59° Ost. Am Nachmittag überschritten wir den Zama, einen Nebenfluss des Muyang, und gingen dann über ein Tafelland in südlicher Richtung, das sich nur unbedeutend über das Thal des Zuruma erhob. Ein menschliches Skelett, das wir hier in der Nähe einer wahrscheinlich niedergebrannten Hütte fanden, setzte uns in Erstaunen. Es musste bereits Monate hier gelegen haben, denn die Knochen waren schon gebleicht und die Aaskrähen hatten längst ihr Werk vollbracht. Wir glaubten natürlich, dass der arme Mann bei dem Feuer, das seine Hütte verzehrt hatte, umgekommen sei, bis wir am Abend einer Partie Macusis begegneten, die nach den Sa-

vannen wollte, um dort Salz zu sammeln, die uns denn erzählten, das Skelett gehöre einem Manne ihres Stammes, der blind gewesen und dessen erwachsene Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sich eben mit in ihrer Gesellschaft befänden.

Wie diese erzählten, so hatte sie der arme Mann überall hin begleitet, und obschon er auch ohne ihre Hülfe früher den Weg auf ihr Fruchtfeld hin und zurück gefunden hatte, so musste er doch auf einer dieser Excursionen zurückgeblieben sein und den Weg verloren haben. Bei der so gewöhnlichen Sorglosigkeit der Indianer, hatten ihn seine Kinder erst nach zwei Tagen aufgesucht, nirgends aber eine Spur von ihm finden können, sich nun nicht weiter um ihn bekümmert, bis man später zufällig sein Skelett entdeckt hatte. Nach dem Achernar befanden wir uns am Abend unter 4° 18′ nördl. Breite.

Am 23sten November hatten wir das Flussgebiet des Zuruma oder Zurung erreicht, und indem wir nach Süd-Ost hin gingen, überschritten wir zweimal den Yanau, einen seiner kleinen Nebenflüsse, der in ost- bei südlicher Richtung nach den niedrigen Savannen hinfliesst, die wir um 1 Uhr Nachmittags betraten. Der Zuruma war etwa 50 Yards breit und eine Menge Felsendämme, die denselben durchschnitten, bildeten zahlreiche Wasserfälle. Diese Felsendämme scheinen das Verbindungsglied zwischen den Gebirgszügen des Mampang und Muritibuh im Süden zu sein. Wir verfolgten eine Zeit lang den Lauf des Zuruma in südsüdöstlicher Richtung, bevor wir eine Furt zum Durchwaten finden konnten. Später wandten wir uns nach Süd-Westen und erreichten, ungefähr 2 Meilen von dem Fusse

des Mampang, einen herrlichen Wasserfall, welchen der kleine Fluss Marai-Kawana, indem er sich über eine Höhe von 300—400 Fuss herabstürzt, bildet. Das Thal des Zuruma erweitert sich nach Süd-Süd-Ost hin, wo es vielleicht 5 Meilen breit sein mag. Wir befanden uns nun in dem Lande der Wapisianas und hielten für die Nacht an einem ihrer Dörfer.

Unser Weg war von jetzt an ganz mit Granitblöcken überstreut, was unsern Marsch ungemein ermüdend machte. Um 8 Uhr überschritten wir den Warauwayang, einen Nebenfluss des Marua, den Parima der Karten. Er war hier ungefähr 36 Yards breit, und nach der Angabe der Indianer soll er seine Quellen in Nord-Nord-Westen, in der Nähe des Berges Ucaraima haben. Sie nennen ihn Marua und nicht Parima, unter welchem Namen, oder vielmehr Paruima, sie den Rio Branko der Karten, von seinen Quellen (Urariquira) bis zu seinem Zusammenfluss mit dem Rio Negro verstehen. Er ist förmlich mit Felsenstücken angefüllt, weswegen wir ihn auch, ohne bis an den Gürtel im Wasser waten zu müssen, leicht überschreiten konnten. Das Gras am entgegengesetzten Ufer war ziemlich hoch und mein Steuermann Peterson wäre beinah von einer Klapperschlange gebissen worden, auf die er unvorsichtig getreten war. Um sie nicht entfliehen zu lassen, steckten die Indianer das Gras in Brand. Am Fusse des Marua schlugen wir unser Lager auf und fanden zwei Hütten, die von Wapisianas bewohnt wurden; der grössere Theil der Bewohner war nach den Savannen gegangen, um Salz zu sammeln.

Da der 25ste November gerade ein Sonntag war, so

bestimmten wir ihn zur Ruhe. Nach der Angabe der Indianer sollten sich 12 Meilen vom Marua in südöstlicher bei östlicher ½ östlicher Richtung einige höchst merkwürdige Granitfelsen befinden, die sie Tamurumu[1] nennen. Den höchsten dieser Felsen, der unter ihnen „das Haus des Geistes Macunaima" heisst, beschrieben sie mir als 300—400 Fuss hoch, und sagten: dass er ganz mit Hieroglyphen, gleich den Felsen an den Fällen zu Waraputa und zu Temehri, wie überhaupt am Corentyn, bedeckt sei. Leider wurden wir verhindert diese Felsen zu besuchen, da einer meiner Leute von einer Klapperschlange gebissen worden war. Er wurde besinnungslos hereingebracht. Ich liess die Wunde, die sich über der Arterie des Schenkels befand, augenblicklich wechselsweise von zwei starken Männern aussaugen und tüchtig mit Salz und süssem Oel einreiben, das ich dem Mann auch einzuflössen befahl, und unterband ihm das Bein dicht über der Wunde. Als er wieder zur Besinnung gekommen, klagte er nicht allein über stechende Schmerzen in dem verwundeten Theile, sondern auch in der Seite, unter den Armen, und über Schwäche im Gesicht und Schwindel. Sein Puls war schwach und unregelmässig, und ich musste für sein Leben fürchten, vorzüglich da die frühere Erstarrung zurückkehrte und er Blut aus dem Magen auswarf. Ich gab ihm nun eine Dosis Castoröl (*Oleum Ricini*) und liess ihn in Decken wikkeln, um den Schweiss hervorzurufen, der auch nach einer

1 Dies ist ohne Zweifel der corrumpirte Name von Tapu Mereme, „bemalter Felsen", in der Maypuresprache. Herr von Humboldt entdeckte einen ähnlichen Felsen auf einer Savanne einige Meilen von Encaramada.

Stunde in hohem Grade ausbrach und seine Schmerzen vielfach milderte. Er erzählte uns, dass beim Fischen die Schlange auf ihn losgeschossen sei und ihn zweimal gebissen habe. Er hatte schon früher einmal dasselbe Unglück gehabt und gab mir an, dass er damals durch das Trinken von Frauenmilch gerettet worden sei. Diese wurde ihm auch jetzt gereicht, wobei wir zugleich Alles anwandten, um den Schweiss zu unterhalten und die Wunde fortwährend mit süssem Oel rieben. Der Schenkel war nur unbedeutend geschwollen, die Augen aber mit Blut unterlaufen und seine Sehnerven offenbar angegriffen; seine Glieder blieben steif und er klagte bis zur Nacht über Schwindel.

Am Morgen des dritten Tages war er wenigstens in soweit wieder hergestellt, dass ich ihn der Pflege seiner Verwandten überlassen und am nächsten Tag meine Reise fortsetzen konnte. Nach der Meridianhöhe des Fomalhaut lag das Dorf 3⁰ 57′ 40″ nördl. Breite, wonach wir den Marua unter 4⁰ nördl. Breite, ungefähr 20 Meilen nördlich von seinen Quellen in dem Ucaraimagebirge, überschritten hatten; es findet sich daher in den jetzigen Karten ein bedeutender Irrthum, da auf diesen die Lage derselben ganz anders angegeben wird.

Nachdem wir unserm Reconvalescenten eine Quantität Reis, der während der drei nächsten Tage seine einzige Nahrung sein sollte, zurückgelassen, setzten wir unsere Reise nach Süd-Süd-West und Süd während 40 Meilen über Savannen hin fort, wobei wir den Gebirgszug zu unserer Rechten in einer Entfernung von 15—20 Meilen liegen liessen. Seine Hauptrichtung erstreckte sich von Ost

nach West. In Süden sahen wir mehre vereinzelte Berggruppen, unter denen die des Cawaibassi die höchste zu sein schien. Der Berg Wawatibuh lag am Morgen nach Süd-Süd-West, wobei sein südlicher Fuss von dem Wasser des Maiyari bespült wurde. Am Nachmittag hatten wir den Tupae-engtibuh und Waikamantibuh in Westen. Indem sich der Fluss Maiyari diesem letztern Berg nähert, wird er durch diese Gruppe etwas östlich gedrängt. Wir überschritten den Maiyari unter 3° 33′ nördl. Breite, wo er ungefähr 130 Yards breit ist, und indem wir nach West-Süd-West hingingen, erreichten wir am nächsten Tag das Macusidorf Curutza, das aus drei runden Hütten bestand, die von etwa 50 Indianern bewohnt wurden. Der Ort lag 3 Meilen von dem Parima oder Rio Branko und ungefähr 12 Meilen von der Vereinigung des Maracca mit dem Branko, südsüdöstlich. Der Maracca ist nach der Angabe der Indianer kein eigentlicher Fluss, sondern ein blosser Arm des Parima, der sich etwas höher hinauf von ihm abtrennt und hier wieder in denselben zurückfällt, wodurch er eine bedeutende Insel bildet. Von den Dörfern Canceicão, Cajucaica und San Ioaõ Baptista, die man in seiner Nähe auf den neusten Karten verzeichnet findet, konnte ich nirgends eine Spur entdecken.

Die Zahl der Frauen zu Curutza überstieg die der Männer um ein Bedeutendes, und demnach war auch bei ihnen die Vielweiberei eingeführt. Ein bejahrter Mann hatte sogar drei, von denen zwei Schwestern waren, die er erst vor nicht langer Zeit geheirathet hatte, und von Beiden war er schon mit Kindern beschenkt worden. Der Häuptling des Stammes besass eben so viel; die eine, schon

hoch in Jahren, schien offenbar die Herrschaft über den Hausstand zu führen, ungeachtet der grössern Reize ihrer Nebenfrauen, die ihre Töchter hätten sein können.

Während der Tage vom 1sten — 3ten December gingen wir nach West-Nord-West, wobei wir den Berg Tupae-engtibuh, den ich zu 3000 Fuss über der Savanne schätzte, etwa 8 Meilen nach Süden hin liegen liessen. Er bildet einen wallgleichen Felsengürtel, der spärlich mit Wald überdeckt ist. Waikamantibuh, der zu derselben Gruppe gehört, ist spitzer und regelmässiger geformt. Am Nachmittag überschritten wir die Flüsse Avariapuru und Warapapura, die sich in einem Zwischenraum von einer halben Meile mit dem Parima verbinden.

Gegen vier Uhr Nachmittags erreichten wir ein Zaparadorf mit Namen Sawai Kawari, wo wir eine Versammlung von 60 Indianern, so wohl Purigotos als andere, die sich vom Uraricapara, Merewari, Orinoko und Paraba, einem Nebenfluss des Caroni, eingefunden hatten, antrafen. Ich erkannte in dem Häuptling, einem Purigoto, denselben Burschen, der, drei Jahre früher, Herrn Brotherson über Lieutenant Haining und mich, während dieser im Fort Saõ Joaquim wegen Krankheit zurückgehalten wurde und wir den obern Rupununi untersuchten, so viele Lügen aufgebunden hatte. Ich musste fürchten, dass auch hier nicht Alles richtig stand, und dass er die armen Indianer, die ihn begleiteten, und die nach seiner Aussage mit ihm nach Pirara und dem Corentyn wollten, hinter das Licht führte. Ich fand unter ihnen auch einige Oewakus, die in einem ganz wilden Zustande an den Quellen des Uraricapara leben, denn sowohl die Männer als die Frauen

gehen ganz nackt. Ihre Hütten schaffen sie von einem Ort zum andern, da sie für keinen bestimmten Ort eine Vorliebe hegen. Nahet sich ein Fremdling ihren Wohnungen, so ergreifen sie augenblicklich die Flucht; selbst hier zeigten sie sich ungemein schüchtern. Sie massen ungefähr 4 Fuss 10 Zoll — 5 Fuss, waren schmächtig und hatten kleine Augen, im Allgemeinen lange Gesichter und eine hellere Farbe als die übrigen Indianer. Ganz verschieden von ihnen zeigten sich die Maiongkongs und Mauitzis, die, wenn ich nicht irre, Schwesterstämme sind und den Merewari und Paraba bewohnen. Sie massen 5 Fuss 8 Zoll — 5 Fuss 10 Zoll; sie haben runde Gesichter, nahe aneinander liegende und dabei etwas schräg geschlitzte Augen, eine kleine zurückgedrückte Stirn; ihre Figur ist gedrungen und muskulös, ihre Augenwimpern sind lang, aber sowohl die Augenbrauen als den Bart reissen sie aus. Schon die Weiber der Cariben, so wie die einiger andern Stämme Guiana's, besitzen eine förmliche Manie, eine künstliche Vergrösserung ihrer Waden hervorzurufen, zu welchem Zwecke sie auch den jungen Mädchen fest anschliessende Bänder unter dem Knie anlegen; — diese Maiongkongs hatten aber nicht allein solche Bänder um die Beine, sondern auch um die obern Theile ihrer Arme, an denen sie zugleich Armbänder von ihren eigenen Haaren trugen. Statt der Halsbänder waren sie mit einem Bündel zierlicher Stengel eines Farrenkrautes, das sie Zinapipo nannten, und dem sie Zauberkräfte beimassen, geschmückt. Ihre Leibgürtel, die mit Fransen behängt und roth gemalt waren, hatten sie selbst verfertigt. Sowohl dem Anzug als dem Aeussern nach haben die

Mauitzis viel Aehnlichkeit mit den Maiongkongs; die Guinaus dagegen, von denen auch einige gegenwärtig waren, haben ovale Gesichter, kleine Köpfe, scharfe Gesichtszüge, hohe Backenknochen und einen schwermüthigen Ausdruck. Die grössere Zahl dieser Versammlung bestand in Männern, da die Frauen noch erwartet wurden.

Da ich hörte, dass sie die Reise zu Lande fortsetzen wollten, so schlug ich dem alten Purigoto vor, mir die Corials zu verkaufen. Anfänglich wandte er Alles an, um mich von meinem Vorhaben, weiter vorwärts zu dringen, abzubringen. Er suchte uns zuerst durch die Furcht vor Hunger und Krankheiten, die an dem Parima und Uraricapara herrschen sollten, abzuschrecken, und als dies nicht die gewünschte Wirkung auf uns ausübte, erzählte er uns wer weiss was für schreckliche Geschichten und Unfälle, die uns alle befallen würden; endlich aber, da auch dies nichts half, ging er, durch Geschenke u. s. w. gewonnen, in meinen Vorschlag ein, und ich vermochte sogar einige Maiongkongs, die, wie ich fand, aus der Gegend des Orinoko kamen, mich mit der Erlaubniss des alten Häuptlings zu begleiten.

Nach den Meridianhöhen des α der Cassiopeia und des α des Eridanus, lag das Dorf unter 3^0 35′ nördl. Breite. Während ich meine Beobachtungen aufnahm, umstanden mich die Indianer mit offenen Augen und Munde, denn sie glaubten wir vollbrächten eben einen Zauber. Der alte Purigoto wollte auch hier seine Wichtigkeit an den Tag legen und zeigen, dass ihm unsere Beschäftigung nicht ganz fremd wäre, denn er wies auf mehre Sterne hin und nannte sie mit Namen — den Achernar nannte er Irika;

die drei Sterne in dem Gürtel des Orion, Kaikara; den Aldebaran, Wauyari-Yutta; die Pleiaden, Yumang; die Capella, Yawaiva.

Am Morgen des vierten Decembers traf mich ein Unfall, der mich in Bezug auf meine astronomischen Beobachtungen bitter schmerzte; denn als ich meine Uhr aufzog, sprang die Kette, und wir waren von jetzt an ohne jeden Zeitmesser; ein Missgeschick, dem ich auf keine Weise abhelfen konnte; denn hätte ich auch Jemand nach der Kolonie zurückschicken wollen, es wären wenigstens zwei Monate vergangen, bevor mein Bote hätte zurückkehren können, und dann war die trockene Jahreszeit vorüber. Ich entschloss mich daher vorwärts zu dringen und mir so gut zu helfen, als es irgend gehen wollte; freilich mussten wir die Zeit von jetzt an nach ungefährer Schätzung bestimmen. In Guiana sollte sich der Reisende stets mit dreifachen Instrumenten, und zwar immer mit den besten, versehen. Leider waren meine Verhältnisse ganz eigenthümlicher Art und ich musste schon an und für sich die schwersten Opfer bringen, um nur die übrigen Instrumente zu erhalten, weswegen ich auch nicht einmal daran denken konnte, mir Dupplicate zu verschaffen; und obgleich ich von Pirara aus wenigstens nach einer zweiten Uhr geschrieben hatte, so habe ich diese doch nie erhalten.

Am 5ten brachen wir um 9 Uhr 30 Minuten nach Süd-Süd-Westen auf, und erreichten nach einer Stunde den Zusammenfluss des kleinen Flusses Paparu mit dem Parima, wo wir die verheissenen vier kleinen Corials des Purigoto vorfanden. Wir waren eben damit beschäftigt, eins derselben zu beladen, als dieser selbst mit seinen Leuten uns nachkam

und erklärte, dass er seinen Entschluss geändert und uns nur ein Corial lassen könnte, denn er wolle selbst zu Wasser nach Pirara gehen. Da ein einziges uns nichts helfen konnte, so war ich augenblicklich entschlossen unverrückt auf unserm Uebereinkommen zu verharren, und ein zweites selbst mit Gewalt zurück zu behalten; doch ehe ich mich noch dahin ausgesprochen, hatte er sich schnell der zwei kleinsten bemächtigt und fuhr mit ihnen auf und davon. Nur die Befürchtung, dass man falsche Nachrichten über mich unter den Indianern verbreiten möchte, konnte mich abhalten unsere Flinten zu gebrauchen. Nachdem er sich entfernt, hiess ich meinen Leuten einige Bäume umzuhauen, um Ruder daraus zu machen und überhaupt Alles herzustellen, damit wir auf den uns noch gebliebenen Corials die Reise fortsetzen könnten. Bald sah ich meine ganze Mannschaft in Thätigkeit, und schnell hatte unser Lager das Aussehen eines Schiffswerfts erhalten.

Am 6ten waren unsere Corials gegen Mittag fertig. Nach den Berichten, die ich von den Maionkongs eingezogen, von denen einer ganz genau mit den Gegenden in der Nähe des Orinoko bekannt war, und mir von dem Cassiquiare, dem Maravacagebirge und dem Fluss Entuari (Ventuari) erzählte, hielt ich es für das Beste, lieber dem Parima, statt dem Uraricapara zu folgen, wie ich früher entschlossen gewesen. Gegen halb 2 Uhr fuhren wir in den Parima ein, fanden ihn hier ungefähr 300 Yards breit, aber vielfach durch Felsen eingeengt, die eine ganze Reihe Stromschnellen bildeten. Der Lauf des Flusses war beim Hinaufsteigen Süd 40° West. Kaum waren wir unter den Stromschnellen, als ich auch bemerkte, dass das Co-

rial überladen war, wodurch ich genöthigt wurde, zwei meiner Leute zurückzuschicken. Unser gebrechliches Fahrzeug schöpfte aber dessen ungeachtet, sobald wir in die Wogen der Stromschnellen einfuhren, so viel Wasser, dass wir an der Mündung des Yurumé landen mussten. Ich liess augenblicklich einen Wanussuribaum (*Cecropia peltata*) umhauen und zwei Seitenplanken für unsere Satzborde daraus machen, die, obgleich sie gerade nicht unsere Fahrt beschleunigten, dieselbe doch wenigstens sicherer machten und die Mannschaft vor dem Durchnässen schützten.

Der Yurumé verbindet sich mit dem Parima von Nord-West her. An seiner Mündung ist er seicht und vielfach duch Sandbänke und Felsen eingeengt. Seine Breite beträgt hier ungefähr 100 Yards. In den portugiesischen Vermessungen wird er unter dem Namen Idome angeführt; die jetzigen Indianer nennen ihn aber Yurumé. Von dem Dorfe San Joaõ Baptista, das man noch auf den letzten Karten verzeichnet findet, war jetzt auch keine Spur zu entdecken. Der Vereinigungspunkt liegt nach meinen Beobachtungen unter $3^0\ 30'\ 40''$ nördl. Breite und weicht daher nur wenig von der Lage in den neuesten Karten ab, die auf portugiesische Vermessungen gegründet sind.

Eine ganze Reihe von Wasserfällen, auf die wir am 7ten December stiessen, liess uns nur langsam vorwärts rücken, und bei den Fällen von Marari, Tiatiapang, Arukiama und Matiripang, waren wir sogar genöthigt, die Corials auszuladen und das Gepäck über das Land zu tragen.

Während der drei letzten Tage waren wir nur 14 Meilen in gerader Richtung vorwärts gedrungen, und da ich die

Höhe über den Yurumé zu 110 Fuss schätzen konnte, so gab dies 8 Fuss Fall auf die Meile.

Ungefähr um 9 Uhr Vormittags erreichten wir die Mündung des Uraricapara, der 80 Yards breit sein konnte. Sein Wasser hat dieselbe Farbe wie das des Parima, mit dem er auch in Rücksicht der Strömung übereinstimmt, nämlich 3 Meilen in der Stunde.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatten die Spanier auf seinem rechten Ufer, etwas weiter aufwärts, eine kleine Festung, Santa Rosa, die aber schon damals verlassen und mit Gebüsch überwachsen war, als im Anfange dieses Jahrhunderts die portugiesischen Feldmesser diese Gegend besuchten. Diese kleine Festung lag unter 3⁰ 50′ nördl. Breite. Wäre ich nicht den Maiongkongs begegnet, die mich jetzt begleiteten, dann würde ich auf den Rath des Herrn von Humboldt, anstatt auf dem Parima vorzudringen, den Uraricapara hinaufgestiegen sein; da aber alle meine Begleiter darin übereinstimmten, dass ich die oberen Gegenden dieses Flusses unbewohnt finden würde, und sogar dann eine weite Strecke nach Westen über das Land gehen müsste, so änderte ich meinen frühern Entschluss und folgte dem Laufe des Parima. Die Richtung des untern Stromgebietes des Uraricapara ist Süd 46⁰ Ost, wobei er von Nord-West herzukommen scheint; in der Nähe seiner Vereinigung drängen ihn aber einige Hügel nach Süd-West. Nach den Beobachtungen der letzten Nacht, liegt seine Verbindung mit dem Parima unter 3⁰ 20′ nördl. Breite.

Bevor der Uraricapara in den Parima fällt, ist der letztere ungefähr 200 Yards breit, und nicht weit von ih-

rer Verbindung durchschneidet dieselbe Felsenrippe, welche auch den Uraricapara durchzieht, ebenfalls den Parima und bildet zwei grosse Wasserfälle. Der Purumamé Imeru ist ohne Zweifel einer der grössten Fälle Guiana's, da er sowohl an Ausdehnung als an Grossartigkeit den Wilhelms Catarakt im Essequibo, wie auch die Fälle im Corentyn übertrifft. Dieses für die Schifffahrt fast unübersteigliche Hinderniss scheint daher zu entstehen, dass der Fluss seinen Weg mit Gewalt durch die Hügelkette erzwungen hat, die ich schon früher erwähnte. Er wird hier bis auf 50 Yards zusammengedrängt, theilt sich in zwei Ströme, und stürzt sich dann aus einer Höhe von 40—45 Fuss herab; die ganze Breite des Flusses betrug an dem Falle kaum mehr als 10 Yards, obschon sie während der Regenzeit gewiss viel bedeutender sein mag. Etwas weiter hin stösst man auf einen zweiten Fall von ungefähr 25 Fuss Höhe; diese beiden zusammen mögen sich aus einer Höhe von 70—75 Fuss herabstürzen. Da sich uns kein anderer Ausweg zeigte, so mussten wir unsere Corials über die Hügelkette ziehen, die sich ungefähr 350 Fuss über den Fluss erhob. Freilich war dies keine leichte Arbeit, da wenigstens ein Drittel des Wegs beinah unter einem Winkel von 60^0 aufstieg, auf dem die Indianer einen Pfad ausgehauen hatten; ungeachtet dieser Schwierigkeiten hatten wir die Arbeit gegen vier Uhr Nachmittags glücklich beendet, und konnten uns wieder oberhalb der Fälle einschiffen, wo wir noch eine halbe Meile bis zu einer bequemen Lagerstelle vorwärts drangen. Nach der Meridianhöhe zweier Sterne, befanden wir uns unter 3^0 18′ 20″ nördl. Breite.

Am 11ten December fuhren wir an der linken Seite

der Mündung des Armes vorüber, der den Namen Maracca, „Klapper“ in der Macusisprache, führt; er ist ungefähr 100 Yards breit und theilweise durch eine Insel verstopft. Wie ich schon vorher angab, fliesst dieser Arm nach Ost-Nord-Ost hin und vereinigt sich wieder ungefähr 36 Meilen weiter östlich mit dem Parima. Der Hauptstrom oder eigentliche Parima floss, nachdem sich dieser Arm von ihm abgetrennt hat, wieder nach Süd-Süd-Westen, und bald lag ein neuer Wasserfall, der Emenari, vor uns, bei dem wir unsere Corials abermals ausladen und das Gepäck sammt den Corials gegen 600—700 Yards über das Land tragen mussten. Eine Meile oberhalb dieses Falles verbindet sich in südlicher Richtung ein zweiter Arm wieder mit seinem Hauptstrom, der sich 20 Meilen weiter aufwärts von ihm abgetrennt hat. Meine Indianer meinten, folgten wir diesem, so würde uns dies viel zu weit nach Norden bringen, wie wir auch nicht auf das Zaparadorf stossen würden, das wir noch im Laufe des Tages erreichen wollten.

Um 1 Uhr kamen wir auch dort an und fanden das Dorf auf einer höchst wilden Stelle erbaut, zu der man wegen der Fälle und Stromschnellen, die sie umgaben, beinah gar nicht gelangen konnte. Die männlichen Individuen des Dorfes waren so abscheulich hässlich, dass wir sie die Fratzen nannten. Die meisten unter ihnen schienen an entzündeten Augen zu leiden, viele schielten ganz abscheulich und andere litten offenbar an der Wassersucht. Ihre Stimmen waren dabei kreischend und höchst unangenehm; nur der Häuptling machte von allen diesen Gebrechen eine rühmliche Ausnahme. Je hässlicher aber die Männer wa-

ren, um so hübscher zeigten sich die Frauen; ja ich bemerkte unter ihnen ein Mädchen, dem ich unbestritten unter allen Indianerinnen, die ich bisher gesehen hatte, den Preis ertheilen musste. In den drei Hütten, die das Dorf bildeten, mochten etwa zusammen 40 Menschen leben. Die Hütten waren rund, nett mit Palmenblättern bedeckt, aber nicht wie die Hütten der Macusis oben zugespitzt; sie besassen eine besondere Oeffnung für den Rauch. Das Innere war ziemlich sauber, das einzige Lobenswerthe an ihnen.

Die Zaparas scheinen aus der Vermischung der Macusis mit den Arécunas entsprungen zu sein. Sie bewohnen hauptsächlich das Tupae-eng- und Waikamanggebirge, obschon man auch einige ihrer Dörfer am Parima antrifft, wovon unser jetziger Aufenthalt ein solches war. Der ganze Stamm zählt vielleicht 300 Individuen. Ihrem Aeussern nach unterscheiden sie sich nur wenig von den Macusis, nur möchte man sie schlanker und nicht so kräftig als diese nennen. Obgleich ich keine Gelegenheit hatte, einige Wörter aus ihrer Sprache zu sammeln, so muss ich sie nach dem, was ich von ihr hörte, für einen blossen Dialect der Arécuna- und Macusisprachen halten. Da sie selbst Mangel an Lebensmitteln litten und uns daher auch nur ein Bündel Bananen geben konnten, setzten wir unsere Reise am nächsten Morgen wieder fort.

Die Tage vom 12ten—14ten December mussten wir uns unter ungeheurer Arbeit und Mühe durch eine ganze Reihe von Fällen und Stromschnellen hindurcharbeiten, so dass wir auch kaum jeden Tag mehr als 3—4 Meilen in westlicher Richtung zurücklegen konnten. An einigen

Stellen wurde der Fluss durch steile Hügel begrenzt, die bis zum Wasserspiegel herabreichten, während er sich an andern wieder 2 bis 3 Meilen ausbreitete und dicht mit Inseln bedeckt war. Er ist ungemein fischreich und unter seinen Bewohnern zeichnen sich besonders der Haimara, verschiedene Silurideen, vorzüglich der *Pimulodus*, und viele andere aus; auch der elektrische Aal (*Gymnotus electricus*) findet sich in Menge, und meine Indianer schossen mehre mit den Bogen, die 5—6 Fuss massen. Während wir die Fälle überschritten, wurden meine Indianer sehr häufig förmlich durch ihre Schläge betäubt; sie sind essbar, aber zu fett um gesund zu sein. Einer, der 5 Fuss 9 Zoll lang und 14 Zoll dick war, wog 22 Pfund. Die Macusis nennen den Zitteraal Yaringra, die Guinaus Yarimina und die Maiongkongs Arina.

Am Morgen des 17ten Decembers fuhren wir an der Mündung des Uruwé vorüber, der dem Parima von Nord-Westen her zuströmt. Er scheint von derselben Grösse wie der Yurumé; fünf Tagereisen oberhalb seiner Mündung wird er von den Kirischanas bewohnt. Am Mittag landeten wir an einem Dorfe der Wáiyamaraindianer, worauf wir nach der Angabe unserer Führer, während der nächsten 18 Tage kein Dorf wieder erreichen würden; es war daher nöthig, uns mit neuen Lebensmitteln zu versehen, denn unser Vorrath war fast gänzlich aufgezehrt.

Das Dorf lag in einiger Entfernung vom Flusse. Es bestand aus zwei Hütten und den Ruinen einer dritten, die vor Kurzem erst niedergebrannt sein musste. Der Häuptling empfing uns auf einem niedern Stuhl sitzend, während ihn die übrigen Männer, mit ihren Kriegskeulen be-

waffnet, umstanden. Nachdem er das, was unsere Führer über uns zu berichten hatten, angehört, rollte er einige Tabaksblätter in die innere Rinde des Kakarallybaums (*Lecythis ollaria*) zu einer Cigarre zusammen, zündete diese an, und als er einige Züge gethan, reichte er mir dieselbe. Obgleich ich kein Raucher bin, so musste ich doch hier auch einige Züge thun, worauf ich sie unserm Führer gab. Diese Gewohnheit, obschon so gewöhnlich unter den Indianern Nordamerikas, war mir bis jetzt noch nie unter den Indianern von Guiana aufgestossen. Ausser mehren Bewohnern, die eben bei der Zubereitung eines neuen Stücks Ackerfeldes abwesend waren, zählte das Dorf doch noch 45 Individuen. Sie hatten ein sieches und hageres Aeussere, und bildeten einen strengen Contrast gegen die robusten und gesunden Arécunas, die wir kurz vorher gesehen hatten. Ich bemerkte unter ihnen zwei Blinde, während andere an bösen Augen litten, wie auch einen Krüppel. Aus der letztern Thatsache geht hervor, dass die abscheuliche Gewohnheit der Wilden, ihre missgestalteten Kinder umzubringen, nicht so allgemein unter den Indianern Guiana's sein muss, als man angenommen; eben so wenig konnte ich auch für die Angabe Thatsachen auffinden, dass immer eins von einem Zwillingspaare getödtet werde, wie Herr von Humboldt anführt.

Die Hauptdörfer der Wáiyamaras liegen längs den Ufern des Mocayahi, des Kaiyawana der Indianer, etwa drei Tagereisen oder 50 Meilen nach Süden hin; der Stamm ist nicht zahlreich, denn sie sprachen nur noch von drei Dörfern. Ihrem Aeussern nach gleichen sie den Zaparas, sind aber kaum 5 Fuss 6 Zoll gross. Ihre Sprache unter-

scheidet sich in mancher Hinsicht von der der Macusis und scheint besonders reich an *ph* zu sein, wie *iphaeri*, *kaephanari*, die Ohren. Sie konnten nicht über fünf zählen, für zehn sagen sie *tuphana*. Die Zahlen von 6—9 konnte ich nicht lernen. Ihr Häuptling, oder Kaibisaka, ist unter dem Namen Marawai bekannt; sein Gesicht verrieth viel Klugheit. Anfänglich schlug er mir meine Bitte um Lebensmittel ab, nachdem ich ihm aber einige Messer, Perlen und Angelhaken gezeigt, brachte dies eine schnelle Aenderung in seinem Entschluss hervor, und wir kamen bald mit ihm über 12 Körbe Cassadawurzel und mehre Bündel halbreifen Pisangs überein. Es vergingen aber beinah 1 ½ Tag, bevor uns dies geliefert wurde, und doch war es kaum auf 5—6 Tage hinreichend, wiewohl wir eine Reise von 18 Tagen vor uns hatten, ehe wir hoffen konnten neue Lebensmittel zu erhalten, wenn wir anders den Angaben unserer Führer Glauben schenken durften. Nach der Meridianhöhe von vier Sternen lag das Dorf 3° 14′ 48″ nördl. Breite.

Den 20sten December verliessen wir das Dorf und brachen nach West-Nord-West auf. Der Fluss wurde immer noch durch Stromschnellen und Inseln unterbrochen. Am Mittag fuhren wir an einem Fluss, dem Paruaina, vorüber, der sich von Süden her durch zwei Mündungen in den Parima ergiesst. Gegen Abend hielten wir in der Nähe einer Reisehütte der Wáiyamaras, in der eben 25 Personen, mit Einschluss der Kinder, wohnten.

21sten und 22sten December. Gegen 8 Uhr des Morgens hatten wir nach Nord-Nord-Westen eine Fernsicht auf die blauen Umrisse des Maritanigebirges, von dem

der Uraricapara und Paraba herkommen, und fuhren einige Zeit darauf an dem kleinen Flusse Akamea vorüber, der sich von Süden her mit dem Parima verbindet.

Den folgenden Morgen lag das Maritanigebirge schon deutlicher vor uns, wobei es sich von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West in einer Entfernung von 15 Meilen vor uns hinzog. Wie ich schon erwähnte, bildet dieses Gebirge die Wasserscheide zwischen dem Caroni und dem Uraricapara und Parima, und ist ohne Zweifel eine Fortsetzung des Pacaraimagebirges. Es wird von einigen Wáiyamaras und dem Wanderstamme der Oewakus bewohnt. Vergeblich erkundigte ich mich nach der Portage Anocaparu; unter diesem Namen wenigstens kannten sie meine Indianer nicht. Paru bedeutet in der Sprache der Guinaus ein Fluss, und kann daher nicht auf eine Bergportage angewandt werden.

Indem wir den 23sten bis 25sten December unsere Reise nach Norden hin fortsetzten, näherten wir uns einem Gebirgszuge, der eine Fortsetzung des Maritanigebirges war, und ebenfalls der Sandsteinformation angehörte. Er erhob sich von 2000—3000 Fuss über den Fluss und bildete an einigen Stellen senkrechte Abhänge. Der Parima zieht sich an seinem südöstlichen Fusse hin; einer seiner Gipfel lief gleich dem Wayacca im Roraimagebirge, in einen Kegel aus. Das Gebirge ist mit Unterholz bedeckt und die dunkle Belaubung dieses, wie die eigenthümliche Form des eben genannten Gipfels, hat ihm von den Indianern den Namen Quatta, nach einer Affenart (*Atelis paniscus*), verschafft. Die Vegetation der Flussufer ist hier üppiger als unterhalb des grossen Wasserfalls.

Vorzüglich fiel uns hier ein Baum auf, der sich besonders durch die dichten Büschel weisser Blüthen mit rosenrother Färbung und seine grossen fleischfarbenen Staubfäden auszeichnete. Er war förmlich mit diesen Blüthenbüscheln überdeckt, und die lebendige Farbe derselben bildete den freundlichsten Gegensatz zu der luftigen Belaubung der dunkelgrünen, gefiederten Blätter. Die jungen Blätter von hellgrüner Färbung hingen gleich Fransen herab und erhöhten das freundliche und liebliche Aeussere dieses Baumes ungemein. Der Baum ergab sich mir als ein neues Genus, und der Name *Elizabetha regia* wird von jetzt an einen Baum bezeichnen, welcher an Schönheit mit den prächtigsten Erzeugnissen der östlichen Hemisphäre, der edlen *Amherstia*, und der nicht weniger ausgezeichneten *Brownea* der westlichen Tropen, wetteifern kann. Eine zweite Species dieses neuen Genus, die *Elizabetha coccinea*, die die Ufer der Binnengewässer besäumt, hat scharlachrothe Blüthenbüschel.

Am Mittag lag der vereinzelte Berg Pakaraima nach Norden 4^0 West, ungefähr vier Meilen von uns entfernt; er hat von seiner eigenthümlichen Bildung den Namen Pakara oder Pakal, „der Korb[1],“ erhalten. Ich schätzte seine Höhe auf 2000 Fuss. Er gehört der Sandsteinformation an. Das Ariwanagebirge, welches sich mehr nach Norden hinzieht, folgt auf den Pakaraima und ist höher und steiler als dieser. Vom Ariwana kommen die kleinen Flüsse Kawanna und Inikiari herab, die sich von Norden her mit

1 So findet man auch am obern Mazaruni einen Gebirgszug mit Namen Pakaraima, der wahrscheinlich seinen Namen ebenfalls von der Aehnlichkeit mit den Pakaras der Indianer erhalten hat.

dem Parima verbinden. Das Wasser des Inikiari ist hellgelb und seine Temperatur 3° tiefer als die der Luft. Bald darauf zeigte mir einer meiner Führer, ein Guinau, in einer Entfernung von ungefähr 15 Meilen nach Norden hin, einen Berg, auf dem der Paraba oder Paragua entspringen soll.

In der Nähe eines Ackerfeldes der Kirishanas, die gleich den Oewakus, nur dass sie kriegerischer und tapferer sind, einen Wanderstamm bilden, der ganz im Naturzustande lebt, hielten wir an. Sie gehen ohne irgend eine Bedeckung und leben entweder von der Jagd in den Gebirgen, oder bringt ihnen diese nicht genug Ausbeute, von den Fischen, Schildkröten und Alligatoren der Flüsse. Dann und wann reinigen sie sich wohl auch ein kleines Stück Waldgrund und bepflanzen es mit Kapsicum und Cassadawurzeln, wie sie es hier gethan zu haben schienen, um später, wenn es ihre übrigen Beschäftigungen erlaubten, zurückzukehren und die Ernte einzusammeln. Unternehmen sie einen Ausflug auf dem Wasser, so bedienen sie sich dazu kleiner Kanoes aus Baumrinde, die bald gebaut sind und wobei das Feuer die Stelle der Axt vertritt. In gleichem Grade wie die Oewakus von den übrigen Indianern verachtet sind, werden die Kirishanas gefürchtet; sie wissen dies auch und plündern die übrigen schwächern Stämme bei jeder Gelegenheit ohne alle Scheu; ihre vergifteten Pfeile sind immer zum Tödten bereit. Drei Maiongkongs, die kürzlich den Parima hinabgeschickt worden waren, stiessen auf einige Kirishanas, die zwei von ihnen tödteten, während der dritte kaum durch die Flucht sein Leben retten konnte und die Nachricht zu seinem

Stamme brachte, der dadurch so in Furcht gejagt wurde, dass sie Alle augenblicklich die Flucht ergriffen. Obgleich wir auch nicht die geringste Spur entdecken konnten, dass sie etwa kürzlich hier gewesen wären, so waren meine Indianer doch jede Nacht auf der Hut. Nach den Karten mussten wir jetzt an den Quellen des Parima sein; aber der Fluss war immer noch 300 Yards breit.

Als wir am Abend des 26sten unser Lager aufschlugen, fand ich unsere nördliche Breite nach zwei Beobachtungen zu 3° 40′. Die Gebirge des Quatibuh und Quebetibuh lagen nach Nord-West und Nord 50° West hin, wobei sich der Fluss zwischen ihnen durchwindet. Sie erheben sich 1000 bis 1500 Fuss, sind zerklüftet und gehören ebenfalls der Sandsteinformation an. Ihre Schichten ziehen sich in horizontalen Lagern dem Fluss entlang und bilden zugleich eine Menge Stromschnellen, da sie diesen ebenfalls durchschneiden.

Das bewaldete Masuakagebirge, auf das wir jetzt zuruderten, lag gegen Mittag West bei Nord und zog sich am folgenden Tage gleich einem Wall von Nord-Ost nach Süd-West hin. Gegen 2 Uhr Nachmittags hielten wir an der Mündung des Arekatsa, dessen Bett wir von jetzt an nach Nord-West hin verfolgen wollten, da der Parima hier einen scharfen Winkel bildet und von Süd-West herkommt. Der Arekatsa ist kleiner als der Uraricapara und vielleicht nicht über 33 Yards breit. Er fällt unter 3° 44′ nördl. Breite von Nord-West her in den Parima.

Die Breite des Parima betrug hier immer noch 250 Yards; er strömt von West-Süd-West und bahnt sich dabei seinen Weg durch eine ausgedehnte Gebirgskette, die

wir in blauer Ferne weithin verfolgen konnten. Das Bett des Arekatsa war anfänglich ungemein gewunden. Seine Ufer sind niedrig, sandig und mit einer Menge Palmen besetzt, unter denen ich auch eine Species der Bergkohlpalme, die Cucurit, einige Manicolpalmen und eine andere Pflanze bemerkte, die viel Aehnlichkeit mit der letztern hatte und von den Indianern Ariha genannt wurde; zwei Species des Turo und Pipo, die man an der Küste in dem Bereich von 100 Meilen nur äusserst selten antrifft, wuchsen hier in grosser Menge.

Eine Species der *Triplaris*, die sich aber gänzlich von der *Triplaris* der Küstengegenden und dem unteren Gebiete der Flüsse unterschied, war hier eben so häufig. Der Katarakt Warimieme nöthigte uns, obgleich er nur unbedeutend war, dennoch, unsere Corials auszuladen und das Gepäck über das Land zu tragen. Der Fall lag nach vier Beobachtungen, von denen zwei nördlich und zwei südlich vom Zenith genommen wurden, unter 3° 45′ 40″ nördl. Breite. Dasselbe Schicksal hatten wir auch am folgenden Tage an einem zweiten Wasserfall; wir mussten unsere Corials wieder ausladen und das Gepäck beinah ½ Meile über Land schaffen.

Am 29sten December fanden wir es endlich ganz unmöglich dem Laufe des Flusses ferner zu folgen, und ich entschloss mich daher, sobald wir den Kaimakuni erreicht hatten, die Corials zu verlassen. Da unsere Lebensmittel fast völlig aufgezehrt waren, so sandte ich einige Boten nach der ersten Niederlassung der Guinaus mit der Weisung voraus, uns mit einigen kleinen Corials und neuen Lebensmitteln bis an den Aiakuni, einen Nebenfluss des Mérévari,

von wo an ich die Reise wieder zu Wasser fortsetzen zu können hoffte, entgegen zu kommen. Am nächsten Tage folgten wir ihnen nach.

Während der ersten 5—6 Meilen führte uns unser Weg am 1sten Januar 1839 in westnordwestlicher Richtung über ein Gebirge, das sich 500—600 Fuss erheben mochte, und durch das sich der Kaimakuni hindurchwand. Wir folgten dem Bette des Flusses aufwärts, wobei uns freilich das Wasser an einzelnen Stellen bis an den Gürtel, an andern wieder bis an die Schultern reichte, und waren daher herzlich froh, als wir bei einer Hütte ankamen, in der man unser Gepäck schon niedergelegt hatte.

Nichts war natürlicher, als dass der erste Tag des Jahres die Erinnerungen an die früheren Jahrestage und an die seither erlebten Schicksale mit doppelter Stärke in mir erwecken musste. Leider sollte auch der heutige nicht ohne ein Erlebniss vergehen, das gewiss lange Zeit die Erinnerung an diesen Neujahrstag in mir lebendig erhalten wird; denn kaum hatten wir unser Lager am Abend aufgeschlagen, als ich von einem starken Gallenfieber befallen wurde. Drei meiner Indianer waren ebenfalls ernstlich krank geworden, und damit das Unglück nicht allein käme, waren unsere Lebensmittel fast ganz aufgezehrt, das letzte Stückchen Cassadabrod verschwunden, und wir mussten von Bergkohl und wilden Früchten leben, da das Wild ungemein selten war und selbst die Fische vor uns zu fliehen schienen.

Erst den 5ten Januar durften wir es wagen, unsere Reise fortzusetzen; der Kaimakuni war zu einem blossen Bach zusammengefallen. Bald nachher hatten wir einen ansehnlichen Berg zu besteigen, wo wir einem Pfade nach

Nord-Nord-Osten folgten, der vom Kaimakuni nach dem Aiakuni, einem Nebenfluss des Méréwari, führte. Der Gebirgszug, den wir eben überschritten und den ich zu 3000 Fuss über dem Meere schätzen musste, trennt den Méréwari und seine Nebenflüsse von dem Arekatsa und Parima. Er ist dicht bewaldet und zieht sich von Ost nach West; wir durchkreuzten ihn in nordöstlicher Richtung. Ungeachtet seiner ansehnlichen Höhe schaffen doch die Indianer vom Méréwari ihre Corials und Kanoes über ihn hinweg, was ein Weg von 3 Meilen ist.

Am 6ten Januar kamen wir am Aiakuni an und fanden dort unsere Boten mit drei kleinen Corials, aber ohne Lebensmittel; sie trösteten uns aber damit, dass uns die Guinaus mit etwas Brod auf dem halben Wege nach ihrer Niederlassung entgegenkommen würden. Bergkohl war unterdessen fast unsere einzige Nahrung.

Am Nachmittag des 7ten Januars fuhren wir in den Méréwari ein und fanden ihn von 150—200 Yards breit, je nachdem er sich mehr oder weniger durch die Stromschnellen aufstauchte. Ich war erstaunt in ihm einen solch bedeutenden Strom zu finden, da ich nach den Karten seine Quellen etwa 80 Meilen weiter nach Norden und 60 Meilen weiter westlich von der Stelle angegeben fand, wo wir in ihn einliefen, und nach der Grösse zu schliessen, die er hier noch hatte, mussten wir wenigstens 40 Meilen von seinem Ursprung in Süd-Westen entfernt sein.

Der Méréwari, Mareguare der spanischen Karten, ist ein Nebenfluss des Erivato, die später nach ihrer Vereinigung den Caurá bilden. Gegen 2 Uhr Nachmittags schlug uns, als wir eben durch eine Stromschnelle fuhren,

eins der Corials um; da aber das Wasser ziemlich seicht war, so ging uns glücklicher Weise nichts verloren. Am Abend war ich so glücklich, das α im Eridanus beobachten zu können, wonach wir uns unter 4^0 5′ nördl. Breite befanden. Unser Lager hatten wir in der Nähe eines Wasserfalls aufgeschlagen, den die Indianer Canicoan nannten.

Da der Fluss ziemlich angeschwollen war, so mussten wir wegen der vielen Fälle und Stromschnellen ungemein arbeiten, denn einige dieser nöthigten uns sogar die Corials auszuladen. An dem Apai-schibi und Kributu stürzt sich das Wasser wenigstens 20 Fuss senkrecht herab. Rechts und links verbanden sich aus den Gebirgen her mehre kleine Flüsse mit dem Méréwari. Einer derselben, der Wai-ina, der von Ost-Süd-Ost herkommt, mochte an seiner Mündung 80 Yards breit sein. Mein Führer erzählte mir, dies sei der Schlupfwinkel der wilden Indianer, die keinem Fremden erlaubten ihre Lager zu betreten. Die Vegetation längs dem Méréwari ist ungemein üppig, zahlreiche Palmen und die *Heliconia gigantica* erhöhen die schöne Scenerie nur noch mehr.

Am Nachmittag erheiterten sich unsere Herzen, denn wir sahen ein Corial auf uns zurudern, das wir bald als dasjenige erkannten, welches unsere Indianer in Aussicht gestellt hatten. Es brachte uns frisches Cassadabrod und was den Indianern noch lieber war, ihren Lieblingstrank, Paiwari; eine herrliche Aussicht für unsere hungrigen Magen! Nachdem wir den Avenima einige Meilen südwestlich hinaufgefahren waren, erreichten wir das Guinaudorf, das auf einem kleinen aber steilen Hügel, nicht weit vom Flusse erbaut war. Wir fanden zwei Hütten mit 50

Bewohnern, meistentheils jungen Frauen. Es waren Guinaus und einige Maiongkongs. Jung und Alt kam uns entgegen, wobei sie uns mit den Händen winkten, welche Bewegung ohne Zweifel ein Ausdruck ihrer Freude sein sollte. Der Ort und seine Umgebungen erinnerten mich in vieler Hinsicht an das erste Woyawaidorf, das wir besucht hatten; die Hütten waren eben so schmutzig, ungeachtet man alle Mühe angewandt hatte, ihnen ein freundlicheres Aeussere zu geben.

Unter 4° 16′ nördl. Breite, ungefähr 30 Meilen nach Nord-Westen, erhebt sich der Berg Araba, an dessen östlichem Fuss der Méréwari hinfliesst; aus der Ferne gleicht er einer zerklüfteten, senkrechten Sandsteinklippe. Hinter ihm, in Westen, erhebt sich das Parámugebirge, und ungefähr 25 Meilen von diesem entfernt, der Berg Pabaha, auf dem, wie man uns sagte, der Cacara und Méréwari entspringen. Der Erevato hat nach den Angaben der Indianer seine Quellen auf dem Berge Mariaetshiba, in der Nähe der Quelle des Entuari (Ventuari), den die Maiongkongs Paraba nennen. Die Thatsache, dass ich den Méréwari noch 90 Meilen südlicher fand, als die Karten angeben, ist für die Geographie in sofern von Wichtigkeit, als dadurch die Grenzen bedeutend verengert werden, innerhalb welcher man die Quellen des Orinoko zu suchen hat, da sie darnach in einer Fläche von höchstens 30—40 Quadratmeilen westlich von dem Guinaudorfe liegen müssen.

Der Lauf des Méréwari ist in Folge der Menge Gebirge, durch die er seinen Weg zu erzwingen hat, ungemein gewunden; und oberhalb des Aiakuni sind die Strom-

schnellen so häufig, dass er selbst nicht mehr mit den kleinen Kanoes der Indianer befahren werden kann. Das Sandsteingebirge Maratti-Kuntsaban erstreckt sich von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost und scheidet die Gewässer des Paraba (Paragua, Paraua) von denen des Mérēwari. Wollen die Eingebornen von hier aus nach dem Paraba gehen, so tragen sie ihre Corials in nordnordöstl. Richtung über das Pamuyamugebirge, bis sie den Catsikari, einen Nebenfluss des Curutu, der in den Paraba fällt, erreichen. Die Portage des Paraba Musi, von welcher Baron Humboldt spricht, ist unter den Guinaus und Maiongkongs wohl bekannt.

Die Sprache der Guinaus weicht ganz von allen übrigen Sprachen der Indianer Guiana's ab; dies stellt sich besonders in der Benennung der Himmelskörper heraus. Die Macusis, Cariben, Arawaaks u. s. w. nennen einen Stern Seriko, Serika, Serigu; die Guinaus aber bezeichnen Stern mit dem Worte Yuwinti; der Mond, den die Cariben Nuna, die Macusis Capoi nennen, heisst bei den Guinaus Kewari.

Auf meine Fragen über ihre Geschichte und ihren Ursprung, konnten sie mir nichts erwiedern. Nach ihrer Aussage waren wir die ersten Europäer, die sie besucht hatten, was sie den zahllosen Fällen des Mérēwari zuschrieben, die jene wahrscheinlich davon abgehalten haben müssten. In ihrem ganzen Betragen und Gewohnheiten stimmen sie völlig mit den übrigen Indianern überein; sind auch eben so träge wie diese. Ihre Hauptmahlzeiten halten sie am Morgen und Abend, wo sie dann in einem Topfe Fische oder Fleisch, und sollten sie weder dieses

noch jene haben, in einer Brühe, die sie aus den Blättern und Früchten des *Capsicum* kochen, bestehen. Die Schüssel wird zuerst dem Haupte der Familie vorgesetzt, das sie dann unter die Männer und Gäste vertheilt; die Frauen müssen sich mit dem begnügen, was übrig bleibt. Die letztern bemalen sich mit einer schwarzen Farbe (vielleicht von der *Lana* oder *Genipa americana*) und tragen um ihre Knöchel und Kniee, Handgelenke, Arme und Nacken, Schnuren lichtblauer Perlen. Das Haar schneiden sie kurz ab; einige trugen auch Stückchen Blech in den Ohren. Das Gesicht der Männer war mit Chica bemalt; um die Knöchel, Kniegelenke und Arme trugen sie Flechten von ihrem eigenen Haar; einige hatten sich auch wie die Frauen mit blauen Perlen geschmückt. Durch den Knorpel des Ohrs hatten sie ein Stück Bambus getrieben, dessen eines Ende mit Federn von Papageien, Macaws und des schwarzen Powis ausgeputzt war, oder hatten statt des Bambus die Hauer des wilden Schweins durch das Ohrläppchen gestochen; Halsbänder von Affen- oder Peccarizähnen waren ebenfalls sehr gewöhnlich. Sie sprechen ziemlich hastig, und ihre Lache ist es noch mehr und endet gewöhnlich in lautem Aufschreien.

Da unglücklicher Weise die Maiongkongs des obern Orinoko mit den Guinaus und Maionkongs dieser Gegend und denen des untern Orinoko in Fehde lagen, konnte ich meine Führer, die mich bis hierher begleitet hatten, durchaus nicht dahin vermögen, mir auch noch weiter zu folgen, obschon ich ihnen bedeutend höhern Lohn bot. Sie fürchteten für ihr Leben und meinten, sie würden bestimmt vergiftet, wenn sie mir folgten.

Esmeralda und den Berg Duida kannten sie nicht unter diesen Namen, im Lauf des Gesprächs aber machten sie mir verständlich, dass Esmeralda ihr Mirara, und der Duida ihr Yéonnamari sein müsste. Den Maravaca kannten sie ziemlich genau und beschrieben mir ihn wie den Roraima; eben so kannten sie auch den Franzosen Herrn Arnatto, der nach der Angabe des Senhor Ayres, Handel zwischen Bararoa und Esmeralda treibt.

Unter diesen Umständen entschloss ich mich, sobald meine Kranken sich wieder erholt haben würden, die Halbinsel, welche durch den Méréwari gebildet wird, zu durchschneiden und nach Westen vorzudringen, um die Quellen des Orinoko aufzusuchen.

Das Wetter war veränderlich geworden und der Thermometer wechselte im Laufe des Tages zwischen 68^0 und 88^0. Unser Aufenthalt lag nach der Meridianhöhe von vier Sternen unter 4^0 16′ nördl. Breite.

Am 14ten Januar brachen wir von dem Guinaudorfe wieder auf. Indem ich in die Hütten ging um Abschied zu nehmen, war ich Zeuge einer traurigen Scene. Eine junge Frau hatte die Auszehrung im höchsten Grade und lag im Sterben. In der Nähe ihrer Hängematte sass ihr Mann und rief sie beständig beim Namen; doch sie hörte ihn nicht, — während ihr Kind, ein kleiner Knabe, fortwährend damit beschäftigt war, heisse Steine in ein Gefäss mit Wasser zu werfen, das unter ihrem Lager stand, und gleichsam als Dampfbad dienen sollte. Später hörten wir, dass sie den Tag nicht überlebt hatte.

Wir folgten dem Méréwari abwärts in nördlicher Richtung, wobei wir mehre Fälle zu passiren hatten. Kleine

Berge zu beiden Seiten drängen ihn oft bis auf 30 Yards zusammen. Gegen Abend erreichten wir die Mündung des Cannaracuna, der dem Méréwari von West-Nord-West her zufliesst. Sein Wasser ist schwarz und bildet einen strengen Contrast gegen die röthlichen Fluthen des Mérédwari. Wir schlugen an der Mündung des Cannaracuna unter 4° 30′ nördl. Breite unser Lager auf und verliessen den Mérdwari, der von hier an nach Norden fliesst.

Das Aufsteigen auf einem kleinen Flusse ist schon an und für sich ungemein beschwerlich, diese Schwierigkeiten aber vermehren sich noch mehr, wenn der Fluss seicht und durch Stromschnellen unterbrochen wird, wie es bei dem Cannaracuna der Fall war. Die einförmige Landschaft wurde nur dann und wann durch die Aussicht auf die zerklüfteten und vielfach unterbrochenen Sandsteingebirge in etwas gehoben, die wir in der Entfernung sahen und unter deren Bildungen sich unsere Phantasie tausend wunderbare Gestalten vormalte. Am Nachmittag wurde jedes weitere Vordringen auf Kähnen unmöglich. Der Spiegel des Flusses war meilenweit durch Fälle unterbrochen, und dicht mit Felsenblöcken bedeckt, zwischen denen kein Corial hindurchfahren konnte. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als unsere Corials aufzugeben und die Reise zu Fusse fortzusetzen. Da ich nicht so viel Leute hatte, um das Gepäck auf einmal fortzubringen, so musste ich einen Theil desselben zurücklassen, der dann am andern Tage nachgeholt werden sollte. Nach einem Marsche von 7 Meilen über ein steiles Gebirge, erreichten wir zwei Hütten, die ungefähr von 32 Maiongkongs und Guinaus bewohnt wurden. Einige von ihnen, sowohl Män-

ner als Frauen, waren ganz eigenthümlich mit Lana in verschiedenen Mustern bemalt. Da eben der Mondwechsel eingetreten war, so hatten wir am Abend einen fürchterlichen Gewittersturm mit einem so dichten Nebel, dass meine Hoffnung, von dieser hohen Stelle eine weite Aussicht zu geniessen, gänzlich vereitelt wurde; eben so unmöglich war es daher auch astronomische Beobachtungen aufzunehmen. Den folgenden Tag schickte ich meine Leute nach unserm übrigen Gepäcke zurück. Ich hatte ungemein viel an Verstopfung zu leiden, die durch das lange Fasten und durch die wenige oder doch schlechte und unverdauliche Kost, vorzüglich durch die Menge Bergkohl, ein sonst ganz vortreffliches Gemüse, sobald man die Mittel besitzt ihn gehörig zuzubereiten, der aber in der Art, wie wir ihn geniessen mussten, eine gar harte Speise war, hervorgerufen worden war.

Das Dorf lag an dem kleinen Fluss Yapekuna, ungefähr eine halbe Meile von seiner Vereinigung mit dem Cannaracuna, auf den wir nochmals unsere Corials brachten, um unsere Reise auf ihm fortzusetzen. Bald näherten wir uns der hohen Kette von Sandsteingebirgen, von denen ich einige Höhen, die die Indianer Sarisharinima nannten, auf 4000 Fuss schätzte. Sie sind mit Wald bedeckt und bedeutend zerklüfteter als der Roraima, und nach den Blöcken zu schliessen, die an ihrem Fusse zerstreut herum lagen, ist der Sandstein auch viel crystallinischer.

Da die Corials eben durch einige Stromschnellen gezogen werden sollten, verliess ich sie und ging ungefähr eine halbe Meile über eine Savanne, die in diesem ungeheuren Walde, der sich Hunderte von Meilen nach allen

Richtungen hin ausdehnte, eine gar seltene Erscheinung war; gleichsam eine Oase in einer grossen Wildniss, deren Ursprung nicht sogleich aufzufinden sein möchte. Der Boden war mit Sand untermischt, ohne alle vegetabilische Erde, und bestand mehr aus einer Art rothen ocherhaltigen Thons. Die Indianer zeigten mir einige wilde Calabaschbäume (*Crescentia cujetá*). In einiger Entfernung von dieser Savanne trafen wir auf eine Indianerhütte, die ziemlich leichtfertig erbaut und nach allen Seiten offen war. Die Bewohner, neunzehn an der Zahl, waren eben damit beschäftigt, ein neues Ackerfeld anzulegen; unter ihnen bemerkten wir zum erstenmal einige Männer und Frauen, die, obgleich ohne alle Kleidung, doch bemalt waren. Der Fluss windet sich unter zahllosen Wasserfällen am Fusse des Sandsteingebirges hin.

Als ich meine Leute wieder eingeholt, fand ich die Bemannung eines der kleinen Corials, das vorausgeeilt war, eben damit beschäftigt, die Larven eines Insects aus dem Ufersand zu suchen, die sie zu ihrem Cassadabrod assen. Wahrscheinlich war es die Larve einer *Hymenoptera*, die ganz von einer Erdmasse umgeben wurde, welche die Härte einer Muschel hatte. Obgleich ich sie nicht gekostet habe, so bin ich doch überzeugt, dass sie eben so gut wie die Larve der *Calandra palmarum* oder des Grugruwurms schmecken muss, welche die französischen Kolonisten allgemein als einen Leckerbissen ansehen.

Wir mussten jetzt die Corials abermals verlassen und unsere Reise zu Lande fortsetzen. Die Gegend war beinah dieselbe wie am vorigen Tag und für mich als Kranken ungemein ermüdend, weswegen wir auch während

des ganzen Tags nur 5 Meilen zurücklegen konnten. An der Vereinigung des Kuihakuni verliessen wir den Cannaracuna und schlugen unsern Weg nach einem Maiongkongdorfe ein, wo wir am Abend mit einer Parthie Arécunas vom Caroni zusammentrafen. Da ich fand, dass der älteste unter den Arécunas die Macusisprache verstand, und da der Mangel eines Dollmetschers schon einigemal Missverständnisse und Zeitverlust nach sich gezogen, so wandte ich Alles an, um ihn dahin zu bewegen sich uns anzuschliessen, was er mir auch versprach, wenn wir ihm erlauben wollten, bis zum nächsten Tag bei seinen Freunden bleiben zu dürfen, da er lange von der Heimath abwesend gewesen war.

Obgleich sich die Sprache der Maiongkongs wesentlich von der der Guinaus unterscheidet, so fanden wir diese beiden Stämme doch in allen Dörfern zusammenwohnen. Die Männer zeichnen sich besonders durch ihre Putzsucht aus. Während der Macusi, Caribe und Arawaak damit zufrieden ist, eine Schnur Corallen oder rother Perlen um den Nacken hängen zu haben und vielleicht noch einige Schnuren weisser um die Füsse und Knöchel, so haben die Guinaus und Maiongkongs eine wahre Ueberfülle von diesen an sich herumhängen, namentlich wenn sie so glücklich gewesen sind, Perlen von hellblauer Farbe bekommen zu können. Sind sie auf der Reise oder verhindern irgend welche Umstände, einen solchen Putz zu erschwingen, so schlingen sie wenigstens Schnuren ihres eignen Haars um die Knöchel, Kniee, Arme und Nacken. Oft tragen sie auch die Wurzel eines Farrenkrautes. Bei einzelnen Gelegenheiten sah ich auch Stückchen Wedgewoodgeschirrs

abgerundet und an den Oberarm befestigt. Der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung aber war eine alte Uniform des 86sten Regiments, das früher in Demerara stand. Wie diese sich in die Nachbarschaft von Columbien verirrt hatte, konnte man uns nicht angeben. Einer der Indianer war mit den Federn des Felsenmännchens, ein Schmuck, der selbst in England Neid erweckt haben würde, da dort der Balg eines solchen immer noch mit 2—3 Lst. bezahlt wird, geschmückt. Er sagte uns, dass in dem Sarisharinimagebirge das Felsenmännchen sehr gewöhnlich sei.

Die Witterung erlaubte mir mehre Beobachtungen zu machen, und ich fand die Lage des Dorfes unter 4° 27′ nördl. Breite. Das Wetter, obgleich seit einigen Tagen heiter und schön, war dabei doch ungemein kalt, — der Thermometer stand um 6 Uhr Morgens auf 59° · 5 und stieg dann bis 62°.

Auch am 21sten Januar führte uns unser Weg noch nach Süden über Gebirge, deren durchschnittliche Höhe ich zu 3000—4000 Fuss schätzen musste.

Gegen Mittag erreichten wir den Méréwari wieder, der ganz mit Felsenstücken überdeckt war und von zahlreichen Fällen durchschnitten wurde; seine Breite betrug ungefähr 50 Yards, wobei sein Lauf nach Süd-Süd-Ost gerichtet war. Wir folgten einige Meilen hindurch seinem linken Ufer, da wir dort einige Corials finden sollten. Als wir aber an der bezeichneten Stelle ankamen, war bloss ein altes halb verfaultes Fahrzeug zu sehen, so dass wir auch nach dem nächsten Dorfe, eine Tagereise weiter abwärts, schicken mussten, um von dorther noch einige

holen zu lassen. So wurden wir abermals durch falsche Berichte aufgehalten und hinter das Licht geführt.

Die gerade Entfernung von dem Guinaudorfe oder vielmehr von der Vereinigung des Avenima mit dem Mérewari, beträgt höchstens nach Ost bei Süd 53 Meilen; wonach wir, wären wir dem gewundenen Laufe des Flusses durch die Gebirge gefolgt, einen bedeutenden Umweg gegen die Strömung hätten machen müssen.

Ein langer Höhenzug, der sich unter der vierten Breitenparallele von Nord-West nach Süd-Ost erstreckt, drängt den Fluss nach Osten hin und scheidet ihn zugleich von dem obern Orinokogebiete, dem er anfänglich anzugehören scheint. Diese Gebirge sind ohne Zweifel ein Theil der Sierra Mai der alten Karten; ihre durchschnittliche Höhe beträgt 2000—3000 Fuss und sind im Gegensatz zu den Sandsteingebirgen, welche das Verbindungsglied zwischen der Sierra Parima und Pacaraima, die sich von Osten nach Westen hin erstrecken, bilden, dicht bewaldet.

Der alte Mann, den ich eben erst als Dollmetscher gemiethet, war während der Nacht mit einem andern Indianer geflohen. Wir stiegen den Mérewari ungefähr 3 Meilen herab und fuhren dann in dessen Nebenfluss, den Emekuni ein, der sich von Süd-West her mit ihm verbindet. Nachdem wir etwa 16 Meilen zurückgelegt, kamen wir an ein Maiongkongdorf, wo wir unsere Reise wieder zu Land antraten.

Von dem Dorfe aus hatten wir die Aussicht auf einen langen Gebirgszug, der sich in einer Entfernung von 20 Meilen von Nord-Nord-Ost nach Süd-Süd-West hinzog. Nach Nord-Westen zeigte man mir den hohen Mashiatti, auf dem das Blaserohrschilf in grosser Menge wachsen

sollte. Ebenso versicherte mich auch mein Führer, dass der Ventuari, den die Maiongkongs Paraba nennen, in seiner Nähe vorüber fliesse. Dies würde, wenn die Angaben der Indianer anders richtig sind, die Quellen dieses bedeutenden Nebenflusses des Orinoko viel weiter südlicher setzen, als sie jetzt in unsern Karten angegeben sind. In den Hütten fand ich mehre Schilfstengel der Blaserohrpflanze, die über 16 Fuss lang, ganz gerade und ohne alle Knoten waren. Die Pfeile, die die Maiongkongs bei dem Blaserohr gebrauchen, sind mehr als zweimal so lang, wie die der Macusis, die gewöhnlich bloss 12 Zoll messen. Sie verfertigen sie aus der Mittelrippe der Palmblätter und tauchen die Spitze ungefähr drei Zoll in Gift. Das Gift hat ganz das Aeussere des Urari; sie nennen es aber Cumarawa, und die Guinaus Markuri. Nach meinen Beobachtungen liegt der Ort unter 4° 11′ nördl. Breite.

Da wir uns in dem Dorfe keine Lebensmittel verschaffen konnten, verliessen wir dasselbe schon am nächsten Morgen, nachdem ich mit Mühe zwei andere Indianer an die Stelle der entlaufenen als Träger gemiethet hatte.

Die Schwierigkeiten, denen wir am 26sten Januar begegnen mussten, waren ungemein gross; kaum waren wir einen Berg herabgestiegen, als sich auch ein neuer vor uns erhob, weswegen auch unsere Reise ziemlich langsam vorwärts rückte und der erste Versuch, den ich machte, meine Träger anzutreiben, wurde mit der Drohung erwiedert, die Last abzuwerfen und mich allein im Walde stehen zu lassen. Leider fand ich, dass ich es jetzt mit Wilden, nicht aber mit meinen wackern Macusis zu thun hatte, die ausserdem nur zu gut wussten, dass sie uns an Zahl

weit überlegen waren. Der Gebirgszug, der sich während des ersten Tages nach Süd-West hin erstreckte, wandte sich später nach West-Nord-West und wir hatten daher seine Achse zu durchschneiden. Einige der Gipfel bildeten Kegel, wobei die durchschnittliche Höhe derjenigen, welche wir zu überschreiten hatten, ungefähr 1000—1500 Fuss betragen mochte, andere, zur Rechten und Linken, erhoben sich wenigstens 2000—3000 Fuss. Zu meinem grössten Erstaunen befanden wir uns jetzt wieder in dem Flussgebiete des Parima (des Urariquera der Karten), und schlugen unsere Zelte an dem Ufer des Birima auf, der ein kleiner Nebenfluss des Awarihuta ist, der sich in den Parima ergiesst. Ich hatte bisher den Angaben der Indianer keinen Glauben beigemessen, dass der Parima in der Nähe der Quellen des Orinoko entspränge, da seine Lage in allen Karten viel zu weit nordwestlich angegeben war, als dass man diese Angaben hätte für möglich halten können.

Sobald unsere Zelte errichtet waren, machte es mir Vergnügen, meine Indianer mit dem grössten Eifer die Erde an dem Wassersaum mit langen Stöcken, die sie am Ende flach geschnitten hatten, aufwühlen zu sehen. Als ich ihnen näher kam, fand ich, dass sie grosse Würmer suchten, die im Schlamm verborgen lagen; sie hatten viel Aehnlichkeit mit unserm Regenwurme oder vielmehr mit dem *Gordius*, nur dass sie viel dicker waren. Nachdem sie die Indianer abgewaschen, verzehrten sie dieselben roh und wie es schien mit vielem Vergnügen.

Am Vormittag stiessen wir auf eine Hütte, die von 10 Maiongkongs bewohnt wurde, und da unsere Lebensmittel ziemlich aufgezehrt waren, so entschloss ich mich, hier

einen Tag zu halten, um wieder frische aufzunehmen, vorzüglich da wir binnen vier Tagen keine andere Indianerhütte treffen würden.

Von dieser Hütte aus, nach meinen Beobachtungen 4^0 $5^1/_2'$ nördl. Breite und nach Berechnung 64^0 $51'$ westl. Länge, lag der Berg Paba, auf dem der Mérĕwari entspringt, Nord 19^0 Ost, ungefähr in einer Entfernung von 55 Meilen; ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich seine Quellen unter 4^0 $58'$ nördl. Breite und 64^0 $37'$ westl. Länge, ungefähr 30 Meilen südlicher von der Lage in den alten Karten, feststelle. Ihr südlichster Punkt ist demnach noch 85 Meilen südlicher, als er bis jetzt angegeben ist.

Nach Süd-Osten hin strömte der Parima, der während 40 Meilen Ost bei Nord längs einem Gebirgszug hinfliesst, dessen höchster Gipfel, der Kaiwinima, sich ungefähr 3500 Fuss erhebt und von uns aus nach Süd 40^0 Ost lag. Diese Gebirgsgruppe erstreckt sich etwa vier Meilen von Süd-West bei Süd nach Nord-Ost bei Nord und gehört, so weit ich es aus der Entfernung beurtheilen konnte, der Sandsteinformation an. Der Berg Paba, 5000 Fuss hoch, gehört ohne Zweifel zu derselben Gruppe, und der Gürtel, auf welchem er sich erhebt, zieht sich beinah von Ost nach Westen. Fünf Meilen weiter östlich erhebt sich ein eigenthümlich zugespitzter Berg, den die Maiongkongs Arawatta, die Guinaus Biribu nennen.

Alle Nachrichten, die ich irgend einziehen konnte, trafen darin zusammen, dass die Quellen des Orinoko sich ganz in der Nähe der des Parima befänden, wie sie auch jene bedeutend südlicher angaben, als sie die Karten zei-

gen; in sieben Tagen hoffte ich das Ziel meiner Wünsche erreicht zu haben.

Indem wir den 29sten Januar unsere Reise nach Süd-Westen fortsetzten, überschritten wir nach 1½ Meile den Awarihuta, einen der bedeutendsten Nebenflüsse, welche der Parima aus dem fernen Nord-Westen her aufnimmt. Er war etwa 30 Yards breit, sein Wasser ist hellgefärbt, seine Strömung ziemlich stark, wobei sie sich über einen grandigen und sandigen Boden hinwälzt. Weiter nach Osten hin wird er von den Macuindianern bewohnt. Soweit wir es von den Bergen aus beurtheilen konnten, ist sein Lauf Süd-Ost bei Ost, und die Eingebornen zeigten nach derselben Himmelsgegend hin, wenn wir sie nach der Vereinigung mit dem Parima fragten.

Der Gebirgszug, den wir jetzt zu übersteigen hatten, zog sich von Ost bei Nord nach West bei Süd hin. Der Weg, der beinah rein südlich führte, war wegen seiner bedeutenden Höhe ungemein ermüdend.

Eine Menge kleiner Bergwasser stürzten sich von ihm unter starkem Geräusch nach dem Awarihuta herab, wobei sie an einigen Stellen grosse Kaskaden über einen grobkörnigen Granit mit grossen Schichten Hornblende bildeten. Palmen und Heliconien waren gänzlich verschwunden; ihre Stelle nahm ein baumartiges Farrenkraut ein. Unter den Bäumen bemerkte ich den Sirabali, Haya-haya, Akayari, Tataba, Ducali, Cumara, Walaba und mehre Species des Cakerali, wie auch andere Bäume, die diese alle an Höhe und Umfang übertrafen, und für mich neu waren. Ein hoher Berg, den die Indianer Pu-

tuibiri nannten und den ich auf 5000 Fuss schätzen musste, thürmte sich westlich von unserm Weg auf.

Am 31sten Januar betraten wir das Flussgebiet des Orinoko, denn alle Flüsse, die wir von jetzt an überschritten, strömten nach Süd-Westen in den Ocamo, einen Nebenfluss des Orinoko. Südlich von uns zog sich in blauer Ferne von Nord-Ost nach Süd-West eine Gebirgskette, die mir meine Indianer als das Ziel der Reise bezeichneten; dort, sagten sie, befinden sich die Quellen des Orinoko umgeben von hohen und schattigen Bäumen. Beobachtungen konnte ich heute nicht nehmen, hoffte dies aber am nächsten Morgen, wo wir ein Indianerdorf erreichen sollten. Das Wetter war schön, die Morgen und Abende aber kalt, denn der Thermometer stand um 6 Uhr Morgens selten höher als 62° Fahrenheit.

Der erste Februar vernichtete alle meine lebhaften Hoffnungen, die Quellen des Orinoko zu erreichen. Als wir am Abend bei dem Dorfe der Maiongkongs ankamen, fanden wir diese in der grössten Bestürzung und eben im Begriff, ihre Heimath zu verlassen, da sie die Nachricht erhalten, dass die Kirischanas, welche die Gebirge zwischen dem Orinoko und Ocamo bewohnen, 20 von ihrem Stamme erschlagen, nachdem sie dieselben hinterlistig überfallen, als sie eben auf einer Reise zu ihnen begriffen gewesen, um Tauschhandel mit ihnen zu treiben. Dieselben Wilden hatten kurz darauf auch ein Dorf der Maiongkongs überrumpelt, das nur eine Tagereise von unserm jetzigen Aufenthalt entfernt lag, und alle Bewohner getödtet.

Diese Gewaltthätigkeiten hatten einen wahren panischen Schrecken unter den armen Maiongkongs hervorge-

rufen, und meine Begleiter wurden in einem solchen Grade von derselben Furcht angesteckt, dass sie sich nicht allein bestimmt weigerten, weiter vorwärts zu gehen, sondern sogar die schleunigsten Anstalten trafen, das Hasenpanier zu ergreifen und mich mit meinem Gepäck dem Schicksal zu überlassen. Vergebens bot ich ihnen Alles an, was ich besass, selbst meine eigene Flinte, die der Häuptling ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, und die ein Geschenk eines mir theuren Freundes war; nichts konnte sie von ihrem Entschlusse abbringen und ich war dadurch genöthigt, unmittelbar vor der Schwelle der Quellen des Orinoko umzukehren.

Doch ihre wahre Lage ist nicht länger ein geographisches Problem; ein einziger Blick auf die Karte, welche meine Reise bezeichnet, wird zeigen, dass ihre Lage jetzt auf die unbedeutenden Grenzen von 30 Meilen beschränkt ist; diese Ungewissheit wird aber auch noch dadurch vermindert, dass alle Nachrichten der Indianer darin übereinstimmen, dass sie bestimmt in jenem Gebirgszuge liegen, den sie mir eben erst in der Ferne gezeigt hatten.

Das Einzige, was ich über die Indianer vermochte, war das Versprechen, bis zum nächsten Morgen zu warten, da ich gern durch astronomische Beobachtungen die Lage der Quellen noch genauer zu bestimmen wünschte, die Baron Humboldt, durch ein ähnliches Schicksal verhindert, ebenfalls nicht erreichen konnte. Denn auch ihn hielten, wie er erzählt, die feindlich gesinnten Indianer oberhalb Esmeraldas davon zurück, welche wahrscheinlich mit meinen Kirischanas identisch waren. Doch auch nicht einmal dieser bescheidene Wunsch sollte erfüllt werden, denn ob-

schon ich mich während der ganzen Nacht nicht niederlegte, konnte ich doch keine Beobachtung aufnehmen. Jede Vorsichtsmassregel war getroffen, damit wir nicht etwa von den Kirischanas überrumpelt werden möchten, und dennoch war die Bestürzung so gross, dass Alle mit einer wahren Seelenfreude den Morgen begrüssten, der sie aus dem Bereich ihrer Feinde bringen sollte; ich musste ihnen nothgedrungen wieder rückwärts nach Norden hin folgen, und es kam mir nun Alles darauf auf, sobald als möglich nach Esmeralda zu kommen.

Nach Allem was ich gehört, gab es zwei Wege dahin; den nach Westen, der zugleich der kürzeste und leichteste war, konnte ich aber wegen der Befürchtung meiner Begleiter, doch noch mit den Kirischanas zusammenzutreffen, nicht einschlagen; ich musste mich daher bequemen, einen grossen Umweg nach Norden hin einzuschlagen, auf dem sich meine Begleiter sicherer vor ihren Feinden fühlten. Nachdem wir daher 25 Meilen wieder auf unserm frühern Weg zurückgelegt hatten, wandten wir uns ungefähr 20 Meilen nach Nord-Nord-West zu dem Berge Warima. Anfangs war der Weg höchst beschwerlich und einförmig, da er durch dichte und hohe Waldungen führte, auf dem man nichts, als diesen selbst sehen konnte, bis wir einen Berg bestiegen hatten, der sich über die andern erhob, und wir uns unerwartet auf einer unabsehbaren Granitfläche befanden, die ganz mit Alpenpflanzen, *Bromeliaceen*, *Orchideen*, *Commelinaceen* und andern höchst interessanten Pflanzen bedeckt war. Ihre Höhe und ihr Umfang war zum Erstaunen; wir fanden eine *Bromeliacee*, deren Stamm 14 Fuss mass, bevor er Blätter trieb;

da sie aber keine Blüthen hatte, konnte ich auch nicht bestimmen, zu welcher Familie sie gehörte; wahrscheinlich war es eine *Tillandsia.* Viele andere, die zu derselben Familie gehörten, bedeckten die Felsen mit ihrem Gesträuch; jede eine natürliche Cisterne, die gewiss eine Pinte Wasser enthielt, von welchem der obere Theil hell und rein war, während der untere durch Schmutz und eine schleimige Substanz getrübt wurde, die der Pflanze eigenthümlich ist; das Wasser ist wohlschmeckend, und meine Indianer tranken es in Menge. Eine *Commelinacee* mit einem 4 Fuss langen Stamm, trug eine Dolde gelber Blüthen, deren zarter Bau der Blumenblätter ungemein gegen die steifen Kelchblätter abstach. Ebenso fand ich auch mehre Species, die ich schon am Roraima bemerkt hatte, dessen Flora überhaupt ungemein viel Aehnlichkeit mit der des Berges Warima hat. Auch die prächtige *Utricularia* fand ich, und da der felsige Grund ihr nicht genug Feuchtigkeit gab, so wuchs sie zwischen den wasserreichen Blättern der *Tillandsia.* Es machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck, ihren mit herrlichen blauen Blüthen geschmückten Stengel über die Spitzen oder die Krone der *Tillandsia* sich erheben zu sehen. Umgeben von dieser köstlichen Pflanzenwelt, wandte ich nun meine Blicke dem Panorama zu, das sich vor uns ausbreitete. Nach Nord-Osten haftete das suchende Auge auf dem Sarischarinimagebirge, längs dessen Fuss wir uns erst vor kurzer Zeit hingearbeitet hatten; es erstreckte sich gleich einem riesigen Wall von Westen nach Osten, während es im Hintergrunde von dem luftigen Paba überragt wurde, dessen Gipfel in dichte Wolken gehüllt war. Im Osten entdeck-

ten wir die fernen Méréwarigebirge, die den Fluss gleiches Namens rückwärts drängen und dadurch seine Vereinigung mit dem Parima hindern. Nachdem wir vielleicht noch 200 Fuss höher gestiegen, konnten wir auch die Gebirge, die sich nach Süden und Westen von uns befanden, überblicken und deutlich am fernen Horizont die Gebirgsgruppen des Maravaca und Yéonnamari (Duida) unterscheiden; in der Nähe des erstern fliesst der Parámu (Padamo), und an dem südlichen Abhange des letztern der Orinoko. Aus der Ferne hatten sie ihrer Bildung nach viel Aehnlichkeit mit dem Roraima, schienen aber diesen an Höhe zu übertreffen.

Grosse Rauchsäulen erhoben sich in Süd-Osten, wo sich an den Ufern des Awari ein Dorf der Macuindianer befinden sollte; weiter nach Süden hin sahen wir die Gebirge des Ocamo, die wir eben verlassen hatten. Der Warima liegt unter 4^0 nördl. Breite, und nach der Berechnung unter $65^0\ 5'$ westl. Länge. Das Granitgebirge des Warima erstreckt sich nach Norden und bildet die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Parima und denen des mächtigen Orinoko. Der Felsen besteht aus feinkörnigem Syenit, der in west- bei nördlicher Richtung durch zahlreiche Quarzadern von 1—3 Zoll Breite durchschnitten wird. Hier trafen wir auch wieder auf Palmengruppen, die Manicolpalme der Küstenstriche; sie wuchs in Marschboden, der hinlängliche Feuchtigkeit von der Granitfläche erhielt. Nachdem wir ungefähr 1300 Fuss herabgestiegen, folgten wir einem kleinen Bach, der nach West-Süd-West zufloss und überschritten bald darauf den Yawarui, der dem Matakuni, einem Nebenfluss des Parámu, zufloss. Drei

Meilen weiter westsüdwestlich durchkreuzten wir den Matakuni, der hier ungefähr 10 Yards breit war. In Arrowsmith's Karte von Columbien findet sich ein Fluss gleiches Namens als Nebenfluss des Ocamo, aber den Eingebornen, mit denen ich zusammenkam, war er ganz fremd. Der Matakuni, dessen Lauf wir jetzt folgten, hat seine Quellen 2 Tagereisen weiter nach Norden.

Während des 5ten Februar setzten wir unsere Reise nach West-Süd-West fort und überschritten mehre Bergsavannen. Ein *Eupatorium* von unbedeutender Grösse überdeckte ganze Flächen; seine Blätter zeichneten sich durch ungemeine Bitterkeit aus, wobei sie zugleich einen leichten aromatischen Geschmack hatten.

Anfänglich wäre ich beinah zu der sonderbaren Annahme verleitet worden, dass dichter Schnee die Gipfel dieses Höhenzuges bedeckte; die Ursache dieser auffallenden Erscheinung aber waren zwei *Lichen*, die den Boden ganz überzogen. Sie sahen schneeweiss aus, und ich konnte mich keiner Species in Südamerika erinnern, die diese Farbe so rein besessen hätte. Nach dem Morgenthau ist dieses Moos weich und geschmeidig, sobald aber die Sonne den Meridian erreicht hat, wird es ganz steif. Es hat die grösste Aehnlichkeit mit dem Rennthiermoos, aber der grosse Unterschied zwischen den Climaten hielt mich zurück, es für solches anzusehen [1].

Nur mit grosser Mühe konnten wir Wasser finden und

1 Aus den Proben, die ich mit nach England brachte, hat es sich ergeben, dass es wirklich Rennthiermoos (*Lichen rangiferinus Lin.*) ist, das sich demnach in einer gewissen Höhe über die ganze Erdoberfläche zu verbreiten scheint.

es war schon ziemlich spät, bevor wir eine kleine Quelle entdeckten, an der wir unsere Zelte aufschlugen. Die Kälte war schneidend, so dass uns selbst die Decken nicht ganz davor schützen wollten. Um 2 Uhr des Morgens stand der Thermometer auf 51° und um 5½ Uhr auf 56° Fahrenh.

Der folgende Morgen (7te Febr.) war ausgezeichnet schön und wolkenlos, so dass wir auch das Maravaca- und Yéonnamarigebirge deutlich sehen konnten; sie erstreckten sich von Süd-West nach West bei Süd und nahmen einen Flächenraum von 30° ein, obgleich sie noch 40 Meilen von uns entfernt liegen mussten. Eine nähere Gebirgskette zog sich von West bei Nord nach Ost bei Süd hin und war wieder durch einen Gebirgszug durchschnitten, der sich von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost erstreckte; längs diesem letztern fliesst der Kundanama. Auf diesen Gebirgen wechselten grosse Waldflächen mit Savannen ab; das Gras derselben schien an verschiedenen Stellen in Brand zu stehen, denn der Horizont war mit dichten Rauchsäulen bedeckt. Bevor wir das niedre Thal des Kundanama, eines Nebenflusses des Parámu, erreichten, hatten wir einen ungemein beschwerlichen Weg über die Gebirge zurückzulegen. Wir überschritten den Kundanama bei einer Breite von 30 Yards, wo die Indianer aus zwei Baumstämmen eine Brücke mit Geländern von Lianen über einen Wasserfall geschlagen hatten. Bald nachher trafen wir auf zwei Hütten, die von 23 Maiongkongs und Guinaus bewohnt wurden, bei denen eben auch eine Reisegesellschaft von 70 Maiongkongs eingetroffen war, die am obern Ventuari (den sie Paraba nannten) gewesen. Der Ort erhielt durch diese grosse

Versammlung ein ungemein belebtes Ansehen; aber auch sie waren wegen der Kirischanas in Sorgen. Grosse Körbe mit Cassadabrod waren nach allen Richtungen aufgehäuft, während sie auf einem kleinen Rost Tausende von jenen Würmern räucherten. Da wir augenblicklich einen Vorrath von Cassadabrod erhalten konnten, so setzten wir unsere Reise ohne Aufenthalt fort; leider musste ich hier einen meiner Indianer zurücklassen, der vom Fieber so angegriffen war, dass wir ihn bisher in seiner Hängematte hatten tragen müssen. Nach zwei Meridianhöhen lag das Dorf unter 3° 57′ nördl. Breite.

Den 8ten Februar begannen die Mühen eines Bergpfades von Neuem, da wir den Kikiritza, der sich 3000 Fuss über den Kundanama erhob, zu ersteigen hatten. Auf seinem Gipfel fanden wir ebenfalls eine Fläche, die mit niedrigem Gebüsch und jenem weissen Moos überdeckt war.

Moose werden meistentheils nur an feuchten Orten gefunden, hier aber, wo Alles den Stempel der Dürre trug und die Vegetation nur in verkrüppeltem Zustande auftrat, musste diese Menge der Moose und Lichen in Erstaunen setzen; denn nicht allein jenes Rennthiermoos, sondern auch andere bedeckten die Aeste und Stämme der Bäume und den Boden so dicht, dass man sich beim Niedersetzen auf das weichste Polster versetzt glaubte; demnach scheinen die Moose keine fortwährende Feuchtigkeit zu verlangen. Gegen Mittag erreichten wir eine Hütte der Maiongkongs, die man eben erst erbaut hatte; sie wurde von 32 Personen bewohnt, von denen der grösste Theil noch ziemlich jung war. Da sie Kunde von unserer Ankunft gehabt, so hatten sie uns einige Früchte ihrer Pflanzung

gesammelt, unter denen sich auch einige Ananas befanden, die zwar klein, dabei aber so süss und aromatisch waren, wie ich sie noch nie zuvor gegessen hatte; sie übertrafen selbst die von Watu Ticaba, die ich damals für die besten hielt.

Nach Nord $\frac{1}{2}$ Osten erhob sich in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meile ein hoher Gipfel, den die Eingebornen Arapami nannten, und der sich durch eine colossale Felsenmasse auszeichnete, die sich auf seinem südlichen Abhang senkrecht erhebt. Der kleine Fluss desselben Namens fliesst längs seines Fusses nach Süd-Osten und verbindet sich mit dem Kundanama.

Da einige meiner Leute so geschwächt waren, dass sie das Gepäck nicht mehr über die Gebirge tragen konnten, so musste ich hier einige Stunden anhalten, um mir frische Träger zu miethen. Interessant war es für mich, als ich hier bemerkte, dass sich die Indianer gegenseitig zur Ader liessen, was sie als Mittel gegen die Ermattung ansahen. Indem ich mich meinen Leuten näherte, fand ich die Macusis und Wapisianas eben damit beschäftigt, sich gegenseitig eine Ader am Schenkel mit einem Stück Bergkrystall zu öffnen. Sie schreiben diesem Instrumente ganz besondere Kräfte zu, und schlugen daher auch mein Anerbieten, ihnen eine Lanzette zu geben, aus.

Die Gebirge zogen sich immer noch von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost. Auf den Gipfeln und Höhen müssen oft fürchterliche Wirbelwinde hausen, denn ich fand ganze Strecken entwurzelter Bäume über einander liegen, die sich oft so hoch auf einander gethürmt hatten, dass

wir sie nur mit der äussersten Schwierigkeit übersteigen konnten.

Während wir eben das Gebirge durchkreuzten, stiessen wir auf eine Herde jener herrlichen Vögel, den Felsenhahn oder das Felsenmännchen (*Rupicola elegans*), wobei ich zugleich Gelegenheit hatte, Zeuge des Tanzes dieser Vögel zu sein, von dem mir zwar die Indianer schon viel erzählt hatten, den ich aber immer noch für eine Fabel hielt. Eben hörten wir in einiger Entfernung die zwitschernden Töne, die der Rupicola so eigenthümlich sind, und zwei meiner Führer winkten mir, mich mit ihnen vorsichtig nach dem Orte hinzuschleichen, der etwas abgelegen vom Wege den Versammlungsplatz der Tanzenden bildete. Er hielt etwa 4—5 Fuss im Durchmesser, jeder Grashalm war entfernt und dabei der Boden so glatt, als hätten ihn menschliche Hände geebnet. Auf diesem Platze sahen wir einen der Vögel herumtanzen und springen, während die übrigen offenbar die bewundernden Zuschauer bildeten. Jetzt spreitete er seine Flügel aus, warf seinen Kopf in die Höhe, oder schlug gleich einem Pfau mit dem Schwanze ein Rad; dann stolzirte er umher und kratzte den Boden auf, was alles mit einem hüpfenden Gange begleitet war, bis er ermüdet einen eigenthümlichen Ton von sich gab und ein anderer Vogel seine Stelle einnahm. So traten drei nach einander auf die Schaubühne, und zogen sich hinter einander mit dem stolzesten Selbstgefühl wieder unter die übrigen zurück, die sich auf einigen niedern Büschen, welche den Tanzplatz umgaben, niedergelassen hatten. Wir zählten 10 Männchen und 2 Weibchen; bis sie plötzlich das knisternde Geräusch eines

Stück Holzes, auf das ich unvorsichtig meinen Fuss gesetzt hatte, aufscheuchte — und dahin flog die ganze tanzende Gesellschaft!

Die Indianer, welche ihre schönen Bälge ungemein schätzen, suchen diese Vergnügungsplätze eifrig auf, und verbergen sich mit ihrem Blaserohr und vergifteten Pfeilen, um die Tanzenden zu erwarten. Bevor der Tanz nicht völlig begonnen, setzt der Indianer seine Waffe auch nicht in Thätigkeit; die Vögel sind dann so mit ihrem Vergnügen beschäftigt, dass er 4—5 nach einander erlegen kann, bevor es die übrigen merken und davon fliegen. Senhor Ayres sagte mir, dass es am Flusse Uaupes nicht schwer fallen würde, während der Paarzeit 200—300 zu erlegen, da sich dann die Hähnchen mehr zusammenhielten, und bei dem Tanze alle ihre Vorzüge zur Schau legten, um durch diese die Neigung irgend eines Lieblingsweibchens zu gewinnen.

Nachdem wir nach und nach bis zum Mehamé, der dem Kundanama von Süd-Süd-Ost zuströmt, herabgestiegen waren, trafen wir wieder auf Palmen und Heliconien.

Die Berge zogen sich immer noch in parallelen Zügen hin, wichen dabei aber etwas von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost ab, waren auch nicht mehr so hoch und dachten sich nach und nach ab. Die Luft war wärmer und der Thermometer stand um 6 Uhr des Morgens auf 65°. Das weisse Moos war verschwunden und die übrigen Species bildeten auch nicht länger jenen dichten Rasen. In der Höhe von 4000 Fuss wurde es durch ein *Lycopodium* ersetzt, das ganze Flächen bedeckte, und

ihnen das Aussehn von grünen Matten gab. Die Species war neu für mich und wie die meisten dieser Familie, eine Kriechpflanze. Unter ihnen bemerkte ich auch eine Species, deren Reproductionsorgane in sichtbaren Spiken ausliefen, während die der andern Aeste bildete. Die letztern hatten eine Höhe von 4—5 Fuss.

Bald darauf überschritten wir den Manzaba und Marawia und waren somit in das Flussgebiet des Parámu eingetreten, an den wir den 10ten Februar gegen 3 Uhr Nachmittags ankamen. Der Parámu entsprach meinen Erwartungen auf keine Weise, da ich ihn für viel grösser gehalten. Unter 3⁰ 51′ nördl. Breite, wo wir zuerst auf ihn stiessen, war er ungefähr 40 Yards breit; sein Wasser hat ein trübes Aeussere, die Strömung nach Süden ist ziemlich stark, und betrug 3 Meilen in der Stunde. Sie wird durch eine Menge grobkörniger Granitblöcke, die in dieser Gegend am Fusse und auf den Gipfeln der Gebirge vorherrschend sind, vielfach unterbrochen. Er strömt unter einem betäubenden Geräusch vorwärts und bildet eine Menge Fälle. Auf den Karten ist er unter dem Namen Maquiritari oder Padamo aufgeführt, die Maiongkongs und Guinaus aber, die seine Ufer bewohnen, nennen ihn Parámu. Wir schlugen unser Lager auf dem linken Ufer auf, während die Indianer an das jenseitige Ufer gingen, um dort von einer verlassnen Hütte Besitz zu nehmen. Der Regen fiel gegen Abend in Strömen herab.

Nachdem auch wir am 11ten Februar den Fluss überschritten, setzten wir mehre Meilen unsern Weg nach Süd-Süd-Westen an seinem Ufer entlang fort, und wandten uns dann mehr westlich, um das Dorf eines meiner

Führer, eines Maiongkongs, zu besuchen, durchkreuzten den kleinen Fluss Kurikanama in der Gegend eines ganz niedlichen Wasserfalls, von wo an der Kurikanama dem Parámu in südsüdöstlicher Richtung zufliesst. Der Cuyaka, dem wir nun folgten, fällt in den Kurikanama. Gegen Mittag erreichten wir das Indianerdorf. Es lag auf einem kleinen Hügel, der sich ungefähr 80 Fuss über das Flussufer erhob, und bestand aus zwei grossen runden Hütten und einem Lehmhause. Mitten aus der Gebirgskette erhob sich ein Berg weit über die ihn umgebenden, den die Maiongkongs Maravaca Huha nannten, und der zugleich die ganze Bergscenerie schloss. So weit ich es aus der Ferne beurtheilen konnte, war es der höchste Gipfel dieser Kette, die ihrer allgemeinen Bildung nach so viel Aehnlichkeit mit dem Roraimagebirge hatte, nur dass sie weniger steil abfiel und nicht jene ununterbrochenen Wälle zeigte. Die Indianer suchten alles Mögliche hervor, um uns ihre Freude über unsern Besuch erkennen zu geben. Wir zählten 64 Bewohner, ausserdem aber sollten noch viele abwesend sein. Sie waren alle wohlgebildet und der grössere Theil kaum 24 Jahre alt. Auch sie hatten sich bemalt, und ganz dieselbe Bekleidung wie alle Maiongkongs, die ich bisher getroffen. Die Weiber trugen das Haar kurz geschnitten, waren aber nicht wie die übrigen Maiongkongs völlig nackt. Nach der ersten Bewillkommnung brachten uns die Weiber verschiedene gegohrne Getränke, denen eine ganze Reihe kleiner Näpfe mit Brühen und eine Zahl nett geflochtener, platter Körbchen folgte, auf denen frisches Cassadabrod lag. Obschon wir keine Feuerwaffen bei ihnen bemerkten, so hatten doch die meisten

Männer Jagdmesser von britischer Manufactur, und ihr grösster Stolz bestand darin, diese immer spiegelblank zu erhalten.

Die Maiongkongs sind eingefleischte Raucher. Während wir über das Gebirge stiegen, benutzten sie jeden Halt, um augenblicklich ein Feuer anzuzünden, sich um dasselbe herumzukauern, ihre Cigarren zu bereiten, indem sie etwas Tabak in indianische Maisblätter rollten, und diese anzubrennen. Kommt ein Fremder in ihre Hütte, so reichen sie ihm augenblicklich einige Cigarren, die sie zuvor anrauchen. Da ich nicht rauche, so war dies stets eine harte Probe für mich.

Sie sind ein stolzer und hochmüthiger Stamm. Der Maiongkong stolzirt stets mit dem Selbstbewusstsein einher, als ob ihm die ganze Welt unterthänig wäre, wobei er gewöhnlich das eine Ende seines Gürtels über die Schulter geschlagen hat. Daher verwendet er auch die äusserste Sorgfalt auf sein Aeusseres und scheitelt sein Haar mit der grössten Genauigkeit unmittelbar über der Stirn. Eine Kriegskeule, die sich aber von der der Cariben und Macusis unterscheidet, ist sein beständiger Begleiter. Am untern Ende ist sie zugespitzt, und setzt oder kauert er sich nieder, so stösst er sie vor sich in die Erde. Gleich allen übrigen Indianern wachen sie früh auf und sprechen dann unter einander aus den Hängematten heraus. Um 5 Uhr erheben sie sich, um sich in dem benachbarten Bache oder Flusse zu baden, während unterdessen die Frauen das Frühstück bereiten, worauf die Männer auf die Jagd geben oder sich wieder in die Hängematte legen. Um 9, 12 und 3 Uhr essen sie nochmals, bis ein grösseres Mahl gegen

Sonnenuntergang den Tag beschliesst. Dieses nehmen sie vor ihren Hütten ein, wobei die Brühen den Hauptbestandtheil bilden. Zu diesen Mahlen wurden meine Begleiter jedesmal eingeladen, oft von verschiedenen Familien zugleich, so dass sie beinah gar nicht zu essen aufhörten.

Das Dorf ist wegen der Bereitung seiner Körbe und Blaseröhre berühmt, und ich hatte denn endlich auch Gelegenheit die Pflanze zu sehen, die das wunderbare Rohr treibt, welches die Indianer Guiana's so hoch schätzen, da sie ihre Blaseröhre daraus verfertigen. Die Leser von Humboldt's Reisen werden sich erinnern, dass die Indianer, welche nach Esmeralda vom Einsammeln der Brasiliennüsse zurückkehrten, auch ein Schilfrohr mitbrachten, das 15—17 Fuss lang war und dabei auch nicht die geringste Spur eines Knotens zeigte. Es war vollkommen gerade, glatt und ganz cylinderförmig. Herr von Humboldt konnte aber aus den Stücken nicht bestimmen, zu welcher Familie diese Pflanze gehörte. Ich fand sie am Fusse des Maravaca und erkannte sie für eine neue Species der *Arundinaria*, die in grossen Büscheln gleich dem Bambus zusammenwuchs; das erste Glied erhebt sich bei der alten Pflanze ohne jeden Knoten von 15—16 Fuss, dann brechen die ersten Blätter hervor, und der ganze Stengel erreicht gewöhnlich eine Höhe von 30—40 Fuss. Der Stengel ist selten dicker als $1/2$ Zoll im Durchmesser, und die graziöse Biegung, welche durch die Schwere des obern Theils hervorgerufen wird, erhöht die Schönheit der Pflanze nur noch mehr. Sie ist nur den Sandsteingebirgen des obern Orinoko, zwischen dem Ventuari, Parámu und Mavaca ei-

genthümlich. Die Indianer nennen sie Curata, wovon auch die Maiongkongs und Guinaus dieser Gegenden den Namen „Curata-Volk“ erhalten haben

Das Mittel von 7 Beobachtungen gab mir die Lage des Orts zu 3° 47′ nördl. Breite an, und demnach muss der Berg Maravaca, der höchste dieser Gruppe, unter 3° 40′, und der vereinzelte Kurianiheri mit seiner pyramidalen Bildung, 3° 38′ nördl. Breite liegen. Die gebirgige Gegend und die dichten Wälder verhinderten mich die Höhe des Maravaca nach einer Grundlinie zu bestimmen, er erhob sich aber sicher gegen 10,000—11,000 Fuss über dem Meeresspiegel. Das Wasser kochte in dem Maiongkongdorfe bei 205°·5 (etwa 3500 Fuss über dem Meere). Gegen Sonnenaufgang stand der Thermometer gewöhnlich von 59° bis 61°; sein höchster Stand, im Schatten des Zeltes, war 88°, worauf er gegen Sonnenuntergang zwischen 78° und 80° variirte. Um 9 Uhr Vormittags springt gewöhnlich ein leichter Ostwind auf, der bis Mittag anhielt und dann wieder nach und nach abstirbt.

Ehe wir das Dorf verliessen, glückte es uns noch, eine kleine Kalabasche mit Salz von einigen Guinaus, die vom Fluss Cunucuma kamen, einzuhandeln. So unbedeutend dies auch scheinen mag, so hatte diese Acquisition für uns doch einen unendlichen Werth. Die Guinaus hatten den Weg in vier Tagen zurückgelegt und ich schloss daraus, dass der Cunucuma etwa 50 Meilen nach Westen entfernt liegen müsse. Zugleich gaben sie mir an, dass der Fluss in der Nähe ihres Dorfes ungefähr 100 Yards breit und ausser ihnen, von keinem andern Stamme bewohnt würde. Wie die Maiongkongs, sind auch sie wegen

der Verfertigung der Cassadareiben berühmt, mit denen sie auch unter den benachbarten Stämmen einen kleinen Handel treiben. Die Gesellschaft bestand aus vier starken und wohlgebildeten Männern. Ausser den Cassadareiben hatten sie auch noch einige neue Hängematten bei sich, die unsere Macusis austauschten.

Der Vorrath meiner Tauschwaaren war aber so zusammengeschmolzen, dass ich ihnen die gewünschten Artikel, womit sie bezahlen wollten, nicht geben konnte; obgleich nun die Guinaus meine Macusis zuvor noch nie gesehen hatten, so vertrauten sie doch ihrem Wort, dass sie durch einen der Indianer, welche mich nach Pirara begleiteten, wo ich wieder Tauschartikel zu finden hoffte, ihnen die Bezahlung zurücksenden wollten. Die Tauschwaaren der Guinaus bestanden in Hängematten, Cassadareiben, Schurzen, Gürteln aus Menschenhaaren und Schmucksachen von indianischen Raben- und Papageienfedern. Ich verschaffte mir auch einige zweischalige Muscheln vom Cunucuma von ihnen, die sie als Schmuck trugen; sie gehörten einer neuen Species an, und obgleich sie durchbohrt waren, um sie mit Affenzähnen zugleich anreihen zu können, hatten sie doch dadurch nur wenig gelitten.

Am 15ten Februar brachen wir wieder von dem Maiongkongdorfe auf, und folgten in Kähnen dem südlichen Laufe des Parámu. Etwas unterhalb der Vereinigung mit dem Puruniama beginnt eine ganze Reihe Fälle, an denen wir von einem herben Geschick heimgesucht wurden. Als wir einen der Katarakte herabfuhren, füllte sich eins der kleinen Corials mit Wasser, sank unter, und obschon wir es

glücklich wieder heraufzogen, war doch beinah seine ganze Ladung verloren; unter dieser befand sich leider auch unser erst gekauftes Salz und unser ganzes Geschirr, das, obschon nicht eben von werthvollem Metall, doch für uns denselben Werth hatte, als wäre es von Golde gewesen.

Kurz darauf betraf dasselbe Schicksal ein zweites Corial, das wir aber noch glücklich an das Ufer ziehen konnten bevor es sank, weswegen wir auch keine neuen Verluste zu beklagen hatten. Den Schaden, den das Wasser angerichtet, stellten die heissen Sonnenstrahlen bald wieder her. In einer Länge von 300 Yards bildete der Fluss Wasserfall auf Wasserfall und Stromschnelle auf Stromschnelle, von denen einige so bedeutend und gefährlich waren, dass wir unser Gepäck fünfmal ausladen und über das Land tragen mussten.

Auch während des 16ten Februars blieb der Fluss derselbe; einige der Fälle stürzten sich oft 15—20 Fuss senkrecht herab, so dass wir auch heute wieder die Corials ausladen mussten. Gegen Mittag erreichten wir den Katarakt Marivacaru, der grösste, den wir seither getroffen; der Fluss schäumt hier über einen Felsendamm von 30 Fuss Höhe herab, und die Arbeit begann von Neuem, das Gepäck musste ausgeladen und die Corials über das Land geschafft werden. Von jetzt an folgten wir dem Laufe des Flusses nach Süd-Osten hin, bis sich plötzlich vor uns eine ungeheure weisse Rauchwolke, dafür hielt ich sie wenigstens aus der Ferne, erhob, welche ich einem Feuer der Indianer zuschrieb, die uns vorausgeeilt waren. Bald aber wurde ich meinen Irrthum inne, denn statt einer Rauchsäule fand ich eine ungeheure Schaum-

säule, die sich an der Vereinigung des Kundanama mit dem Parámu erhob. Der Kundanama, der von Nord-Ost herkommt, liegt ungefähr 35 Fuss höher als der Parámu. Kurz vor seiner Vereinigung erhebt sich eine kleine Insel, wodurch seine Wogen in zwei Arme getheilt werden, die sich dann in zwei Katarakten, von denen der eine 20 Fuss hoch ist, mit dem Parámu verbinden. Der dichte weisse Schaum des erstern contrastirt auffallend mit dem dunkelgefärbten des Parámu, wobei sich grosse Nebelwolken, welche durch den Zusammenstoss der beiden Gewässer aufgetrieben werden, hoch in die Luft erheben, und gleich einem Schleier das üppige Grün der Palmen und weitschattigen Bäume überdecken.

Nie hatte ich noch zwei Flüsse sich auf eine solch grossartige Weise verbinden sehen. Die Breite der beiden Fälle betrug gewiss 300 Yards; an ihrem Fusse bilden sie ein weites Bassin, an dessen südlichem Ufer sich bedeutende Sandmassen angehäuft haben, die der Kundanama von dem Sandsteingebirge abschwemmt. Am 7ten Februar hatten wir den Kundanama unter 3° 57′ nördl. Breite überschritten, worauf er sich nach einem bedeutenden Umweg nach Süd-West bei Süd unter 3° 30′ nördl. Breite mit dem Parámu verbindet. Unser Lager, das wir in einer Entfernung von 4 Meilen vom Katarakt aufschlugen, lag 3° 26′ nördl. Breite.

Nachdem wir am 17ten Februar den Katarakt Cavana überfahren hatten, wurde der Wasserspiegel vergleichungsweise ebener; bis zu diesem Fall aber übertrifft der Parámu in Rücksicht der Menge und Höhe seiner Fälle, jeden Fluss, den ich bisher noch gesehen hatte, und wir

hatten volle Ursache, dem Allmächtigen zu danken, dass wir alle diese Schwierigkeiten und Gefahren ohne irgend einen bedeutenden Unfall überwanden; aber die beiden letzten Tage hatten manche angstvolle Stunde in ihrem Geleit gehabt. Der Fluss breitet sich nun bis auf 150 Yards aus, seine Ufer flachen sich immer mehr ab und sind mit einem reichen Grün und dichten Palmengruppen bedeckt, unter denen ich die Coucourite, *Curua*, *Lou*, *Popo*, *Araho*, so wie auch einige andere für mich neue Species bemerkte.

Von der Mündung des Watamu schlug der Parámu plötzlich eine scharfe Krümmung nach Nord-West ein und brachte uns einem wallgleichen Gebirgszug gegenüber, der eine Fortsetzung des Maravaca ist. Die Sonne warf ihre Strahlen von seinen nackten Abhängen zurück, wodurch er ein schneeweisses Aeussere erhielt; der Wataba Siru lag Nord-West bei Nord; seine Spitze, ein vereinzelter conischer Gipfel, war in dichte Wolken gehüllt. Der nördliche Theil des Yéonamari (Duida) lag nach West-Nord-West und erstreckte sich weiter nach Süden, als wir ihn mit den Augen verfolgen konnten; er schien aber nur 200 Fuss niedriger zu sein als der Wataba Siru. Gegen Mittag hielten wir an einem Maiongkongdorfe, wo ich nach der Uebereinkunft meine Corials abgeben sollte; zugleich war mir schon damals die Hoffnung gemacht worden, dass wahrscheinlich vor meiner Ankunft ein grosses Corial fertig sein würde, das ich an die Stelle der abzugebenden kaufen könnte.

Am 19ten Februar kam das in Aussicht gestellte Corial auch an; es war in der Nähe des Wataba Siru gebaut worden, und die Indianer hatten gegen acht Tage gebraucht,

bevor sie es auf den Parámu gebracht. Es mass 33 Fuss in der Länge und 5 Fuss in der Breite und entsprach meinen Wünschen vollkommen. Den Eigenthümer desselben konnte man unter die Stutzer zählen, da er mit einer gewissen Eleganz angezogen war, wozu er sich die Sachen aus Angostura mitgebracht, das er kürzlich besucht hatte. Er sprach einige Worte Spanisch und schien in jeder Hinsicht ein verständiger Mann zu sein. Soviel Sorgfalt er auch auf seine eigene Person verwandt hatte, um so weniger glaubte er dies bei seiner Frau nöthig, denn sie erschien im reinen Naturzustande. Wir hatten den Handel um das Corial bald abgeschlossen, ich zahlte ihm den Werth theils in Jagdmessern, Aexten, Calico, Messern u. s. w. aus, und schnell versahen wir es mit Bänken, um uns nach Esmeralda zu bringen.

Am Morgen des 20sten Februar traten wir die Reise in unserm neuen Corial nach Süd-Westen hin an. Seit den letzten drei Tagen hatten uns fortwährend Gewitterstürme und starke Regengüsse verfolgt, worauf auch der Fluss schon über 1 Fuss gestiegen war. Einige der Fälle unterhalb des Dorfes überfuhren wir ohne irgend einen Unfall, das Kanoe widerstand den heftigen Stössen auf eine bewundernswürdige Weise, und obgleich das Steuerruder ziemlich gross war, so litt doch auch dieses keinen Schaden. Wir hatten daher alle Ursache, uns zu unserm neuen Kauf Glück zu wünschen; das Kanoe war fest aus Cedernholz gebaut, dabei ziemlich leicht, eine Eigenschaft, die mir um so mehr werth sein musste, als ich bis jetzt noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben hatte, auf dem Mavaca vorzudringen, wo wir dasselbe wahrscheinlich an vielen

Stellen über Land würden tragen müssen. Die Maiongkongs sind ausgezeichnete Schiffsbauer, und beenden ihre Arbeit mit Feuer und Aexten in kürzerer Zeit als irgend welche Indianer. Unterhalb des letzten Wasserfalls des Parámu, wurden wir durch ein Paar Frischwasser-Delphine bewillkommt, die uns unter Spielen und Springen folgten; der Lauf des Flusses war bis zum Matakuni Süd bei Ost. Der Fluss mochte 270 Yards breit sein; seine Ufer waren niedrig, und die Strömung viel geringer als den Tag vorher.

Unter den Fällen bemerkten wir eine Menge Pacus, die aber nach Gestalt und Farbe bedeutend von denen des Essequibo und Mazaruni abwichen, da sie hier mehr schwarzblau sind. Nachdem wir den ebenen Wasserspiegel erreicht, sahen wir auch an jeder seichtern Stelle eine Menge Silurideen und andere Fische versammelt. Am Ufer bemerkten wir den riesigen Oubudibaum, der ganz mit hellrothen oder gelben Früchten bedeckt war. Die Hitze wurde immer drückender und der Thermometer stieg, sobald wir ihn der Sonne aussetzten, auf 123°. Kurz nach Mittag bemerkte ich um die Sonnenscheibe einen grossen Hof, der 43° im Durchmesser hatte; der äussere Rand des Kreises war weiss, der innere dagegen gelb; er verschwand erst nachdem die Sonne den 25° des Horizontes erreicht hatte. Obgleich ich früher schon oft den Mond mit einem solchen Hof umgeben gesehen hatte, so war dies doch noch niemals der Fall bei der Sonne gewesen; der Tag war neblich und in Nord-Osten thürmten sich schwere Gewitterwolken auf. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir den Matakuni, der von Nord-Nord-Osten herkam,

nachdem wir ihn kurz vorher in Norden von jenen Gebirgen überschritten hatten; damals war es ein kleiner Bach von kaum 10 Yards Breite, hier aber bildete er schon ein Bett von wenigstens 150 Yards Breite. Da der Himmel ganz mit Wolken bedeckt war, so gelang es mir erst nach Mitternacht, eine Beobachtung an dem Sterne α des Centaur aufnehmen zu können, die unsere nördl. Breite zu $3^0\ 2'$ feststellte.

Ich erwähnte schon früher, dass der Matakuni auf allen Karten als Nebenfluss des Ocamo aufgeführt wird; nirgends aber konnte ich einen Fluss entdecken, der unter diesem Namen dem Ocamo zuströmt, wie auch die Indianer nur diesen Nebenfluss des Parámu kannten.

Den 21sten Februar waren wir schon vor Sonnenaufgang wieder in dem Corial, und hofften in wenigen Stunden in dem Orinoko einzufahren. Das Wasser des Matakuni ist weiss, wodurch der Parámu eine viel hellere Färbung erhält als er vor seiner Vereinigung mit diesem hat. Die Temperatur beider Flüsse war gleich, nämlich 82^0, während die Luft nur 73^0 zeigte.

Die Delphine folgten uns fortwährend, wenigstens hielten wir sie noch für dieselben, die sich den Tag vorher zu uns gesellt hatten, und in ihrer Begleitung fuhren wir um 9 Uhr Vormittags in den Orinoko ein. Der Lauf des Parámu war zuletzt südöstlich gewesen, kurz vor seiner Vereinigung aber wendet er sich Süd 21^0 Ost und hat dann eine Breite von 300 Yards. Der Orinoko ist oberhalb der Verbindung mit dem Parámu, die unter $2^0\ 54'$ nördl. Breite liegt, ebenfalls nicht viel breiter. Vergleiche ich meine Bestimmung der Lage der Vereinigung mit der der

Karten, so ist diese 18 Meilen weiter südlicher als sie dort angegeben wird; eben so verschieden ist auch die Lage des Duida, da sich dieser nach dem Compass Nord 40° West erhebt. Als mir die Eingebornen die Gebirge zeigten, wo nach ihrer Angabe der Orinoko entspringen soll, was nach meinen Berechnungen unter 2° 30′ nördl. Breite sein muss, glaubte ich, er würde einen Bogen von Norden nach Westen schlagen; hier aber zeigte es sich mir deutlich, dass er von seinen Quellen an, den westnordwestlichen Lauf bis zu seiner Gabeltheilung unterhalb Esmeralda beibehält. Einige Meilen westlich vom Parámu breitet sich der Orinoko bis zu 400, 500 und 600 Yards aus. Zahlreiche Sandbänke erheben sich in seinem Bette, und wir hatten wieder mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie schon früher. Der Strom war oft in seiner ganzen Breite nicht tiefer als 12—15 Zoll, weswegen wir uns auch für das Corial Kanäle ausgraben mussten. Seine Strömung ist meistentheils so unbedeutend, dass das Wasser förmlich still zu stehen scheint, wo denn der Spiegel mit Blasen und Schaum bedeckt ist. Stiess der Kiel des Bootes auf den Boden auf, dann kam gewöhnlich eine Frischwasser-Alge von grüner Farbe und mit einer schleimigen Substanz bedeckt, zum Vorschein.

Die Ufer des Flusses sind niedrig und die angrenzenden Striche eben, nur hie und da durch vereinzelte, niedere und dichtbewaldete Hügel unterbrochen; im Norden schien sich der Duida mit den angrenzenden Gebirgen bis in die Wolken zu erheben. Ein pyramidenförmiger Berg zeichnete sich vor allen durch seine auffallende Bildung aus, da aber meine Indianer den Orinoko ebenfalls zum

erstenmal besuchten, so konnten sie mir seinen Namen nicht angeben. Plötzlich vernahmen wir vom rechten Ufer her das Gebell eines Hundes, und schnell ruderten wir nach der Gegend hin, um Erkundigungen einzuziehen; doch was wir wünschten, erlangten wir nicht, da wir bloss eine vereinzelte Hütte fanden, die durch eine wilde Bestie von einem Hunde bewacht und offenbar nur von einigen Weibern bewohnt wurde. Wir frugen in allen Sprachen der Indianer, deren wir nur irgend mächtig waren, nach der Entfernung bis Esmeralda, erhielten aber immer ein und dieselbe Antwort in einer uns ganz unbekannten Sprache; und dazu vergönnten uns die lohfarbigen Schönheiten nicht einmal ihren Anblick, denn sie hatten sich hinter die Thür ihrer Hütte versteckt und wurden kräftig durch den Hund vor unserer Zudringlichkeit geschützt, der jeden Eindringling, gleich einem zweiten Cerberus, zurückscheuchte.

Die Nacht hielten wir auf einer Sandbank dem Fluss Wapo (Guapo) gegenüber, wo uns Myriaden Sandfliegen umschwärmten und unbarmherzig plagten, wie sie es schon die ganze Zeit, seitdem wir in den Orinoko eingefahren waren, gethan hatten. Diese Plage unter einer Hitze von 130° in der Sonne, der wir auf dem breiten Strom ohne allen Schutz ausgesetzt waren, wurde beinah unerträglich. Erst mit Eintritt der Nacht empfanden wir einige Linderung, wo ein sanfter Luftzug unsere brennenden Gesichter abkühlte. Nach vier Beobachtungen von einigen nördlichen und südlichen Sternen, hielten wir unter 3° 7′ nördl. Breite.

Am 22sten brachen wir um 6 Uhr mit der sichern Hoffnung auf, Esmeralda bald vor uns liegen zu sehen.

Leichte wollige Wolken hüllten den Duida ein; kaum aber hatte sich die Sonne erhoben, als sie auch am Horizont verschwanden — und die ungeheure Felsenmasse, theilweise durch die Strahlen der Morgensonne beleuchtet, lag in all ihrer majestätischen Grösse und Pracht vor uns. Unser Weg war nicht ohne Schwierigkeiten; mehremal blieben wir auf den Sandbänken sitzen, oder mussten von Ufer zu Ufer fahren, um die seichten Stellen vermeiden und den gekrümmten Lauf des eigentlichen Kanals des Stromes folgen zu können. Endlich breitete sich vor uns eine liebliche Savanne an dem Fuss des Gebirges aus, die ich augenblicklich, nach Humboldt's Beschreibung, als die von Esmeralda erkannte. Einige Kanoes, die am Ufer angebunden waren, bezeichneten uns den Landungsplatz. Die Gefühle zu beschreiben, die mich überwältigten, als ich ans Ufer sprang, dazu fehlen mir die Worte; mein Ziel war erreicht und meine Beobachtungen, die an der Küste Guiana's begannen, waren jetzt mit denen Humboldt's zu Esmeralda in Verbindung gebracht, und ich gestehe offen, dass die Anerkennung dieses grossen Reisenden zu einer Zeit, wo mich fast alle körperlichen Kräfte verlassen, wo ich von Gefahren und Schwierigkeiten umgeben wurde, die nicht gewöhnlicher Natur waren, ich gestehe nochmals, dass ich allein durch diese Anerkennung zum unerschütterlichen Verharren ermuthigt wurde, dem Ziele nachzustreben, das ich jetzt errungen; die abgemagerten Gestalten meiner Indianer und treuen Führer verkündeten deutlicher als alle Worte nur irgend vermochten, welche Schwierigkeiten wir zu überwinden gehabt und überwunden hatten.

Das Dorf lag einige hundert Yards von dem Ufer entfernt; auf der Hälfte des Weges kam uns der Alkalde entgegen, um uns in spanischer Sprache willkommen zu heissen. Seine äussere Erscheinung stand aber keineswegs mit seiner Würde im Einklang, da sich ein blosser Schurz aus der Rinde des Marimabaums um seine Lenden schlang und zugleich die ganze Kleidung bildete. Er führte uns zu seiner Hütte, in der sein Weib, seine Kinder und Enkel schon versammelt waren und wo wir bald fanden, dass er, für den Augenblick wenigstens, der einzige erwachsene Mann des Dorfes war. Die Señora brachte uns schnell einige geräucherte Fische und Cassadabrod, während Senhor tausend Fragen über europäische Angelegenheiten an mich richtete. Er sprach von Frankreich und Paris, England und London, Preussen und Berlin; frug welche Staaten jetzt in Krieg verwickelt wären und was Ferdinand VII. jetzt in Catalonien vorhabe. Der Wechsel in der Lage Spaniens war ihm ganz neu und er konnte durchaus nicht begreifen, wie es nur möglich sei, dass dort eine Königin regieren könne; eben so wunderbar erschien es ihm, dass Donna Maria den Thron von Portugal habe besteigen können. Auch von Napoleon sprach er und zeigte überhaupt eine ziemliche Bekanntschaft mit europäischen Verhältnissen, was darin seinen Grund hatte, dass er während der letzten Revolution in Columbien als Matrose am Bord eines Kaperschiffes unter einem catalonischen Kapitain gedient hatte und mehrmals in Westindien gewesen war. Nachdem ich seine Neugier, so weit es in meinen Kräften stand, befriedigt hatte, kam die Reihe des Antwortens an ihn, denn ich war meinerseits nicht we-

niger begierig, von ihm Nachrichten über meine fernere Reise einzuziehen. Nur mit Widerstreben konnte ich mich entschliessen dem Cassiquiare zu folgen, da ich wusste, dass ich auf diesem Wege wenigstens einen Umweg von 200 Meilen bis Bararoa machen würde, als wenn ich dem Mavaca und Padaviri folgte. Dazu waren auch unsere Kleidungsstücke so abgerissen, dass wir uns kaum unter civilisirten Menschen sehen lassen konnten, wie uns auch das Geld ausgegangen war, das am Rio Negro ein unabweisliches Erforderniss ist, wenn man anders das erhalten will, was der Lebensunterhalt erheischt — Alles dies würden wir von den Indianern am Mavaca gegen Tauschartikel erhalten haben, von denen ich mehre zu diesem Zwecke zurückbehalten hatte.

Nachdem der alte Antonio Yarumari seine Antworten auf meine Fragen damit eingeleitet hatte, dass er mir mittheilte: er sei an den Ufern des Flusses Siapa geboren und gehöre zu dem Stamme der Ipavaquenas, sei demnach genau mit jenen Flüssen und Landstrichen bekannt, kam er endlich zu dem Schluss, dass es bei jetziger Jahreszeit rein unmöglich sei, eine Reise auf dem Mavaca zu unternehmen. Um die Wahrheit seiner Behauptung bekräftigen zu lassen, rief er ein armseliges, halb verhungertes Wesen von einem Indianer hervor, den wir bisher noch gar nicht bemerkt hatten, da er hinter einer Zuckermühle, die den einen Winkel der Stube ausfüllte, verborgen gewesen war. Dieser Mann, sagte uns Antonio, sei ein Brasilianer oder, wie sie es nennen, ein Portugiese, und habe mehremals in Begleitung eines Franzosen, die Reise zwischen Bararoa und Esmeralda unternommen.

Nach ihren beiderseitigen Aussagen lag die Mündung des Mavaca etwa vier Tagereisen von Esmeralda entfernt; die Indianer fahren ihn dann fünf Tagereisen aufwärts und gehen nun 1 ½ Tag über das Land, wobei sie einen hohen Berg übersteigen müssen; dann kommen sie an den Siapa oder Durowaca, diesem folgen sie eine Strecke und steigen nun einen seiner Nebenflüsse, den Mandavaca, bis zum Manehissen hinauf, der in den Marari, einen Nebenfluss des Padauiri, fällt. Haben sie einmal den Marari erreicht, so sind es noch sieben Tagereisen bis Bararoa. Diesen Weg aber, behaupteten sie, könne man nur während der Regenzeit, d. h. vom Mai bis zum September, einschlagen. Da ich keine Ursache hatte, ihren Angaben zu misstrauen, so musste ich mich entschliessen ihrem Rathe Folge zu leisten, und meine Reise auf dem Cassiquiare fortzusetzen.

Neun und dreissig Jahre waren vergangen, seitdem Alexander von Humboldt Esmeralda besucht und in dieser entferntesten christlichen Niederlassung am obern Orinoko, eine Bevölkerung von 80 Personen gefunden hatte. Das Kreuz vor dem Dorfe zeigte noch jetzt, dass sich seine Bewohner zum Christenthum bekannten, aber jene Einwohnerzahl war auf eine einzige Familie, — einen Patriarchen mit seinen Enkeln, zusammengeschmolzen. Von den sechs Häusern, die wir vorfanden, waren nur drei bewohnt und ihre übertünchten Mauern und massiven Thüren zeigten, dass sie nicht von Indianern aufgebaut waren. Vor einem dieser Häuser, das wir für die frühere Kirche oder das Versammlungshaus hielten, hing noch jetzt eine kleine Glocke mit der Inschrift „*San Francisco*

Deasis Capp. 1769.“ Nur die Natur war dieselbe geblieben; der Duida erhob noch wie früher sein himmelanstrebendes Haupt zu den Wolken empor, und die flache Savanne, mit Baumgruppen und der majestätischen Mauritiapalme überstreut, zog sich wie vor neun und dreissig Jahren von dem Ufer des Orinoko nach dem Fusse der Gebirge hin, die der Landschaft jenes grossartige und belebte Aeussere verliehen, das Humboldt so mächtig anzog.

Eine Kette aufgehäufter Granitblöcke, die die Bewohner von Esmeralda Caquire nannten, und die in ihrem zerklüfteten Zustand die groteskesten Gestalten bildeten und an manchen Stellen die grösste Aehnlichkeit mit alten Ruinen hatten, nimmt den Vordergrund ein, — an ihrem Fusse ist Esmeralda erbaut. Eine fromme Hand pflanzte auf dem höchsten dieser Blöcke ein Kreuz auf, dessen luftige Umrisse sich jetzt scharf auf dem blauen Himmel im Hintergrunde abgrenzten und das Malerische der Landschaft im hohen Grade erhöhten und uns zugleich erinnerten, dass, obschon Natur und Menschen beinah im wilden Zustand erschienen, die letztern doch auch in dieser Wildniss ihre Gebete zu dem Allbarmherzigen emporschickten und einen gekreuzigten Erlöser bekannten.

Nach Humboldt's Messung erhebt sich der höchste Punkt des Duida 7147 Fuss über die Savanne[1] oder 8278

1 Um die Höhe des Duida zu bestimmen, schlug Herr von Humboldt eine Grundlinie nach der Spitze des Berges hin. Ich construirte eine Grundlinie von 725 Yards Länge, die parallel mit dem Gebirgszug lief. Die horizontale Entfernung stellte sich zu 14,929 Yards heraus; die beiden verticalen Winkel betrugen an den Endpunkten der Linie 18° 8′ 37″ und 17° 55′ 13″, wonach sich die Höhe von *A* auf 7145 Fuss und die von *B* auf 7155 Fuss erhob. Diese Resul-

Fuss über das Meer. Die Indianer, welche den Parámu und Cunucuma bewohnen, d. h. die Maiongkongs oder Maquiritares, nennen den Duida allgemein Yéonamari, und Esmeralda Mirara. Nach West-Nord-West erhebt sich das Gebirge nach und nach bis zu 2000 Fuss und ist in den untern Regionen dicht mit Wald bestanden; diesem Walde folgen endlich schroffe Felsenklippen, die nur hie und da mit einer spärlichen Vegetation bedeckt sind. Die Gebirgskette zieht sich in bogigen Umrissen nach dem höchsten Gipfel hin, der Nord 30° West vom Dorfe liegt. Auch seine Basis ist bewaldet, auf ihr erhebt sich eine unförmliche Felsenmasse bis zu einer Höhe von 4660 Fuss, die zugleich so steil ist, dass man den Gipfel auf keine Weise erreichen kann. Von diesem Punkte aus zieht sich der Gebirgszug nach Nord-Ost bei Ost, wobei er eine Menge Pfeiler und Böschungen bildet, die ungemein viel Aehnlichkeit mit den Aussenwerken einer grossen Festung haben. Der östlichste Punkt des Duida liegt Nord 8° Ost, ungefähr 10 Meilen von Esmeralda entfernt; etwas weiter nördlicher vom Duida erhebt sich eine noch steilere Felsenmasse, die sich von Osten nach Westen gegen die Ufer des Parámu hinzieht, und noch weiter hin steigen die Gebirge Wataba Siru, Ekui, Mariaca, Satawaca und Maravaca auf, die alle zu einem und demselben System gehören, von dem der Maravaca ohne Zweifel der höchste Punkt ist, da er sich wenigstens 10,000 Fuss über das Meer erhebt.

tate stimmen so genau mit dem von Humboldt überein, dass die Abweichungen ganz unwesentlich sind; es ist dieses um so merkwürdiger, da ich die Messungen mit dem Sextanten vornahm.

Da ich mich überzeugt hatte, dass der Roraima und die benachbarten Gebirge eben so gut wie das Maritani- und Sarisharinimagebirge und der Paba aus quarzhaltigem Sandstein bestanden, so wurde ich durch die Aehnlichkeit, die das Maravacagebirge mit jenen zeigte, zu der Annahme genöthigt, dass auch dieses derselben Formation angehöre; einige Proben, die mir Herr Morrison brachte, bestärkten mich noch in meiner Ansicht. Da nun der Duida offenbar zu derselben Gruppe gehört, so glaubte ich um so mehr, dass auch er nicht von dieser Formation abweichen würde, obschon Herr von Humboldt behauptet hatte, dass er der Granitbildung angehöre. Um mich zu überzeugen, unternahm ich einen Ausflug nach dem Theile des Gebirges, an welchem die dichten Waldungen aufhören und sich die Felsenregion beinah senkrecht erhebt; und meine Annahme fand sich bestätigt, denn auch diese Felsen bestanden, wie die des Maravaca, aus einer 4000—5000 hohen quarzhaltigen Sandsteinmasse, die auf Granit lagerte. Zahlreiche Quarzadern durchziehen diesen Sandstein nach verschiedenen Richtungen und sind denen des Crystallgebirges in der Nähe des Roraima analog. Die Bergcrystalle und chloritischen Quarzstücke des Duida wurden für Diamanten und Emeralden (Smaragden) gehalten und waren Ursache, dass man dem elenden Dorfe an seinem Fusse den hochklingenden Namen Esmeralda gab. Die aufgehäuften Blöcke am Fusse des Gebirges, die ich schon früher anführte, bestehen meistentheils aus Granit, vermischt mit grossen Stücken Quarz von vorherrschend crystallinischer Natur, wie auch Adern derselben Formation häufig die Blöcke durchschneiden. Ist die



ESMERALDA.

Da ich mich überzeugt hatte, dass der Roraima und die benachbarten Gebirge eben so gut wie das Maritani- und Sarcharinimagebirge und der Paba aus quarzhaltigem Sandstein bestanden, so wurde ich durch die Aehnlichkeit, die das Marawacagebirge mit jenen zeigte, zu der Annahme genöthigt, dass auch dieses derselben Formation angehöre; einige Proben, die mir Herr Morrison brachte, bestätigten mich auch in meiner Ansicht. Da nun der Duida ebenfalls zu derselben Gruppe gehört, so glaubte ich mit Recht, dass auch er nicht von dieser Formation abweichen würde, obschon Herr von Humboldt behauptet hatte, dass er der Granitbildung angehöre. Um mich zu überzeugen, unternahm ich einen Ausflug nach dem Theile des Gebirges, an welchem die dichten Waldungen aufhören und sich die Felsenregion beinah senkrecht erhebt, und meine Annahme fand sich bestätigt, denn auch diese Felsen bestanden, wie die des Maravaca, aus einer 4000 – 5000' hohen quarzhaltigen Sandsteinmasse, die auf Granit lagerte. Zahlreiche Quarzadern durchziehen diesen Sandstein nach verschiedenen Richtungen und sind denen des Crystallgebirges in der Nähe des Roraima analog. Die Bergcrystalle und chloritischen Quarzstücke des Duida wurden für Diamanten und Emeralden (Smaragden) gehalten und waren Ursache, dass man dem elenden Dorfe an seinem Fusse den hochklingenden Namen Esmeralda gab. Die aufgehäuften Blöcke am Fusse des Gebirges, die ich schon früher aufführte, bestehen meistentheils aus Granit, vermischt mit grossen Stücken Quarz von vorherrschend crystallinischer Natur, wie auch Adern derselben Formation häufig die Blöcke durchschneiden. Ist die



Kön. lith. Institut zu Berlin

ESMERALDA.

Atmosphäre rein und wirft die Sonne ihre Strahlen auf den Duida, so sieht man sich glänzend weisse Streifen längs den Felsenmassen desselben hinziehen, die wahrscheinlich von reichen Quarzadern gebildet werden; zahlreiche Fragmente, die auf den Savannen und in den Betten der Flüsse, welche von ihm herabströmen, gefunden werden, zeigen wie reich dieser Gebirgszug an dieser Formation ist. Von jenem Kreuze aus, das ich vorher erwähnte, hat man eine herrliche Aussicht über die ganze Umgebung hin. Nach Norden treten die Gebirge scharf und kühn hervor, während sie nach und nach in ferner Bläue verschwinden. Den Lauf des Orinoko verfolgt das Auge aufwärts in weiter Entfernung, wobei sich auf beiden Ufern unbeträchtliche, abgerundete Hügel erheben, während nach Westen dichte Waldungen den ganzen Horizont bedecken. Zu den Füssen liegt Esmeralda gleich einem wüsten und verlassenen Dorfe, denn die Mittagssonne und die ungeheuren Schwärme der Sandfliegen [1] haben die wenigen Bewohner in die Hütten gebannt; Savannen ziehen sich von dem Dorfe nach dem Flusse hin, einige verkrüppelte Bäume und Mauritiapalmen erheben sich aus dem üppigen Grase, über welches eine Menge Ameisenhaufen, von 3—4 Fuss Höhe und schwarz gleich dem Boden, aus dem sie erbaut wurden, zerstreut sind; dies ist das Bild Esmeralda's am Orinoko.

Herr von Humboldt bemerkt, dass die Bewohner

1 Die englischen Kolonisten nennen irrthümlicher Weise die Mücke der Tropen Musquito. Die Musquito ist, wie auch ihr Name anzeigt, eine kleine Fliege, eine Species der *Simulia* und wird in den Kolonien Sandfliege genannt; die Mücke oder Zancudo der Spanier ist ein *Culex*.

von Esmeralda in der grössten Armuth lebten und dass ihre unglückliche Lage noch bedeutend durch die ungeheuren Schwärme Musquitos erhöht würde; Thatsachen, die auch heute noch ohne Einschränkung auf den Ort anzuwenden sind. Die Bewohner lebten in der drückendsten Armuth, und die Zahl der Sandfliegen übersteigt alle Begriffe: „so ist es bei uns das ganze Jahr, und selbst während der Regenzeit sind wir die ganze Nacht hindurch von diesen Blutsaugern geplagt," sagte der alte Antonio. Obgleich man glauben könnte, dass die Eingebornen in der Länge der Zeit mehr gegen diese Plage und gegen die Bisse abgestumpft werden sollten, so ist dies doch keineswegs der Fall, denn sie schlugen sich diese Blutsauger mit demselben Ausdruck des Schmerzes von Händen, Gesicht und Füssen, wie wir. In den Häusern stellen sie eine Art Gitterthür vor den Eingang, die aus kleinen Palmenholzstäben gemacht wird und in der die Zwischenräume gerade so weit sind, dass das Licht hindurch fallen kann, wodurch sich die Bewohner wenigstens einigermassen vor den Eindringlingen schützen. Ich stellte mein Musquitonetz an ihre Stelle, das dem Zwecke viel besser entsprach.

In der unmittelbaren Nähe von Esmeralda wird der Boden nicht bearbeitet, da ihn die Bewohner durch die vielen Ernten für erschöpft halten. Ihr Ackerland liegt daher einige Meilen entfernt. Als Antonio sah, dass wir einige Tage bei ihm bleiben wollten, fuhr er auf einem Kanoe nach seinem Felde und versprach am folgenden Morgen wieder zurück zu sein. Er hielt sein Wort treu und kam am nächsten Tag mit einigen Bündeln sehr guten Pisang und einem kleinen Korbe Orangen und Citronen, ein

für uns ganz unerwartetes und dabei doch sehr willkommenes Mahl, zurück. Auch einige Brasiliennüsse und eine andere Frucht brachte er uns mit, die er Pentari nannte; sie war gelb, rund und von der Grösse eines kleinen Apfels, dabei aber von köstlichem Geschmack. Meiner Ansicht nach musste es eine *Sapotacea* sein, obgleich ich die knochigen Samen dieser Familie nicht in ihr finden konnte, denn das ganze Innere war fleischig.

Das Mittel von acht Beobachtungen der Meridianhöhe des Sternes α im Fuhrmann, α der Taube, α des Argus und β des Centaurs, α und γ des grossen Bär, gab mir $3^0\ 11'\ 3''$ nördl. Breite für die Lage von Esmeralda. Herr von Humboldt bestimmt sie zu $3^0 \cdot 11'$.

Nachdem wir drei Tage zu Esmeralda gerastet, unter welcher Zeit wir unser neues Kanoe vollends ausgebaut, wie überhaupt alle Vorkehrungen getroffen hatten, die eine längere Reise erheischte, verliessen wir diesen Ort am Nachmittag des 25sten Februars und fuhren den Orinoko in westnordwestlicher Richtung 13 Meilen abwärts, bis wohin er die kleinen Flüsse Mantari, Sodomoni und Tamatama von Norden und den Cuca von Süden aufnimmt. Die merkwürdige Gabeltheilung des Orinoko hat Alexander von Humboldt schon so ausführlich beschrieben, dass dem nachfolgenden Reisenden eigentlich nichts hinzuzufügen übrig geblieben ist. Von da an behält der Hauptarm des Stroms seine Richtung nach Nord 74^0 West bei, indem er sich rund um die Sierra Parima windet und endlich, nach einem halbkreisförmigen Bogen von 800 Meilen, in den atlantischen Ocean fällt. Der kleinere Arm, der Cassiquiare oder Cassisiare der Guinaus und

Maiongkongs, wendet sich unter einem rechten Winkel nach Süd-West, behält diese Richtung ungefähr 120 Meilen bei, fällt dann in der Nähe von San Carlos in den Rio Negro und verbindet so die zwei grossen Gebiete des Orinoko und Amazonenstroms mit einander. Von der Mündung des Cassiquiare liegen die Gipfel des Cerro Duida beinah nach Nord-Ost, die vielen Wolken aber, die ihn einhüllten, verhinderten, dass ich mich von der Lage genauer überzeugen konnte. Die Breite des Flusses betrug nur 100 Yards und die Strömung $^7/_{10}$ Meile in der Stunde. Der Fluss windet sich in kurzen Krümmungen nach Süden; er ist seicht, vielfach durch Sandbänke unterbrochen und mit einer Menge Granitblöcke angefüllt; seine Ufer sind hoch und mit einer dichten, niedrigen Vegetation bedeckt. Unter andern Bäumen bemerkte ich den Siruaballi, einen Laurus und die stachlige Sawaraipalme (*Astrocaryum Jauari Martius*).

Vom 26sten—28sten Februar fuhren wir an den kleinen Flüssen Caripo und Pamoni vorüber, die dem Cassiquiare von Osten her zufliessen. Etwas weiter südlich vom letztern, bemerkte ich auf einigen Granitfelsen verschiedene Zirkel und Linien; es war die erste indianische Gemäldeschrift, die wir seit dem Essequibo wieder angetroffen hatten. Dem Curamoni gegenüber, der sich ungefähr 40 Meilen vom Orinoko aus Osten her mit dem Cassiquiare verbindet, beobachteten wir die Strömung nochmals und fanden sie ganz wie früher. Unmittelbar südlich von dieser Stelle sollen sich die Gewässer des Cassiquiare während der Regenzeit einen zweiten Kanal nach dem Rio Negro, mehr nach Westen bahnen, den man den Itini-

vini nennt. Während dieser Jahreszeit erlangt die Strömung des Cassiquiare eine Schnelligkeit von 5 Meilen in der Stunde und sein Bett ist bis zum Ueberfliessen angefüllt. Dies war auch der Fall, als Baron von Humboldt im Jahre 1800 den Strom hinaufstieg. Als wir ihn herabstiegen, erhoben sich da, wo der Itinivini sich abtrennt, die Ufer gegen 10—12 Fuss über den Wasserspiegel. Unser Lager hatten wir diesen Abend unter 2° 28′ nördl. Breite aufgeschlagen.

1te März. Nachdem wir dem Fluss ungefähr 7 Meilen nach Süd-Süd-Ost gefolgt waren, wendet er sich wieder in der Nähe des Abflusses des kleinen See's Vasiva, an dem wir diesen Morgen vorüber fuhren, nach Westen. 15 Meilen weiter abwärts verbinden sich von Westen her die beiden Flüsse Carie und Mumuni mit ihm, und noch 3 Meilen tiefer erhebt sich auf seinem östlichen Ufer ein merkwürdiger Granitfelsen, der die ihn umgebenden Bäume gegen 50—60 Fuss überragt. Die nördliche Breite war 2° 14′.

Ein Granitlager und mehre Inseln versperrten uns am 2ten März beinah den Weg. Zwei Meilen weiter abwärts, verbindet sich unter 2° 7′ 50″ nördl. Breite der Siapa, der Durawaka der Indianer, mit dem Cassiquiare. Er kommt aus Osten von dem Untarangebirge herab. Dieser Strom ist an seiner Mündung 150 Yards breit, soll dabei aber doch wegen seiner vielen Sandbänke und Stromschnellen ungemein gefährlich sein. 5 Meilen unterhalb der Mündung landeten wir bei Mandavaca oder Quirabuena, einem Dorfe von 20 Häusern auf dem östlichen Ufer des Flusses. Es waren die ersten menschlichen Wohnungen,

die wir bis jetzt am Cassiquiare getroffen hatten. Das Dorf besitzt eine Kirche, einen kleinen Marktplatz und wird ungefähr von 80 Kreolen und Indianern bewohnt, die sich hauptsächlich mit Flechten von Stricken aus den Fasern der Chique-Chiquepalme (*Attalea funifera*) beschäftigen, welche während des hohen Wasserstandes nach Angostura am Orinoko zum Verkauf gebracht werden. Einen Padre oder Priester fanden wir nicht, ein Missionair von Angostura, das etwa 600 Meilen entfernt ist, besucht den Ort aller zwei bis drei Jahr; die „guten Väter" der Mission, wie sie noch jetzt genannt werden, waren aber seit dem Ausbruch der Revolution nach Europa zurückgekehrt. Während der periodischen Ueberschwemmungen soll sich der Cassiquiare 15 Fuss über seinen jetzigen Wasserspiegel erheben; das Dorf liegt 25 Fuss über diesem. Die Nacht schliefen wir 7 Meilen weiter unterhalb, in Santa Cruz, einem ärmlichen Dorfe, auf dem westlichen Ufer, das von ungefähr 80 Personen bewohnt wird. Es liegt unter 1^0 57′ 50″ nördl. Breite. Wie gewöhnlich brachen wir auch den 3ten März vor Tagesanbruch im hellen Mondenschein auf und fanden den Fluss gegen Sonnenaufgang seiner ganzen Breite nach mit Schwärmen von Eintagsfliegen bedeckt, die den Fluss aufwärts flogen. Nach drei Meilen erreichten wir die Mündung des Pacimoni, der von Osten herströmt. Seine Mündung ist ungefähr 300 Yards breit, war aber, so weit unser Auge reichte, mit zahllosen Sandbänken verstopft, deren glänzende Weisse ungemein gegen das schwarze Wasser des Flusses abstach. Von hier an krümmt sich der Fluss, der bisher nach Süd-Süd-West floss, plötzlich 10 Meilen hin-

durch nach Nord-West. Zwei Stunden später hielten wir bei Buena Vista, einem Dorfe mit einer Kirche und 12 Häusern, wo wir die Leute sehr ungefällig fanden. Fünf Meilen unterhalb des Dorfes krümmt sich der Cassiquiare wieder scharf nach Westen und behält dann diese Richtung noch 24 Meilen bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Negro bei. An seinem südlichen oder linken Ufer, unmittelbar unter dieser Krümmung, erhebt sich ein merkwürdiges glattes Rollgranitstück 150 Fuss über das Wasser. Humboldt gibt ihm den Namen *Piedra de Culimacari*, jetzt aber nennen es die Eingebornen Vanari. Seine Basis umgibt ein undurchdringliches Dickicht von Bambus, Palmen, Lianen u. s. w., während man etwas rechts davon noch mehre Granitblöcke findet, von denen einer 40 Fuss hoch ist und einen Obelisk darstellt, der einen andern Block auf seiner Spitze trägt; gegen den grössern lehnt ein dritter Block, der ebenfalls durch einen kleinern bedeckt wird, während ein vierter vereinzelt rechts von diesen steht; das Ganze bildet eine malerische und gar seltsame Gruppe.

An dieser Stelle nahm Herr von Humboldt seine Beobachtungen für die Länge und Breite, von denen er dann die Lage der Verbindung des Cassiquiare mit dem Guainia und die der Festung San Carlos ableitete. Rechne ich die erste Nacht ab, die wir von Esmeralda aus unterwegs zugebracht hatten, so konnte ich jede folgende die Breite nach genommenen astronomischen Beobachtungen bestimmen, fand aber bei der Vergleichung meiner Beobachtungen mit denen des Herrn von Humboldt, eine Differenz von einer halben Meile, während meine Länge, die ich

nach der Bestimmung von Esmeralda berechnete, — und ich verfolgte die Richtung und Entfernung mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit — von der dieses ausgezeichneten Reisenden um 9′ differirt. Ich würde ohne Bedenken die Bestimmungen des Herrn von Humboldt für die Lage des Culimacari angenommen haben, wenn dieser nicht selbst Misstrauen in seine damaligen Beobachtungen gesetzt gehabt hätte. Ein gleicher Irrthum liegt auch in der Bestimmung der Entfernung von Solano, die Herr von Humboldt zu 21′ westlich vom Culimacari angibt, während sie nach meiner Berechnung nur 12′ beträgt. Dieser Irrthum mag wohl auch seine Berichtigung schon durch die eigene Erzählung des berühmten Reisenden finden, wo er sagt, dass er die Mission von San Franzisko Solano ziemlich spät am Tage verlassen, um die kleine Tagereise von da bis zum Culimacari zurückzulegen, an dem er auch gegen 5 Uhr des Abends gelandet wäre. Angenommen daher, die angegebene Entfernung der beiden Plätze von einander wäre richtig, so müsste er in dieser kurzen Zeit 21 Meilen in gerader Entfernung zurückgelegt haben, während er Seite 419 angibt, dass sie ungeachtet der äussersten Anstrengung der Ruderer, doch nur 9 Meilen in 14 Stunden hätten zurücklegen können.

Gegen Sonnenuntergang landeten wir bei San Franzisko Solano, einem Dorfe auf dem linken Ufer des Flusses, das von Cheruvichahenasindianern bewohnt wird; es ist grösser als Mandavaca und zählt eine Bevölkerung von ungefähr 120 Seelen, ist aber nicht so sauber aufgebaut wie jenes. Die Nacht war hell und nach der Meridianhöhe des α im Argus liegt es 1° 59′ 50″ nördl. Breite.

Den 4ten März waren wir schon bei Tagesanbruch 4 Meilen von Solano entfernt; ganze Herden Ziegenmelker (*Caprimulgus*), mit ihrem weissen und in der Nähe des Schwanzes schwarzgesprenkelten Gefieder, nahmen die Stelle der Eintagsfliegen von gestern ein.

In der Nähe der Vereinigung mit dem Guainia erweitert sich der Cassiquiare beträchtlich. Mehre Inseln ziehen sich längs seinem rechten Ufer hin und grosse Granitwälle halten zugleich seine Strömung auf. Unmittelbar an seiner Mündung liegt am linken Ufer eine kleine Insel. Obgleich das Wasser des Cassiquiare schon nach der Vereinigung mit dem Pacimoni an und für sich ziemlich dunkel ist, so ist das des Guainia doch schwarz dagegen; die vereinigten Ströme fliessen jetzt unter dem Namen Rio Negro nach Süd-Süd-Ost. Die Breite des Cassiquiare beträgt an seiner Mündung 550 Yards, die des Guainia 600 Yards. Die Hauptrichtung des letztern ist Nord-West, während er kurz zuvor, ehe er seine Wasser mit denen des Cassiquiare verbindet, von Nord 10° West herkommt und der Cassiquiare von Ost 20° Süd, wodurch beide Flüsse einen Winkel von 120° bilden. Die Länge des Cassiquiare beträgt mit Einschluss seiner Windungen 176 geographische Meilen. Die Vereinigung selbst liegt unter 1° 59′ nördl. Breite.

Der Rio Negro behält von jetzt an während 70 Meilen einen südsüdöstlichen Lauf bei; seine Strömung beträgt aber bloss 1 ¼ Meile in der Stunde. Indem wir den Kanal zwischen dem rechten Ufer und der Insel Mibita zur Fahrstrasse wählten, umgingen wir die Stromschnellen von Uinumane und kamen nach 2 Stunden bei San

Carlos, einem Dorfe mit 400 Einwohnern, an, das auf dem östlichen Ufer des Flusses liegt und zugleich der Hauptort des Districtes ist. Unmittelbar dem Dorfe gegenüber, auf dem rechten Ufer des Flusses, liegen die Ruinen des vierwinkligen Forts Agostinho, die schon grösstentheils mit Gebüsch überwachsen sind. Die Breite des Stroms betrug hier 615 Yards; im August übersteigt er seinen jetzigen Wasserstand um 15 Fuss. Die Indianer, welche das Dorf bewohnen, gehören zu den Stämmen der Panibas, Pures, Guarichinas und Zanibos, ich konnte aber weder Neger noch Mulatten unter ihnen bemerken. Nach der Meridianhöhe zweier Sterne liegt der Ort unter 1° 54′ 55″ nördl. Breite.

Ungeachtet meiner vielen Bemühungen, nähere Nachrichten über den Lauf des obern Guainia einzuziehen, kann ich doch nur wenig zu den Angaben des Herrn von Humboldt hinzufügen, obgleich der Justizbeamte Don Diego de Piná mehre Reisen nach dem Innern unternommen und unter andern Orten auch den Raudal de Guaharibos am Orinoko, ungefähr 50 Meilen oberhalb Esmeraldas, besucht hatte. Diese Indianer sollen sich weiter nach Osten zurückgezogen haben, aber noch eben so feindlich gegen jeden Fremden sein, der ihre Grenzen überschreitet. Der Fluss, sagte Don Diego, sei an dem Raudal oder Katarakt kaum 100 Yards breit und werde von da an immer schmäler; der Gehette sei der letzte Strom von Bedeutung, der sich mit dem Orinoko verbinde, sobald man ihn aufwärts steige. Ebenso bekräftigte er auch meine Angabe über den nordwestlichen Lauf des Flusses unterhalb des Raudal. Ueber seine Quellen konnte er mir nichts an-

geben, aber meine Reise hatte diese schon ausser Frage gestellt.

Da wir keinen eingebornen Steuermann in unserm Kanoe hatten, so waren wir am 6ten März an der Insel San José, die sieben Meilen unterhalb San Carlos liegt und die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela bildet, vorbeigefahren, ohne sie zu erkennen. Später stiessen wir auf eine Partie von 60 Personen, die in 11 Corials und Kanoes auf einer felsigen Insel gelandet und aus San Carlos waren, um hier zu fischen. Einige Zeit nachher landeten wir an der einsamen Hütte des Senhor Cordeiro. Dieser war früher Lieutenant in der Miliz; bei dem Ausbruch des Cabannokriegs aber war er von St. Isabel auf den Flüssen Maraviha, Pacimoni und Siapa nach San Carlos geflohen. Er hatte seitdem den Gebirgszug, auf dem diese Flüsse entspringen, zum zweitenmal besucht, um Sarsaparilla zu sammeln, und ich verdanke ihm in Bezug auf diese Gegenden viele höchst werthvolle Nachrichten, auf die sich auch meine Karte dieser Gegenden stützt.

Ehe wir Senhor Cordeiro's Hütte erreichten, bemerkten wir in einiger Entfernung einen ganz eigenen Hügel nach Süd 28° Ost hin; er erhob sich vereinzelt und endete in drei Gipfeln; die Nacht verhinderte uns ihn zu erreichen. Unsere Breite war 1° 18′ 30″.

Am Morgen des 7ten März fuhren wir an dem Granitberg Cocui vorbei, der sich in einer Entfernung von 1 ½ Meile von dem östlichen Ufer bis zu 850 Fuss erhebt. Sein südlicher Abhang ist kahl und steil, während sich auf dem östlichen und westlichen einige Bäume finden. Etwa 1 Meile nach Nord-Osten erhebt sich ein zweiter Hügel, der aber

nicht so hoch ist. Auf diesem lag die Residenz des in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wegen seiner Grausamkeit und Ausschweifung so berüchtigten Häuptlings der Manitivitanos, Cocui. Er war der unversöhnliche Feind der Jesuiten und zerstörte überall, wo es in seiner Macht stand, ihre Missionen. Als Herr von Humboldt im Jahre 1800 in San Carlos war, traf er den Sohn Cocui's dort. Doctor Natterer aus Wien, der den Rio Negro bis zu seiner Vereinigung mit dem Cassiquiare hinauffuhr, erstieg den Gipfel des Berges Cocui.

Am Nachmittag bemerkten wir das Pirabukugebirge, dessen südwestlicher Winkel Süd 34° Ost von uns lag. Da uns ein Gewittersturm drohte, wendeten wir alle Kräfte an, um Marabitana noch vor seinem Ausbruch zu erreichen, was uns auch noch so eben gegen 2 Uhr Nachmittags gelang.

San José de Marabitanas, die Grenzfestung von Brasilien, liegt auf dem westlichen Ufer des Flusses und besteht aus einer verpalisadirten Erdschanze, die mit acht Kanonen besetzt ist. Zwei von diesen waren englische; vom Flusse aus gewähren das Fort, die Kirche und eine Reihe Häuser, die sich längs dem Ufer hinziehen, einen herrlichen Anblick. Ein Sergeant und sechs Soldaten bilden die Besatzung. Das Dorf zählt vielleicht 150 Einwohner. Nach der Meridianhöhe von 4 Sternen fand ich, dass es unter 0° 56′ nördl. Breite oder 16 Meilen weiter nach Süden lag, als es in allen Karten angegeben wird. Von dem Fort aus, das etwas höher als das Dorf liegt, hatte man eine weitverbreitete Aussicht. Das Pirabukugebirge lag von Ost nach Ost 30° Süd in einer Entfernung

von 30 Meilen und erhob sich wahrscheinlich gegen 1500 Fuss über die Ebene nach Westen hin. Vereinzelte Berge, wie der Cocui, schienen gleichsam das Verbindungsglied zwischen jenen Gebirgen zu sein, auf denen die nördlichen Nebenflüsse des Rio Negro entspringen, und den Gebirgen der Sierra Tunuhi, in der Nähe der Quellen des Xié und der Isanna, am linken Ufer des Uaupes.

Ungefähr 5 Meilen ober- und unterhalb Marabitanas, wendet sich der Rio Negro nach Süd-Süd-West und dann 18 Meilen hindurch nach Westen; hat er den Xié aufgenommen, so schlägt er 45 Meilen, bis zur Vereinigung mit dem Uaupes, einen rein südlichen Lauf ein. Sechs Meilen unterhalb Marabitanas nimmt er den Mahuaba und Dimiti von Osten her auf; durch den letztern und eine kurze Portage, treiben die Indianer dieser Gegend einen kleinen Handel mit denen am Maturaca, Cababuri und den Bewohnern des ganzen Gebirgszuges in Nord-Osten.

Die Mündung des Xié schätzten wir auf 150 Yards; im westlichen Winkel der Vereinigung liegt das kleine Dorf San Marcelino, das sechs Häuser zählt. — So spärlich auch immer die Ufer des Rio Negro bevölkert sein mögen, so waren uns doch schon diese vereinzelten Ortschaften eine ungemein angenehme Erscheinung, da wir aus Gegenden kamen, wo oft Wochen vergingen, ohne dass wir auch nur eine menschliche Wohnung getroffen hätten.

Am 9ten März stiessen wir in der Nähe des kleinen Dorfes San Joaõ Baptista de Mabí auf ein grosses Kanoe mit einem Verdeck, das auf das Steigen des Flusses wartete, um seine Fahrt auf dem Flusse antreten zu können. Bloss während dieser Zeit können die Erzeugnisse des Wal-

des, wie Zarzas, Pucheri, Jalappe, Copaivbalsam u. s. w., nach Para gebracht werden, was eine Reise von 2 Monaten mit dem Strome abwärts, und 6 Monate den Strom aufwärts bildet. Der Fluss ist hier ungefähr 900 Yards breit, wird aber durch Inseln und zahlreiche Felsenrippen in eine Menge Kanäle getheilt. 25 Meilen unterhalb San Joaõ Baptista de Mabí liegt das Dorf Nossa Senhora da Guia, das aus 15 Häusern mit einer Kirche besteht; drei Meilen nördlich von diesem Dorfe wird der Fluss von einigen Felsenrippen bis auf 400 Yards zusammengedrängt, und eine Meile weiter nach Süden fällt der Fluss Isanna, der aus Nord-West und West von dem Tunuhigebirge herkommt, in den Negro; an seiner Mündung ist er 250 Yards breit; sein Wasser ist schwarz. Sein oberes Flussgebiet ist dicht von Indianern bevölkert, gegen die man vor nicht gar langer Zeit erst einen Streifzug, unter dem Vorwande sie zum brasilianischen Seedienst zu pressen, unternommen hatte. Die See aber mochte wohl keiner von ihnen gesehen haben, da sie gewöhnlich als Sclaven in das Innere nach den Minen gebracht werden. Der Schrekken, den die Nachricht von diesem Streifzuge unter den armen Indianern hervorgerufen, war so gross, dass wir viele Dörfer entweder ganz menschenleer oder doch nur von Weibern bewohnt fanden. Drei Meilen weiter abwärts liegt auf dem westlichen Ufer das Dorf San Felipe mit einer Kirche und sechs Häusern; sechs Meilen weiter südlich, auf dem entgegengesetzten Ufer, der erbärmliche Weiler Sta. Anna, wo wir unter einem offenen Schuppen während der Nacht Zuflucht vor einem fürchterlichen Gewitter suchten. Die Dörfer längs den Ufern des Rio Negro sind

viel vernachlässigter als die spanischen Ortschaften am Cassiquiare und zu San Carlos. Schon waren sieben Jahre vergangen seitdem kein Priester sie besucht hatte, und die gegenwärtige Pastoralreise des Padre Felipe bildete daher das allgemeine Gespräch. Das Dorf liegt unter 0° 17′ nördl. Breite.

Nachdem wir am 10ten März ungefähr 2½ Stunden gerudert waren, musste ich erstaunen, mich plötzlich an der Mündung des Guapes oder Uaupes zu sehen, die in allen Karten südlich vom Aequator angegeben wird, während er, nach unserer Entfernung von Sta. Anna und den Beobachtungen der letzten Nacht, sich unter 0° 8′ 30″ nördl. Breite mit dem Rio Negro, also 9 volle Breitenmeilen von seiner angenommenen Lage, verbindet.

Wir fuhren den Strom, den die Indianer Ucayari nennen, ungefähr 1 Meile westlich nach San Joaquim de Coanne, einem verlassenen Dorfe auf seinem südlichen Ufer, hinauf. Die Indianer hatten sich nach Kaiwana, einem Dorfe sechs Tagereisen den Fluss aufwärts, zurückgezogen, wo sie einen kleinen Handel mit den Eingebornen treiben. Unmittelbar unter San Joaquim theilt sich der Uaupes in zwei Arme und bildet dadurch eine kleine Insel von 5 Meilen Länge; von dem Kanal aber, der diesen Fluss mit dem Curicuri verbinden soll, wie es alle Karten angeben, wussten die Eingebornen nichts. Die Breite des Uaupes beträgt an seiner Mündung in dieser Jahreszeit 300 Yards; seine Strömung ist bedeutender als die des Rio Negro, 1½ Meile in der Stunde; sein Wasser ist schwarz. Von jetzt an wendet sich der Rio Negro

31*

nach Ost-Süd-Ost und behält diese Richtung bis San Thomar, etwa 250 Meilen hindurch, bei.

Unterhalb der südlichen Spitze der Insel hat der Fluss ziemlich hohe Ufer und wird durch zwei Felsendämme auf 400 Yards zusammengedrängt, gewinnt aber unmittelbar darauf seine gewöhnliche Breite von 1 Meile wieder, wobei sich eine Menge Inseln in der Nähe beider Ufer hinziehen und sein Bett mit Felsen bestreut ist.

Die Umgebungen sind hier ungemein lieblich; in der Entfernung erhebt sich nach Süd-Süd-Ost das gipfelreiche Wanari Mapangebirge; mehr in der Nähe streckten einige vereinzelte Hügel ihre Häupter über die Ebene, während den Vordergrund eine Menge kleiner Hütten, umgeben von Pisang und Bananenbäumen, über die sich die reizende Paripa oder Pirijaopalme (*Guilielma speciosa*) mit ihren gefiederten Blättern erhob, einnahmen, die auf den Inseln und am Ufer des Flusses erbaut sind. Der Fluss Cocobixi verbindet sich hier von Süden her mit dem Negro, während sich dieser Vereinigung unmittelbar gegenüber am östlichen Ufer auf einem vorspringenden Felsen, die einsame Kapelle der heiligen Barbara erhebt und das friedsame Symbol des Christenthums, selbst in dieser entfernten Wildniss über den breiten Strom hin leuchten lässt, der zu ihren Füssen schäumt und fluthet.

Dies sind die Umgebungen des Flusses an der Stelle, wo er den Aequator durchschneidet. Mehr als 14 Monate waren vergangen, seitdem ich dieselbe Parallele 500 Meilen weiter nach Osten überschritten war, und obgleich dies bloss eine imaginäre Linie ist, so nimmt dieser grosse Zirkel, auf welchem wir alle unsere geographischen Mes-

sungen beziehen, doch unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ein unbedeutender Hügel, ungefähr 2 Meilen südlich von der Kapelle der heiligen Barbara auf dem westlichen Ufer des Flusses, muss nach meinen Berechnungen unmittelbar unter der Aequinoctiallinie liegen; und da er gerade keinen andern Namen führte, so nannte ich ihn Cerro do Equador.

Unterhalb dieses Hügels wird der Fluss vielfach durch Stromschnellen und Fälle unterbrochen, von denen eine auf die andere folgt; es war daher eine feste Hand und ein scharfes Auge am Steuerruder erforderlich. Diese Eigenschaften besass unser Steuermann, der alte Bernardo vom Xié, in ausgezeichnetem Grade, und glücklich landeten wir gegen Sonnenuntergang zu Saõ Gabriel, einem kleinen Fort aus Steinen aufgebaut mit sechs Kanonen und einer Besatzung von 14 Mann; es erhebt sich auf einer vorspringenden Höhe am linken Ufer des Stromes.

Da das Wetter trübe und neblig war, rasteten wir einen Tag hier, wobei ich zugleich die Lage eines Ortes genau bestimmen wollte, der wegen der Nähe des Aequators so wichtig ist. In der Nacht vom 11ten März ergab sich mir die Lage von Saõ Gabriel, durch die Meridianhöhen zweier Sterne, zu $0^0\ 7'\ 30''$ südlicher Breite. Die Einwohnerzahl von Saõ Gabriel mag sich ungefähr auf 200 belaufen; die Frauen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Hängematten aus den Fasern der Miriti- oder Mauritiapalme. Die Stränge werden mit Indigo blau gefärbt; fleischfarben mit den Wurzeln des Mirapirankabaums, und gelb mit den Früchten des Man-

karatice; die ocherartige Färbung geben sie ihnen durch das Orucku oder Arnatto. Gewöhnlich wirken sie Figuren in dieselben, und eine fleissige Frau beendet eine solche in drei Tagen. Sie verkaufen diese Hängematten nach Manaos und Para, das Stück gewöhnlich zu 10 bis 12 Milreis (ungefähr 3 Lst.). Die Männer verfertigen Seile oder Piazaba, aus den Fasern der *Attalea funifera*.

Der Commandant vom Fort Saõ Gabriel war um einen Angriff der Indianer, die sich wegen der Sclavenexpedition, welche ich vorher erwähnte, rächen wollten, ungemein in Sorgen und hatte schon alle Vertheidigungsanstalten getroffen. Saõ Gabriel hat, wie alle Orte in der herrlichen Provinz des Rio Negro, viel durch die nachtheiligen Wirkungen der politischen Unruhen gelitten. Frühere blühende Dörfer kennt man nur noch den Namen nach; eine Menge Kähne betrieben damals einen lebhaften Handel zwischen Gran-Para und dem obern Rio Negro, auf einer Binnenstrecke von 1400 Meilen ohne alle Unterbrechung; jetzt sieht man kaum hie und da ein Fahrzeug. Die bedeutendste Stromschnelle des Flusses befindet sich unmittelbar unterhalb der Festung, und wir luden daher unsern Kahn aus und schafften das Gepäck ungefähr eine Meile über den Cerro Arruyabai nach dem untern Hafen oder Embarcadero. Der Fall des Stroms beträgt ungefähr 20 Fuss. Während unseres Wegs bemerkte ich an einem Granitfelsen einige indianische Gemäldeschriften, die für mich von um so grösserm Interesse waren, als ich bisher am Rio Negro noch keine getroffen hatte. Die Figuren bildeten eine Art Labyrinth und waren ungemein tief eingehauen; und obgleich der Fusspfad über diese Felsen

führte, Tausende über sie hingegangen waren, so sind die Figuren doch noch nicht im Geringsten verwischt; ein Versuch aus einer spätern Zeit, diese Figuren nachzuahmen, wobei man sich offenbar des Hammers und Meissels bedient hatte, ist beinah gänzlich vertilgt und stellt die eigenthümliche Geschicklichkeit der frühern Arbeiter, wer sie auch gewesen sein mögen, um so heller an das Licht.

Den 12ten März hatten wir uns gegen 8 Uhr des Morgens wieder eingeschifft und fuhren mit der Strömung schnell stromabwärts; die Strömung war durch die Stromschnellen von Cujubi bedeutend vergrössert worden. Nach zwei Stunden kamen wir an dem kleinen Dorfe Cumanau an, und nachdem wir die Mündungen des Ingwa und Curicuriari hinter uns hatten, sahen wir in Süden eine Gruppe spitzer Gebirge, die sich 2000 Fuss über die Ebene erhoben, und erreichten gegen Sonnenuntergang das verlassene Dorf San Pedro. Nach der Meridianhöhe des α im Argus liegt es $0^0\ 20'$ südl. Breite.

Beim Anbruch des Tages zeigte der Thermometer ausserhalb des Wassers 75^0, im Wasser 86^0 Fahrenh. Heftige Donnerschläge rollten nach Süden hin, und bald darauf fiel der Regen in Strömen herab. Manche Anzeigen liessen mich fürchten, dass die Regenzeit herannahe.

Im Laufe des Tages begegneten wir einer Familie Halbindianer, die den Marié hinaufgefahren waren, um Thon zu ihrem Geschirr zu holen, und tauschten einige Früchte von ihnen aus, die die Spanier Yuccu, die Portugiesen Cocui nennen, um Samen von diesem Baum zu erhalten, den ich mit nach der Kolonie nehmen wollte. Die Frucht ist birnenförmig gebildet, der Samen oder

Kern länglichrund, ungefähr 2 Zoll lang, der Stein oder das Endocarpium schwarzbraun mit einer breiten, weissen Narbe, und von einem Fleische umgeben, das einen süsslichen Geschmack hat; die äussere Schale enthält eine säuerliche Milch. Ich konnte nicht erfahren, welche Pflanze die Frucht trägt. Die Mündung des Marié ist 200 Yards breit. Durch einen seiner Nebenflüsse, den Japura, wahrscheinlich der Amoniu, gehen die Indianer nach dem Amazonenstrom. Von hier an wendet sich der Rio Negro zwischen Ost-Nord-Ost und Ost-Süd-Ost in Krümmungen von 15 Meilen bis nach Nossa Senhora das Caldas, was eine Strecke von 45 Meilen bildet, worauf er wieder seine frühere östliche Richtung einschlägt; in der Nähe des Dorfes Wanawacca, wo er vergleichungsweise ziemlich frei von Inseln ist, beträgt seine Breite beinah 2 Meilen, während seine Tiefe von 10 Fuss bis auf einige Zoll wechselt, und das Bett mit zahllosen Sandbänken bedeckt ist. Die Ufer sind flach und dicht bewaldet, mit einer Menge Palmen besäumt, die aber selten höher als 70 Fuss werden; die majestätische Mora, die an den Flüssen Guiana's so häufig ist, fehlt hier ganz.

Da wir den 14ten mit dem frühesten Morgen aufbrachen, waren wir mit Tagesanbruch schon bei dem ganz öden Dorfe Maçarubi, und fuhren schon um 7 Uhr, 4 Meilen weiter unterhalb, an der Mündung des Cababuri vorüber, der hier 150 Yards breit ist. Er soll seinen Ursprung in einer Gebirgskette 100 Meilen weiter nördlicher haben, auf der auch die Sarsaparille wächst. Unter Carmo, einem Dorfe auf dem nördlichen Ufer, das jetzt in Ruinen liegt, breitete sich der Fluss bis zu 3 Meilen aus

und gewährte uns eine Fernsicht auf die vier vereinzelten Berge des Jecan, die sich auf dem südlichen Ufer erheben. Um 11 Uhr landeten wir zu Sant' Antonio de Castanheiro Novo, wo wir den Tag über rasten wollten und von dem Commandant auf das Herzlichste willkommen geheissen wurden. Das Dorf zählt 100 Bewohner und liegt am Fusse eines Hügels auf dem nördlichen Ufer des Flusses unter 0° 17′ 30″ südlicher Breite und 65° 42′ Länge oder 26 Meilen weiter westlich von der Lage, die ihm die Karten anweisen; eben so irren die Karten auch, wenn sie den Fluss Maraviha westlich von Castanheiro setzen, da er doch 16 Meilen östlich davon fliesst, wonach auch die Entfernung dieses Ortes von dem Cababuri nur 20 Meilen beträgt, während sie dort zu 55 Meilen angegeben wird.

Nachdem wir am 15ten März an den Mündungen des Abuara und Inambu auf dem nördlichen Ufer, und an dem Jecangebirge auf dem südlichen Ufer vorübergefahren, fanden wir, dass sich der Strom mit seinen zahlreichen Inseln bis auf vier Meilen ausbreitete; die Strömung betrug $1^7/_{10}$ Meilen in der Stunde. Die Mündung des Maraviha wird durch eine vier Meilen lange Insel verdeckt, wodurch der Fluss in zwei Kanäle getheilt wird, von denen der westliche der grössere ist. Der Maraviha bildet die Hauptstrasse nach dem Sarsaparillgebirge, das 120 Meilen weiter nördlich liegen soll. Während der trocknen Jahreszeit ist er jedoch nicht fahrbar. Indem wir uns am nördlichen Ufer durch ein wahres Labyrinth von Inseln winden mussten, erreichten wir das beinah gänzlich aufgegebene Dorf Sta. Isabel mit einer ganz niedlichen

Kirche, das aber nicht auf dem südlichen, wie es gewöhnlich auf den Karten verzeichnet ist, sondern auf dem nördlichen Ufer liegt. Diesem Dorfe beinah unmittelbar gegenüber fallen der Uenivixi, Aiuana und Urubaxi in den Negro; diese Flüsse bilden die Communicationsstrasse mit dem Japura im Süden, wo ebenfalls viel Sarsaparille gesammelt wird.

Die erste Neuigkeit, die ich den 16ten März bei Tagesanbruch erfuhr, war, dass unser Steuermann das Weite gesucht hatte, da er sich nicht weiter von seiner Heimath entfernen wollte; nirgends war ein anderer aufzutreiben, und ich musste dem Führer des Beischiffes das Steuerruder anvertrauen. Wir behielten das Fahrwasser des nördlichen Ufers bei, und fuhren nach 10 Meilen an der Mündung des Daraha vorüber, der dem Negro von Norden her zuströmt; er ist von gleicher Breite wie der Maraviha. Das Bett des Negro ist hier förmlich mit Granitfelsen bedeckt, die derselben Gruppe angehören, die bei Sta. Anna und Saõ Gabriel, das etwa 150 Meilen von hier entfernt sein mochte, den Fluss durchschneiden. Eigenthümlich ist es, dass keiner dieser Felsen mit jener schwarzen Kruste des Braunsteinoxyds bedeckt war, die ich in den Flüssen Guiana's überall antraf. Als wir weiter nach Osten vordrangen, erweiterte sich der Fluss immer mehr und hatte jetzt eine durchschnittliche Breite von 5—6 Meilen angenommen, so dass wir auch an einer Stelle, wo der Strom fast ohne alle Krümmung war, beinah einen Seehorizont vor uns liegen sahen; an einzelnen Stellen schien er sich sogar bis auf 10 Meilen auszubreiten, wenigstens

kam mir dies im Laufe des Tages so vor, wo wir eine Stelle erreichten, die ganz von Inseln frei war.

Da uns unser Pilot auf und davon gegangen war, so konnten wir nur nach vieler Mühe die Mündung des Padaviri entdecken; denn schon waren wir irrthümlicher Weise in die Mündung mehrer Flüsse eingefahren, bis wir am Morgen des 19ten März einer Igaritea oder grossem Kanoe begegneten, das uns unter Segeln entgegen kam, wo wir hörten, dass wir uns schon 6 Meilen unterhalb der Verbindung des Padaviri mit dem Rio Negro befänden. Wir suchten gleichfalls von dem günstigen Winde Nutzen zu ziehen, spannten eine Zeltdecke als Schönfahrsegel, eine Hängematte als Vordersegel und hissten die britische Flagge auf dem Strome auf, wendeten die Nase des Kanoes den Strom aufwärts, und in weniger als einer Stunde hatten wir die Mündung des Padaviri erreicht, die durch Inseln so verdeckt wird, dass es schwer fällt sie aufzufinden. Die weissere Färbung des Wassers, die scharf gegen die dunkeln Fluthen des Negro absticht, ist der einzige Führer. Eine grosse Insel drängt die Mündung nach Osten hin. Da wir gern die Niederlassung besuchen wollten, auf der die Regierung von Gran-Para eine Seilfactorei gegründet hat, die aber jetzt aus Mangel an Indianern nicht im Betrieb ist, liefen wir in den Strom ein und fanden ihn bis auf 150 Yards zusammengedrängt. Das Etablissement liegt ungefähr 9 Meilen den Padaviri aufwärts auf dem östlichen Ufer und wird von etwa 50 Einwohnern bewohnt.

Ich hoffte hier Herrn Vieth und Le Breton zu finden, sie waren aber schon nach dem Rio Branko aufgebrochen.

Der Morgen des 20sten, wo wir den Padaviri wie-

der verliessen, war so neblig, dass wir kaum 20 Yards vor uns sehen konnten. Die Eingebornen nennen diesen Nebel *fumaça* und sagen, er entstände durch den Rauch der einige hundert Meilen entfernt brennenden Savannen; diese Annahme ist jedoch höchst unwahrscheinlich. Die Temperatur der Luft stieg auf 81°, das Wasser behielt aber seine frühere Wärme von 83° bei. Gegen Morgen springt gewöhnlich ein starker Ostwind auf, der gegen Mittag seine grösste Stärke erhält, worauf er nach und nach wieder abstirbt, bis um drei Uhr Nachmittags auch nicht die kleinste Welle des Flussspiegels verkündet, dass die Wogen kurz vorher so aufgeregt gewesen waren, wo dieser mehr das Bild einer stürmisch aufgeregten Seeküste darbot, obschon das Meer wenigstens noch 1000 Meilen von hier entfernt lag.

Da wir nach Bararoa wollten, mussten wir am 21sten März den Strom, wegen der Menge Inseln, in zahllosen Windungen durchkreuzen und erreichten Lamalonga um 3 Uhr des Morgens; der Fluss war gewiss 10 Meilen breit.

Bararoa, früher St. Thomar, liegt 9 Meilen weiter abwärts; es ist auf einer Erhöhung des südlichen Ufers erbaut und Stufen oder vielmehr Leitern führen von dem Ufer zu den Häusern. Der Ort hat eine Kirche und die Ruinen von 20 Häusern; eine alte Negerin und ein indianisches Mädchen waren die einzigen Bewohner. Die Aeste der Bäume versperrten die Thüren, und das hohe Gebüsch und Gras vor denselben zeigten, in welchem Zustande der Entvölkerung sich das Ganze befand.

In der Nähe von Bararoa bemerkte ich eine Palmenart, die ich früher noch nicht gesehen hatte und die in

Gruppen von 40 bis 50 zusammenwuchsen; der Stamm ist schlank, mit Stacheln besetzt, erhebt sich bis auf 40 Fuss und trägt eine Krone fächerartiger Blätter; die Frucht ist würfelförmig und enthält einen Kern, wodurch es ausser allen Zweifel gesetzt wurde, dass es eine *Mauritia* (*Mauritia aculeata*) war. In der *lingua geral* heisst sie Maranna. Sie zeichnet sich besonders durch die Zierlichkeit ihres Baues und durch die dichten Gruppen aus, in denen sie vereint wächst. Sie muss an den Ufern des Flusses ganz ihren Boden gefunden haben, und die Strömung reisst oft ganze Gruppen heraus, die dann gewöhnlich mit den Gipfeln im Wasser versenkt sind, während die Wurzeln sich in die Luft erheben. Eine andere Species, die mit der erstern oft zusammen gefunden wird, hat gefiederte Wedel oder Blätter; ihr Stamm ist mit Fasern umgeben, die Frucht weich, mit einem Samenkern, der zusammengedrückt ist. Ausser diesen beiden Palmenarten war die Vegetation in ihrer Belaubung ungemein traurig; die lang anhaltende Hitze hatte die Bäume ihrer grünen Farbe, ja sogar ihres Laubes beraubt. Wohin wir auch unsere Blicke wenden mochten, überall sahen wir Feuer und Rauch, und während der Nacht gewährte es ein wahrhaft grossartiges Schauspiel, ganze Inseln in Flammen stehen zu sehen, wobei der Schein zahlreicher anderer aus der Entfernung herüber leuchtete. Da die kleinen Inseln oft meilenweit auseinander liegen, so ist es eine merkwürdige Erscheinung, wie das Feuer diese erreicht; wahrscheinlich entstehen diese Brände durch Selbstentzündung. Die Hitze und Dürre war den Fischen eben so nachtheilig geworden wie der Vegetation; sie lagen

in ungeheurer Anzahl auf den dürren Sandbänken und verpesteten die Luft rund herum. In solchen halbtrocknen Pfuhlen fanden wir auch die sonderbare Schildkrötenart, die Mata-Mata oder *Chelys fimbriata* in solcher Menge, dass wir sie zu Hunderten hätten sammeln können, wären wir nicht durch ihren unausstehlichen Geruch davon abgehalten worden; dessen ungeachtet wird sie doch von Vielen gegessen und dem Geschmacke nach ganz der grossen Flussschildkröte gleichgestellt.

Die Granitblöcke und Granitdämme des obern Negro sind jetzt ganz verschwunden, und verhärteter Thon ist an ihre Stelle getreten.

Am 22sten durchfuhren wir die grosse Lagune Warira oder Airaõ am südlichen Ufer, die den Fluss gleiches Namens aufnimmt, und bald darauf kamen wir an ungefähr 30 Hütten an, die sich längs dem Ufer wenigstens 1 Meile lang hinzogen. Der Eigenthümer baute um jede herum seinen Kaffee u. s. w.; die Eingebornen nennen sie Sitios oder Pflanzungen. Negersclaven fand ich nur wenig in diesen Pflanzungen, und ich glaube längs dem ganzen Negro gibt es kaum 600; eine gleiche Anzahl indianischer Sclaven versehen den Dienst in den Häusern und dienen zugleich als Arbeiter. Da unsere Lebensmittel schon ziemlich knapp wurden, so war es mir um so angenehmer, als ich hier einige gedörrte Fische kaufen konnte. Es war der Pirarucu der Brasilianer oder der Warapaima der Macusis (*Sudis gigas*). Das Fleisch, welches meistentheils eingesalzen und gedörrt wird, bildet einen Haupthandelszweig am Rio Negro und Solimoes. Dieser grosse Fisch, der oft eine Länge von 12 Fuss er-

reicht, ist den Naturforschern kaum bekannt; seine Schuppen sind ungemein gross und schön carmoisin gefärbt, woher er auch seinen Namen Pirarucu oder Rothfisch in der *lingua geral* erhalten hat. Ein grosser Theil dieser Fische wird getrocknet nach Para ausgeführt und man zieht bei niederem Wasserstande einen ungeheuren Gewinn daraus. Die Arroba zu 32 Pfund kostet hier 2—3 Milreis oder 12 Schilling. Im Rupununi ist er eben so häufig, und man muss sich wundern, dass ihn dort die Kolonisten noch nicht zum Handelsartikel erhoben haben. Will man einen Fischzug unternehmen, so versammeln sich gewöhnlich mehre kleine Boote mit Harpunen, die den Fisch dann in die seichten Stellen treiben, wo er ganz leicht gefangen werden kann. Moreira oder Cabuquena, in dessen Nähe wir die Nacht unser Lager aufgeschlagen hatten, liegt unter $0^{0}\ 34'\ 54''$ südlicher Breite; es hat eine Kirche und 20 Häuser, schien aber gegenwärtig ganz verlassen zu sein, da seine frühern Bewohner sich nach ihren Sitios zurückgezogen haben.

Die Declination der Magnetnadel am Morgenpunkte betrug auch am 23sten März 5^{0} Ost; dieses war beinah dasselbe Resultat, was sich mir unter allen meinen Beobachtungen in Guiana ergeben hatte. Von dem $63.^{0}\ 20'$ westlicher Länge nimmt der Fluss einen mehr südlichen Lauf an und behält dann während 150 Meilen, bis zur Mündung des Rio Branko, seine südöstliche Richtung bei. Indem wir unser Fahrwasser längs dem südlichen Ufer beibehielten, fuhren wir an der Mündung des Quihiuni und der Lagune Gunimaru hin, und landeten am Abend an einer Insel.

Am 24sten erreichten wir ziemlich früh Barcellos, jetzt Mariua; vom Flusse aus gewährt es einen ganz freundlichen Anblick. Die Kirche, die grösste, welche wir bisher gesehen, liegt auf einer Anhöhe und ist von einigen gut gehaltenen Bäumen umgeben; einige Schooner und Schaluppen, die bei der Stadt vor Anker lagen, verliehen dem Ganzen ein so freundliches und belebtes Aeussere, wie man es auf diesen Riesenströmen nur selten antrifft. Am Anfang dieses Jahrhunderts zählte Barcellos gegen 10,000—12,000 Einwohner und war zugleich die Hauptstadt der Capitania do Rio Negro; seitdem aber der Regierungssitz nach Manaos oder Barra verlegt worden ist, stieg auch sein Verfall mit jedem Jahre mehr. Jetzt mögen wohl kaum noch 20 Häuser bewohnt werden; denn der grösste Theil der Besitzer lebt auf seinen Sitios oder Pflanzungen, und bebaut seinen Grund und Boden.

Hier trafen wir auch Herrn Vieth und Le Breton wieder, nachdem wir sechs Monate von einander getrennt gewesen; sie hatten unterdessen geologische und botanische Gegenstände gesammelt. Die Schwierigkeiten und Verzögerungen, die ihnen von den Beamten in den Weg gelegt worden waren, bewiesen mir nur zu deutlich, dass, hätte ich nicht meine Warraus, Guinaus und Maiongkongs bei mir gehabt, gewiss Monate vergangen sein würden, bevor ich Barcellos erreicht haben würde. Jetzt hatten wir von Esmeralda aus bis Barcellos nur 21 Tage gebraucht, was mit Einschluss der Krümmungen, eine Entfernung von 575 Meilen betrug, wonach wir im Durchschnitt täglich über 27 Meilen zurückgelegt hatten. Ob wir unser Ziel so schnell erreicht haben würden, wenn wir den Mavaca und

Padauiri gefolgt, stand noch dahin. Es freute mich ungemein, den ersten Familien des Ortes, vorzüglich den Senhores Rodolfo, Pini und Coito, meinen persönlichen Dank für die Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit, die sie meinen Freunden während ihres Aufenthaltes erwiesen, persönlich abstatten zu können.

In der Nähe von Barcellos liegen am Ufer zwei grosse Blöcke grobkörnigen Marmors, die als Grenzsteine zwischen den brasilianischen, spanischen und holländischen Besitzungen dienen sollten; jetzt aber werden sie wohl ihre Bestimmung niemals erreichen.

Der Strom ist bei Barcellos gegen 15 Meilen weit, wird aber durch eine Menge Inseln in zahllose Kanäle getheilt. Die Ufer behalten ihren angeschwemmten Charakter bei, nur dass durch irgend eine Naturkraft ein riesiges Stück grobkörniger Granit hieher gewälzt worden ist. Der Wasserstand des Flusses war eben jetzt so niedrig, wie es sich Senhor Coito, der seit 30 Jahren hier wohnte, bisher noch nicht erinnern konnte. Das Anschwellen des Flusses beginnt gewöhnlich Anfang März und erreicht im Juni seinen höchsten Stand, wo er sich dann 15—20 Fuss, oft wohl auch 25 Fuss über seinen jetzigen Wasserspiegel erhebt. Dann fällt er nach und nach, bis er im September seine mittlere Höhe erhält.

Das Wetter war während unseres dreitägigen Aufenthalts zu Barcellos höchst ungünstig, weswegen ich auch keine astronomischen Beobachtungen anstellen konnte.

Nachdem wir uns auf eine längere Reise mit Lebensmitteln versorgt hatten, brachen wir am Nachmittag des 27sten März auf und setzten unsern Weg längs dem südli-

chen Ufer des Flusses zwischen den Inseln fort, die hier gleichsam eine ununterbrochene Reihe bilden. Der Fluss war bereits 10 Zoll gestiegen und schien jede Minute höher anzuschwellen, so dass auch schon einige der flachern Inseln überschwemmt und die Sandbänke gänzlich mit Wasser bedeckt waren. Auf den wenigen, die noch sichtbar waren, hatten sich ganze Herden Wasserraben, Scheermesserschnäbler und rosenrothe Löffelgänse versammelt. Am Mittag des 29sten März fuhren wir an Aracari, Carvoeiro oder San Miguel de Rio Branko vorüber, das ungeachtet seines hochklingenden Namens, doch nur 20 Häuser und eine Kirche besitzt, die ganz gefällig auf dem südlichen Ufer des Flusses in einer kleinen Bucht erbaut sind. Diesem Ort unmittelbar gegenüber, auf dem nördlichen Ufer, befindet sich die Mündung des Serevini, der durch einen Kanal mit dem Rio Branko in Verbindung steht und daher gewöhnlich als eine westliche Mündung des Rio Branko angesehen wird, die unter dem Namen Boca Amayau bekannt ist. Der Rio Negro wird hier von 15 Meilen auf 3 Meilen zusammengedrängt. Neun Meilen unterhalb Aracari stiessen wir auf dem südlichen Ufer wieder auf Felsen im Flusse; es waren die ersten seit Isabel, das beinah 250 Meilen von hier entfernt liegt. Einige Meilen weiter abwärts nahmen die Gewässer des Rio Negro eine weissliche Färbung an, was uns ein sicheres Zeichen war, dass wir uns der untern oder östlichen Mündung des Rio Branko oder weissen Flusses genähert hatten. Während der Nacht hielten wir auf einer kleinen Insel, die mit einer *Eugenia* bedeckt war, deren Früchte die Grösse einer grossen Kirsche und einen angenehmen

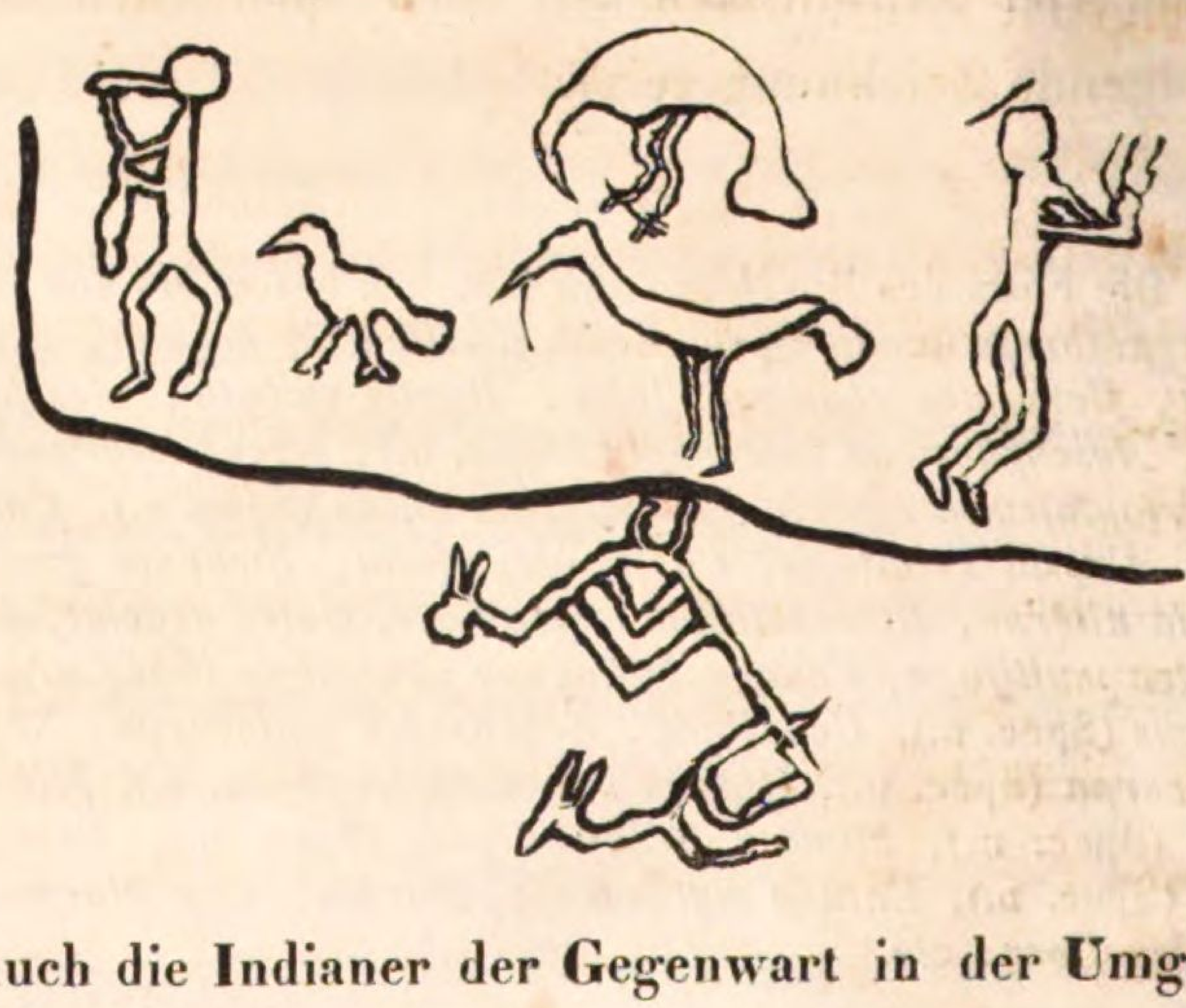
Geschmack hatten [1]. Vergebens blieb ich die ganze Nacht hindurch auf, um einen günstigen Augenblick für astronomische Beobachtungen zu erhaschen, doch auch meine letzte Hoffnung, der Centaur, passirte den Meridian, ohne dass ich ihn beobachten konnte. Bald nachher brachen wir auf und erreichten die Ilha de Pedra gegen Sonnenaufgang.

Die indianischen Gemälde-Schriften, welche diese kleine Insel besonders merkwürdig machen, befinden sich an ihrem südlichen Strande und sind in harten Granit gearbeitet; und obschon die Atmosphäre auch auf sie eingewirkt hat, so haben sie doch immer noch eine Tiefe von mehren Linien. Sie sind ungemein zahlreich und stellen Menschen, Vögel und Thiere dar. Auf einem grossen Block sieht man 13 menschliche Figuren, die in einer Linie aufgestellt sind, gleichsam als ob sie tanzten; die merkwürdigsten Figuren sind aber ohne Zweifel zwei Fahrzeuge unter Segeln; das kleinere ist ein Zweimaster, das grössere hat dagegen viel Aehnlichkeit mit einer spanischen Galione, wie folgende Zeichnung zeigt.

1 Die Flora des Rio Negro zeichnet sich besonders aus durch *Latreillea glabrata* (neue Spec. Benth.), *Wedelia hispida*, *Coutoubea ramosa*, *Herpestes chamaedrifolia*, *Hyptis spicata*, *Aeschynomene ciliata*, *Aeschynomene interrupta* (Spec. n.), *Drepanocarpus inundatus*, *Trioptolemea riparia*, *Diplotropis nitida* (Spec. n.), *Cassia moschata*, *Cassia Trinitatis*, *Cassia obtusifolia*, *Swarzia grandiflora*, *Swarzia alterna*, *Heterostemon mimosoides*, *Outea acaciaefolia* (Spec. n.), *Outea multijuga*, *Vouapa*, *Peltogyne paniculata* (Spec. n.), *Schnella splendens* (Spec. n.), *Copaifera*, *Schranckia leptocarpa*, *Schranckia brachycarpa* (Spec. n.), *Mimosa micracantha* (Spec. n.), *Mimosa acacioides* (Spec. n.), *Mimosa Schomburgkii* (Spec. n.), *Entada polyphylla* (Spec. n.), *Entada myriadenia*, *Parkia*, *Ilex Macucu*, *Erythroxylon Coca*, etc.



Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, dass diese Nachbildungen einer spätern Zeit angehören, wahrscheinlich der, wo nach der Entdeckung des Amazonenstroms die Schiffe der Conquistadores schon den mächtigsten Fluss der Welt befuhren. Die Gruppe menschlicher Gestalten, Vögel u. s. w. soll wahrscheinlich irgend ein freudiges Ereigniss darstellen; vielleicht das erste Erscheinen der Europäer auf dem Amazonenstrom.



Auch die Indianer der Gegenwart in der Umgebung

von Pedrero sagen, dass diese Sculpturen dem Alterthum angehören und behaupten, sie seien durch anhaltende Friction mit Quarzkieseln eingegraben worden. Es mag dies der Fall sein, unser Versuch aber blieb fruchtlos, wie dies auch stets der Fall war, wenn wir mit zwei Stücken Holz Feuer hervorrufen wollten, obgleich dies bei den Indianern ungemein schnell gethan ist. Unermüdliche Geduld mag auch hier mit Erfolg gekrönt worden sein. Diese Figuren waren aber bei weitem nicht so tief eingegraben als die am Corentyn und zu Waraputa am Essequibo.

Pedrero, das frühere Moura und Itarendaua oder der „Ort der Felsen" der Eingebornen, mit welchem Namen es auch in allen officiellen Urkunden benannt wird, liegt ungefähr zehn Meilen Ost bei Süd von der Insel Ilha de Pedra, auf dem südlichen Ufer des Flusses.

Es war mir auch hier sehr angenehm, dem Capitain Bemfico und Senhor Brandao meinen persönlichen Dank für die gütige Aufmerksamkeit abstatten zu können, die sie Herrn Vieth und Le Breton erwiesen. Wir wurden mit der grössten Gastfreundschaft empfangen und blieben drei Tage zu Pedrero, das, da es gerade Ostern war, ein ganz freundliches Kleid angezogen hatte. Da man eben eine neue Kirche aufbaute, so wurde die Messe in dem Hause neben unserer Wohnung gehalten, welches auch später zum Ballsaal diente. Die grösste Merkwürdigkeit in Pedrero ist ein Albino, ein Indianer aus dem Stamme der Wainampu. Es war ein Mann von etwa 40 Jahren und man sagte mir, dass seine beiden Kinder ebenfalls Albinos wären.

Ungefähr 10 Jahre früher war Moura oder Pedrero ein blühender Ort, mit etwa 100 Häusern und 1000 Einwohnern; jetzt mögen höchstens noch 200 Menschen hier wohnen.

Als wir den Negro wieder zurückfuhren, fanden wir den Strom schon bedeutend angeschwollen, und unsere Arbeit war daher nicht die leichteste. Wir fuhren nochmals an der Ilha de Pedra vorüber, erreichten aber die Mündung des Rio Branko erst spät am Abend und unsern Landungsplatz erst gegen Mitternacht.

Die Nacht des 3ten Aprils war eben so wolkig als die vorhergehenden, so dass ich nun schon seit dem 22sten März keine astronomischen Beobachtungen hatte anstellen können. Den folgenden Morgen setzten wir unsere Reise den Rio Branko aufwärts in nördlicher Richtung fort, wobei dieser immer mehr und mehr sank, während der Rio Negro reissend stieg. Die Einwirkung dieses Steigens des Rio Negro auf den Rio Branko kam uns ungemein zu Statten, denn sie unterstützte unser Rudern über 30 Meilen aufwärts. Die Ufer des Rio Branko fanden wir hier ungemein hoch. Etwa 22 Meilen von seiner Mündung entfernt, trennt sich der Kanal, der sich mit dem Serevini verbindet, nach Süd-West hin ab. Am Morgen des 5ten Aprils landeten wir zu Santa Maria, einem kleinen Dorfe am östlichen Ufer, etwa 46 Meilen von der Mündung des Branko; nach der Meridianhöhe zweier Sterne, liegt das Dorf 0^0 37′ südlicher Breite.

Wir fanden hier eine Anzahl Indianer, die bei der letzten Sclavenjagd oder Descimento, wie man diese hier

nennt, gefangen genommen waren. Das Gouvernement hatte befohlen, dass die alten Männer, Frauen und Kinder, die man bei der Expedition mit fortgeführt hatte, freigelassen und in ihre Heimath entlassen werden sollten. Als sie in Santa Maria hörten, dass man mich hier erwarte, so hatten sie sich entschlossen bis zu meiner Ankunft da zu bleiben. Es waren 2 alte Männer, 5 Frauen und zwei Kinder, die sich ganz selbst überlassen und fast dem Hungertode nahe waren. Obgleich unsere Kanoes schon überladen waren, so machte ich doch für drei in meinem eignen Platz, und kaufte für die übrigen ein kleines Corial. Den nächsten Tag sollten noch sieben andere nachkommen.

Die Umgebungen des Flusses waren an den beiden folgenden Tagen ungemein einförmig und das Wasser fiel immer mehr; die Ufer dabei ungemein hoch, so dass wir auch unsere Zelte auf einer Sandbank aufschlagen mussten, was uns um so lästiger fiel, als wir dadurch den Gewitterstürmen ausgesetzt blieben, die gewöhnlich gegen Mitternacht hereinbrachen und dann die Sandbänke gänzlich durchnässten. Gegen Sonnenuntergang landeten wir am 8ten April bei Nossa Santa do Carmo, einem kleinen Dorfe 50 Meilen weiter aufwärts, das auf dem rechten Ufer erbaut ist und von seinen vielen Orangenbäume seinen Namen hat; es schien von ungefähr 500 Menschen bewohnt zu werden, unter denen ich mehre Wapisianas und Atoroyas fand, die bei einer frühern Sclavenjagd hierher gebracht und später entlassen worden waren. Die Nacht war hell und nach der Meridianhöhe von 4 Sternen lag

das Dorf unter 0^0 16′ 30″ nördl. Breite, wonach wir den Aequator am vorigen Tag durchschnitten haben mussten.

In der Nacht vom 8ten zum 9ten April brach, als wir eben an der Mündung des Wariacura lagerten, ein so fürchterlicher Gewittersturm über uns herein, wie ich ihn bisher in Guiana noch nicht erlebt hatte. Carmo verliessen wir gegen 2 Uhr des Morgens und ruderten bis 6½ Uhr am Abend. Nachdem wir 11 Meilen zurückgelegt, fuhren wir an der Mündung des Catrimani auf dem westlichen Ufer vorüber. Sie war fast ganz mit Sand verstopft und der Fluss selbst zu einem unbedeutenden Bach von 4 Yards Breite zusammengetrocknet; ein Umstand, der früher noch nie eingetreten war. Ist das Bett voll, so beträgt seine Breite 150 Yards. Einige Jahre früher waren mehre Bewohner von Carmo den Catrimani hinaufgestiegen und hatten das Land der Sarsaparille erreicht. Ungefähr 60 Meilen von seiner Verbindung mit dem Branko liegt ein Dorf der Pauishanas, die sowohl mit den Indianern, die die Gegend der Quellen des Catrimani bewohnen, als auch mit den Bewohnern des Mocajahi und den Wapisianas am Rio Branko Handel treiben. Ein Pfad von fünf Tagereisen soll vom Catrimani nach dem Mocajahi oder Kaïawana führen. Das Bett des Catrimani ist während seines Laufes durch die Gebirge dicht mit Felsen und Wasserfällen angefüllt, weswegen es auch nur unter der Regenzeit mit kleinen Kanoes befahren werden kann. Er vereinigt sich mit dem Rio Branko von Ost-Süd-Ost her. Etwas oberhalb seiner Mündung, auf demselben Ufer, verbindet sich auch der kleine Fluss Inivini mit

dem Rio Branko. Unser Lager am Wariacura lag unter 0° 34′ 20″ nördl. Breite.

Sechs und zwanzig Meilen weiter unterhalb fuhren wir an der Mündung des Uanavau, Anava oder Wanawau vorüber, der sich mit dem Rio Branko von Nord-Ost und Ost verbindet und seine Quellen in der Nähe der des Yurawauri, eines Nebenflusses des Essequibo, haben soll; an seinem obern Gebiete wird er von den Tarumas bewohnt; seine Mündung war 150 Yards breit.

Unter 1° 45′ nördl. Breite kommen, ungefähr 10 Meilen südlich von dem Yawuttangebirge oder der Serra da Cachoerinha der Portugiesen, wieder Granitblöcke zu Tage, die sich oft, besonders an dem östlichen Ufer des Flusses, bis zu 300 Fuss über die Ebene erheben; dieser Granitzug durchschneidet den Fluss und bildet hier die so bekannten Fälle des Rio Branko. Der ganze Bereich dieser Fälle und Stromschnellen nimmt eine Länge von 7 Meilen ein, und an dem grössten dieser Katarakte, dem Caruwanna, mussten wir unsere Kanoes ausladen. Der senkrechte Fall der ganzen Strecke beträgt 60 Fuss, und der grösste der Katarakte stürzt sich kaum 10 Fuss perpendiculär herab; er ist bei weitem nicht so bedeutend als der Itabally und Taminet im Essequibo.

Am 18ten April sahen wir endlich die Serra Grande oder das Carumágebirge wieder, es lag nach Nord-Nord-Ost, und fröhlich hiessen wir unsern alten Bekannten willkommen. Gegen Sonnenuntergang landeten wir bei Sitio Angelini, und da die Nacht hell war, was seit dem 13ten nicht mehr der Fall gewesen, so ergab sich mir, dass Sitio Angelini unter 2° 18′ 20″ nördl. Breite liegt. Die

Nachricht, dass wir am Orinoko erschlagen worden wären, hatte sich auch hier verbreitet, und obgleich wir Fremdlinge waren, so schien unsere Ankunft doch allgemeine Freude zu verbreiten. Am Nachmittag des 19ten Aprils erreichten wir die Mündung des Mocajahi, Kaïawanna der Indianer, der dem Branko von Westen her zuströmt. Merkwürdig ist es, dass der Rio Branko gegen den Mocajahi anströmt, denn dieser fliesst Süd 17° West, während jener Nord 49° Ost oder gerade 3 Punkte weniger, um ihm unmittelbar entgegenzuströmen; er scheint auch seinen Lauf nicht verändert zu haben, da die Bäume an den Ufern beider Flüsse von gleichem Alter waren. Der Mocajahi wird von den Pauishanas und Wayamaras bewohnt; Murumuru, das erste Dorf jener, soll 14 Tagereisen den Fluss aufwärts liegen. Da aber der Lauf desselben ungemein gekrümmt ist, so führt ein viel kürzerer Weg von dem Wapisianadorfe am Wauwau nach den Pauishanas; auf diesem Pfade stehen auch die beiden Stämme in ununterbrochener Verbindung mit einander.

Nach allen Nachrichten zu schliessen, die ich darüber einziehen konnte, hat der Kaïawanna seine Quellen auf jener grossen Grenzscheide der Gewässer des Orinoko, Parima Proper, Catrimani und Padauiri, oder am südlichen Winkel der Sandsteingebirge, die sich vom Maritani aus verbreiten. Ein Weg von drei Tagereisen soll von dem Wayamaradorfe am Parima, unter 3° 15′ nördl. Breite, nach den Dörfern am Mocajahi führen, wo der Fluss ungefähr 40 Yards breit ist. Dies würde die Quellen viel weiter westlicher legen, als sie alle neuern Karten angeben. Eben so wenig hege ich nach Allem, was

ich in der Nähe der Quellen des Orinoko hörte, einen Zweifel, dass der Paraba, der seinen Ursprung in den Umgebungen des Berges Tematiban hat, und auf den die Indianer dieser Gegenden nach dem Rio Branko herabsteigen, der Mocajahi der portugiesischen Karten und der Kaïawanna der Wapisianas ist.

Den 19ten April fuhren wir bis 1½ Uhr des Morgens und hielten dann am Fusse der Serra Grande oder Carumá.

Während der Tage vom 20sten bis 22sten April bliess der Wind in so heftigen Stössen aus Norden, dass wir nur ungemein langsam vorwärts rückten, erreichten aber doch am Nachmittag des 22sten Aprils das Fort Saõ Joaquim wieder.

Sieben Monate und zwei Tage waren vergangen seitdem wir die Festung verlassen; in diesem Zeitraum hatten wir eine Reise von 2200 Meilen in einem Kreise zurückgelegt, der die Quellen der nördlichen Nebenflüsse des Takutu, die des Mazaruni, den Ursprung des Caroni, die nördlichen Nebenflüsse des Parima, die Quellen des Párawa, des Parima Proper, Merewari, Orinoko, Cassiquiare und die nördlichen Nebenflüsse des Rio Negro bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Branko, den wir jetzt 300 Meilen, mit Einschluss seiner Krümmungen, aufwärts gestiegen waren, in sich schloss. Die Reise vom Rio Negro bis zum Fort Saõ Joaquim hatte 20 Tage gedauert. Der Commandant hiess uns herzlich willkommen und wies uns unsere alten Wohnungen wieder an; es zog mich aber zu sehr nach Pirara, um mich hier lange aufzuhalten. Ich fuhr daher am Nachmittag des 27sten Aprils

auf einem leichten Corial dorthin ab und stieg den Takutu unter einer Menge Schwierigkeiten hinauf, da der Fluss, der im vorhergehenden Juli 690 Yards breit und 11 Fuss tief gewesen war, jetzt an seiner Mündung kaum noch 10 Yards fliessendes Wasser enthielt und dabei kaum 11 Zoll tief war. Wir erreichten Pirara am Abend des 1sten Mai. Ein Detachement Brasilianer hatte dieses in Besitz genommen, den würdigen Missionair Youd vertrieben und seine Herde auseinander gesprengt. Ob die brasilianische Regierung ein Recht dazu hatte, gehört nicht hierher. Die frühere Kapelle war jetzt zur Kaserne umgewandelt und das Gebäude, in dem das erste Samenkorn des Christenthums unter die glücklichen Indianer ausgestreut worden war, wurde jetzt der Schauplatz obscöner Reden und nächtlicher Gelage.

Nach einer anhaltenden Hitze von drei Monaten, fiel am 3ten Mai zu Pirara der erste Regen wieder, und mit ihm begann der grosse Wechsel des Wetters; die Flüsse fingen an zu steigen und Mitte Mais bildeten die Savannen einen grossen See, aus dem sich Pirara, das 80 Fuss über dem Wasserspiegel des See's Amucu liegt, gleich einer Insel erhob. Gegen das Ende des Mais kamen unsere grössern Kanoes mit unsern Sammlungen von Saõ Joaquim an und wurden nach dem Quatata gezogen, der mit dem Rupununi in Verbindung steht; bald befanden wir uns auf den Fluthen des Rupununi und seine gesteigerte Strömung brachte uns schnell vorwärts, so dass wir auch schon am 11ten Juni in den Essequibo einfuhren.

Am 13ten landeten wir am Comuti oder Taquiare, den ich nochmals bestieg und die Höhe dieser Granitmasse

ganz in Uebereinstimmung mit meiner frühern Messung fand; ich erhielt auch jetzt wieder 160 Fuss als Resultat.

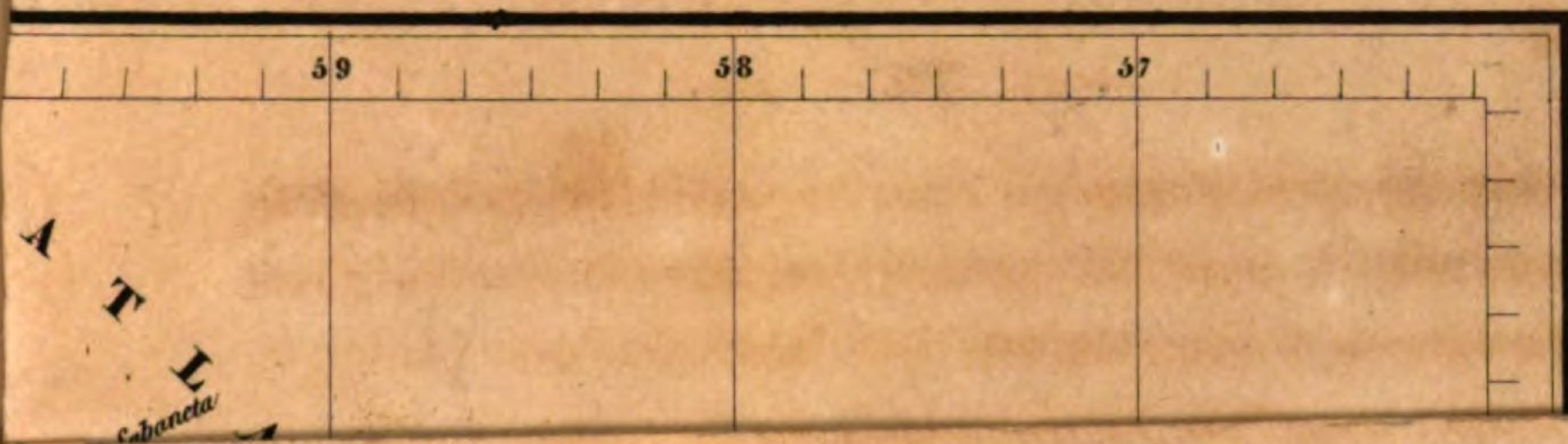
Das Bett des Essequibo war bis zum Ueberfliessen voll und die Fälle hielten daher unsere Fahrt auch nicht auf. In fünf Tagen legten wir den Weg zurück, der uns beim Aufsteigen 23 Tage weggenommen hatte. Am Morgen des 17ten Juni kamen wir bei der protestantischen Mission Bartika Point an; die wehenden Flaggen und das Abfeuern der Gewehre waren sprechende Zeugen, mit welcher Freude die Bewohner unsere glückliche Rückkehr feierten. Durch ein sonderbares Zusammentreffen wurde ich auch diesmal wieder, wie schon bei der Rückkehr von meiner ersten Reise im Jahre 1836, beim Landen von dem Bischof von Barbadoes empfangen, der sich jetzt, wie damals, auf einer Visitationsreise in der Missionsanstalt befand. Mit innerm Schmerz theilte ich ihm die trüben Nachrichten über die Zerstörung der Missionsstation zu Pirara mit, an deren Gründung dieser würdige und allgemein geliebte Geistliche nicht allein das lebhafteste Interesse genommen, sondern selbst auch dabei thätig gewesen war.

Zwei und zwanzig Monate waren vergangen, seitdem ich diesen Ort verlassen und dem civilisirten Leben und dessen Annehmlichkeiten Lebewohl gesagt hatte. Während dieser Zeit hatte ich den Essequibo bis zu seinen Quellen verfolgt, einen Strich von mehr als 3000 Meilen meistentheils zu Wasser bereist und war jetzt unter dem gnädigen Schutz der Vorsehung im Begriff nach Georgetown zurückzukehren, das ich auch am 20sten Juni 1839 glücklich erreichte.

Die Binnenschifffahrt einer der ausgezeichnetsten Ko-

lonien Grossbritanniens ist so vorzüglich, dass ich nicht schliessen kann, ohne die Aufmerksamkeit der Regierung nochmals auf die ungemein günstige Wasserverbindung dieses Theils von Südamerika hingelenkt zu haben. Würde die kurze Portage zwischen dem Quatata und dem See Amucu (in der Regenzeit ungefähr 800 Yards) durchstochen und ein Kanal von ungefähr 3 Meilen Länge zwischen dem Guapore, einem Arm des Marmore und Madeira, und dem Rio Aquapehi, einem Arm des Taura und Paraguay gegraben, dann wäre eine Binnenschifffahrt zwischen Demerara und Buenos Ayres, über eine Strecke von 42 Breitengraden, eröffnet. Der Napo, ein Nebenfluss des Solimoes, bietet die Verbindungslinie zwischen Quito; der Ucayali mit Cuzco; der Huallaga mit Lima und dem stillen Ocean Auf dem Rio Negro, Orinoko, dem Cassiquiare und seinem Nebenflusse, dem Meta, bietet sich eine ununterbrochene Wasserstrasse dar bis Neu-Grenada und bis ungefähr 8 Meilen vor Santa Fé de Bogota. Besässe auch britisch Guiana die Fruchtbarkeit nicht, die dasselbe so sehr auszeichnet, dann würde es schon diese Binnenschifffahrt ungemein wichtig machen; aber gesegnet mit einer Fruchtbarkeit, wie man sie nur selten finden möchte, erhöht diese ausgedehnte Wasserverbindung den Werth dieser Kolonie nur noch mehr; und wenn der Strom der Einwanderung hierher geleitet werden könnte, um alle diese unschätzbaren Hülfsquellen ins Leben zu rufen, dann würde der Hafen von Demerara mit jedem andern Südamerikas wetteifern.

Bayerische Staatsbibliothek München


59
58
57
A T L
Cabaneta

Gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schomburgk, Robert Hermann, / Schomburgk, Otto, / Humboldt, Alexander <<
von>>

Robert Hermann Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835-1839 nach seinen Berichten und Mittheilungen an die Geographische Gesellschaft In London : mit 6 colorirten Ansichten und einer Karte

Leipzig 1841

4 lt.sing. 241 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10366750-5